Jakob Schaffner

Der Dechant von Gottesbüren

Roman


ER & Cie A.G.
unsthandlung
RICH I

Der Dechant von Gottesbüren

Jakob Schaffner

Der Dechant von Gottesbüren

Roman



24. Auflage

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erster Teil

Liebe

In einer schönen alten hessischen Kleinstadt steht ein ebensolcher Dom, an dem ein Mann von bedeutenden Qualitäten als Dechant wirkt. Das heißt, die Qualitäten fangen erst recht an, wie ein Sternnebel zu atmen und zu leuchten; eine Zeitlang schien es, als sollten sie sich in Liebhabereien so aufbrauchen und der Rest in die allgemeine Luft verpuffen, und als sollte ein süddeutscher Christ und Katholik nach nicht unernsten Jugendwegen sich so sachte ins weltbürgerliche Wohlgefallen verlieren. Die Welt sah diesem Spiel mit Ruhe zu, aber der Erzbischof hatte seine eigene Meinung darüber, und Gott hatte noch eine eigenere. Aus der Entwicklung dieser und anderer Verhältnisse, von denen sofort die Rede sein soll, entstand dann durch Herbst und Winter ein Schicksal, das sich mit Nutzen erzählen lassen wird.

Als der Erzbischof den damaligen frommen, hoch- und tiefsinnigen Pfarrer Klemenz Eckart auf das Dechanat gestellt hatte, war es in der Meinung geschehen, einen etwas ausgesetzten Posten mit einem lebendigen und treuen Mann zu versehen, denn ringsum standen und drehten sich auf den Türmen im Wind der Zeit die Hähne des Protestantismus um die steilen, hohen Kreuze des Domes. Als dann der Dechant im zweiten oder dritten Jahr als erste öffentlich sichtbare Amtshandlung die Renovierung des Domes beim Erzbischof anregte und nach dessen Zustimmung bei der Regierung forderte, lag die Notwendigkeit dazu mit vielen Zerfallsmerkmalen deutlich vor und widersprach die Unternehmung in keiner Weise den Erwartungen, die sein hoher Vorgesetzter sich von ihm machte, obwohl sie auch nichts Unmittelbares mit dem christlichen Kernpunkt zu tun hatte, denn das Licht der Welt ist in einem Stall aufgegangen, und in großen, herrlichen Gottes-

häusern hat man schon viel Verderbnis und Todesstarre gesehen. Inzwischen stellte es sich aber heraus, daß die endlich nach jahrelangen Verhandlungen eingeleitete Arbeit dem Dechanten mehr Stoff gab zu schönwissenschaftlichen als zu geistlich frommen Anregungen. Aus der männlich gottseligen Entschiedenheit leiteten sich sachte gewisse Kunsttrödeleien ab. Der hellsinnige Freund Gottes entwickelte sich zu einem Freund von hübschen Altertümern; er wurde ein Truhen- und Bücherwurm, ein Schürzenjäger nach alten Meßgewändern, ein blonder Maulwurf der zünftigen Kunstgeschichte, der seinen gelehrigen Rüssel bald überall ansetzte. Wo die Hacke der Arbeiter aufschlug, da war er sofort mit seinen Fingern dazwischen, um ein zugetünchtes oder vergrabenes Altertum herauszuklauben, und bald ging überhaupt das ganze Baugeschäft mit der begeisterten Mithilfe des Architekten nach seinem kunstgeschichtlichen Interesse. Jeden Morgen sah man den ziemlich großen, ernsten Mann mit sauberer Sutane in das Trümmerfeld kriechen, in das er die Stätte der Andacht nach und nach verwandelt hatte, und mittags kroch er mit schmutziger und mit den Lungen voll Kalkstaub wieder heraus, um sich zuerst einigermaßen wieder zurecht zu schütteln und zu husten, und dann wie ein Maurergeselle zum Mittagessen zu gehen.

Die erste Person, mit der ihn dies neue Leben in Widerspruch brachte, war weder Gott, der viel Zeit, noch der Erzbischof, der etwas weniger hatte, sondern seine alte, treue Haushälterin. Das war ein gottesfürchtiges und redliches Weib von einigen fünfzig Jahren, das noch einen Zahn besaß, damit aber tüchtig zubiß, und ein braves, unerschrockenes Herz, dem man ganz zu Unrecht Härtigkeit nachredete; was so aussah, das war Notwehr. Im Haus eines Dechanten am Dom einer nicht eben reichen Kleinstadt laufen die Möglichkeiten, Geld auszugeben, wie Hühnerscharen die Treppen auf und ab, und wenn nicht ein guter Haushund zum Rechten

sieht, so kann der Dechant gegen das Ende des Vierteljahres selber auf den Bettel gehen, wenn er nicht seine Opferstöcke angreifen will. Eine gewisse geistliche Verwegenheit im Ausgeben von Geld war außerdem ein Zug an ihrem Herrn, den sie verehrte und um dessenwillen sie ihn mit liebte — er hatte für sie noch andere, mit denen sie weniger zankte —; die liebende Verehrung hörte bei ihr höchstens einmal auf, wo die großmütige Neigung den Gang des Hauswesens in Gefahr brachte und zur vollkommenen Kassenöde führte, was leider immer wieder vorkam. Obwohl er nun schweres Geld in seine Privatliebhaberei steckte und sogar sein Kapital dafür angriff, und obwohl er ihr beschmutzte Schuhe und zerrissene Sutanen genug ins Haus brachte, setzte ihr Widerstand doch nicht auf der irdischen Linie ein, so wenig ihr auch diese Dinge gefielen, sondern in ihren Augen hängte sich ihm, seitdem er den heiligen Ort zur Rumpelkammer gemacht hatte, je länger, je sichtbarer ein Gespinst von Gotteslästerlichkeit an. Wenn er gegen ihr Gemurre mehr oder weniger geduldig die Notwendigkeit und den Zusammenhang der Maurerarbeiten ins Treffen zu führen suchte, so hatte er den Schein der Wahrheit für sich, aber auch nur den Schein, und die alte Person hieb keineswegs ins Blaue, wenn sie meinte, daß er darum doch nicht das ganze Münster einzureißen brauche, außer wenn er ein völlig neues bauen wolle, aber soviel sie wisse, sei eine Ausbesserung im Werk, kein Neubau. Wenn er also die Gemeinde einen Sonntag wie den andern im nachgelassenen Maurerstaub zwischen groben Gerüsten und umgestürzten Altären auf dem bloßen Erdboden knien lasse — denn auch die Platten waren allenthalben aufgebrochen —, so müsse man doch sagen, daß eine Kirche für den Gottesdienst da sei, und sie ihrerseits pfeife ihm auf seinen gebildeten Architekten, der ihn nur noch mehr verführe, und auch auf die alten Meßgewänder, die man unter den Platten gefunden habe, Gott möge ihr die Sünde verzeihen. Ihr

sei die Andacht verdorben, und wenn sie während des Hochamts weltliche und zankfüchtige Gedanken beschlichen, so trage er daran die Schuld.

Nun war er nicht der Mann, dergleichen Einsprüche auf die leichte Achsel zu nehmen, und die Zweifel einer gläubigen Seele hatten ihm je und je starken Eindruck gemacht. Aber hier handelte es sich nachgerade um eine Leidenschaft. Wo er hinguckte, da sah er geschichtliche Niederschläge und Kunst oder Unkunst, aber keine göttlichen Beziehungen mehr und kaum noch menschliche, wie dem Pilzsucher mit der Zeit überall Pilze aufstoßen, schließlich kann er kein Stückchen Wald oder magern Rasen sehen, ohne ihn auf Pfifferlinge und Champignons einzuschätzen. Er hätte am liebsten auch den unendlichen Himmel abgekratzt, um zu sehen, ob nicht Freskeu darunter zum Vorschein kamen. Sogar die Orgel hatte er abbrechen lassen, weil nach alten Chroniken früher dort die Empore der Landgrafen oder Kurfürsten gewesen sein sollte; wirklich fand er an den Wänden ein paar Malereien und hinter dem Orgelkasten einen vergessenen oder verlorenen Hut aus dem siebzehnten Jahrhundert, den die Motten schon halb aufgefressen hatten. Indessen sang die Gemeinde zu einem kleinen, eingestaubten Harmonium auch noch nicht übermäßig schön, und dazu blickte sie zu unbemalten Nachbildungen aus Pappe auf, die an Stelle der entfernten Heiligen überall aufgestellt und gehängt waren.

In diesem stillen Haus lebte noch eine dritte Person, ein junges Mädchen namens Linde, das seine Nichte war und der alten Brigitt, lieber noch ihm selber zur Hand ging, aber nicht in seinem antiquarischen Maulwurfstreiben, sondern in seinen mehr menschlichen und seelsorgerlichen Angelegenheiten. Linde empfing seine Besuche, besorgte ihm den laufenden Briefwechsel, soweit er nicht zu vertrauliche Dinge betraf, und die Armen- und Krankenpflege stand beinahe ganz auf ihren zwei schmalen Schultern. Sie trug

die Last mit vielem Ernst, mit natürlicher Liebe und einigen übernatürlichen Kräften, da sie mit gleicher frommer Innigkeit zwischen den Geheimnissen der Finsternis und den Holdseligkeiten des Lichtes stand. Die Menschen fürchtete sie nicht, und vor ihrem Schmutz schreckte sie nicht zurück, so rein sie in ihrem Teil lebte. Es gab also viele Leute, die sie suchten, um sie auszunutzen, und wenige, die ihr außer ihrem Elend etwas dafür zurückgaben, und dieses erwiderte sie sofort durch Mitleid. Sie war hübsch, mittelgroß, sehr ziervoll, blauäugig, braunhaarig und zart von Gesundheit. Auch sie fand in ihrem gottesfürchtigen Herzen, daß es der Dechant mit seiner Kunstgräberei etwas zu wild betreibe, aber gegen eine kirchliche Respektsperson, die er ihr war, hätte sie nie gewagt mit einem Wort oder einem Seufzer zu verraten, wie sie an der zerstörten Kirche litt, und nach ihrem Gefühl versündigte sich die alte Person mit ihren aufsässigen Reden. Sie glaubte nicht, daß ein erwählter Diener Gottes auf die Dauer etwas ganz Verkehrtes tun könne, und sah Gottes Ratschluß darin, daß nach so langer Verborgenheit die schönen alten Meßgewänder, Bilder, Kreuze, Bücher, Pokale und Monstranzen aus ihrem Schutt wieder auferstanden, um vielleicht an den frommen Werken der Längstvergangenen die Gegenwärtigen zu ebensolchen zu entzünden. Mit solchen Gedanken, aber auch mit keinen andern, suchte sie den Oheim zu beruhigen, wenn er sich einmal klagend über den Unverstand und die Bockbeinigkeit der Gemeinde und Behörden gegen sie ausließ, und das war für ihn außer dem verwandtschaftlichen, um nicht zu sagen väterlichen, noch ein weiteres Verständnis, das ihn mit dem stillen, tiefgründigen Mädchen und dessen fruchtbarem Wandel verband. Obwohl er im Lauf der stets breiter ausgreifenden Arbeiten im Dom gelernt hatte, mit den Füchsen zu bellen oder auch einmal kräftig anzuschlagen, um seinen Willen durchzusetzen, so lag dies Treiben doch sehr wenig seiner geistigen und im

Grund freien Natur, und das Mädchen schätzte er vielleicht am höchsten deshalb, weil es ihm jene Natur rein und ungekränkt zu enthalten schien, sei es als Beruhigung, sei es als Versprechen auf eine spätere Zeit, in welcher auch er dazu zurückkehren würde, und was ihm immer wieder neben aller kindlichen Unfertigkeit an ihr Achtung abgewann, das war, wenn nicht die Größe ihrer seelischen Richtung, so doch die Möglichkeit zur Größe.

Ein großer Charakter ohne Wenn und Aber war jedoch der Hund, der noch zum Haus gehörte, ein dunkelgrauer, lebhafter Boxer von ausgesucht rassigen Körperformen und mit einer Vergangenheit, die allein so viele Kapitel umfaßte, wie die aller andern Hunde des Städtchens zusammengenommen, weil die Unternehmung das Element seines Lebens war. Jedoch das Fundament dazu gab eine unbestechliche Treue gegen seine Herrschaft, ein angeborener Hochsinn, der sich durch seine Stellung als Hund einer geistlichen Respektsperson und durch den nahen Umgang mit dieser und der auch nicht sehr ungeistlichen der jungen Nichte noch gesteigert hatte. Eine gewisse innere Erwecktheit war die Frucht seiner besonderen Anhänglichkeit an Linde. Als weitere Eigenschaften zeigte er Stolz, Phantasie, Verstand, unermüdliche Aufmerksamkeit, nicht die knechtische des Hofhundes sondern sozusagen eine vergeistigte, die auch auf andere Dinge achtete, als die mit dem Futter- und Besitzneid des Hundes zu schaffen haben, und eine vollkommene Furchtlosigkeit. Dazu kam noch eine immer frohgestimmte Angriffslust, die ihn zum unabhängigen Beherrscher seines Reviers machte; sie hätte ihm viele materielle Vorteile einbringen können, aber er bezweckte nichts mit ihr, als immer wieder seine Überlegenheit festzustellen, und es war noch nie vorgekommen, daß er einen Knochen von der Straße aufgenommen hätte. Seinen ausdrucksvollen, ernsten Kopf zierten unzählige große und kleine Narben und Bißwunden, und infolge eines Feld-

kampfes mit einem Fuchs hatte er die Sehkraft des linken Auges verloren, das grau und den Leuten etwas unheimlich in seiner Höhle stand, aber dafür blickte das andere um so launiger und unternehmender in die Welt.

In diese Hausgemeinde fuhr eines Nachmittags unvermutet noch ein fremder Geist herein, und zwar trug sich der Einzug folgendermaßen zu. Es war im Herbst. Der Dechant saß zur Abwechslung einmal nicht auf einem Schutthaufen und weissagte mit dem Architekten über alte Pläne des Domes, sondern er stand im Geäst eines Birnbaums in seinem Garten und pflückte Bergamotten. Er hatte einen Sack um die Schultern gebunden, in den er immer mit der gefüllten Hand hinein und mit der leeren verlangend wieder heraus fuhr. Dazu summte er leise und versponnen die Melodie des alten Gregorianischen Lobgesangs vor sich hin, wie es sich für einen frommen deutschen Menschen schickt, wenn er in dem strengen Kriegslauf einen gesegneten Obstbaum ansah, der mit seinen Früchten fürstlich am Licht stand. Der gegenwärtige sah nun nicht bloß, sondern er hing als eine andere Frucht Gottes, aber eine unreife lose schwankend zwischen dem reifen Jahressegen und machte unter allem stillen Einheimsen im Kopf den Überschlag, wieviel davon nach der Stadt zu kriegsbedürftigen Verwandten und Freunden auf den Weg gebracht werden müsse; es kam nicht wenig dabei heraus. Aber wenn er von seinem Ast einen Umblick tat, so sah er in lauter fruchtschwere Apfel- und Birnbäume hinein, die alle in seinem Garten standen, und über hundert und tausend andere, die drunten in den Bürgergärten und im Tal dem Flüßchen nach und gegen den Wald hinauf ihre Habe an der Sonne gar kochten. Ab und zu schoß ihm ein Vogel wie ein Schatten an der Nase vorbei oder sank ihm ein Räupchen an langem Faden sachte auf den Ärmel, und wenn ihm eine Birne zu Boden fiel, so sagte er: „Dummes Tier, was hast du nun da-

ven? Eine Beule, und daß du zuerst gegessen wirst; das ist nur weniger vornehm." Wenn ein Korb voll war, so blies er in eine Holzpfeife, und dann kamen seine Frauen und holten ihn. Die Viertelstunden schwebten ihm verträumt wie Goldgespinst von den nahen Türmen des Domes herab und woben ihn so ins Nachmittagslicht ein, als sollte er nun ewig Birnen pflücken und den Gregorianischen Lobgesang summen; nachher begann er ihn auch leise zu singen.

Plötzlich fuhr aber Bob den Gartenweg herab, sauste zweimal um den Baum, ohne den Dechanten zu finden, begann suchend am Boden zu schnüffeln, entdeckte plötzlich seinen Herrn im Gezweig, wo er sonst nur Vögel sah, und fing, darüber aufgeregt, aus vollem Hals zu jaulen an. Er machte sogar Versuche, die Leiter hinauf zu springen, weil er sich nichts anderes denken konnte, als daß der Dechant durch einen Unglücksfall dort hinauf gekommen sei und sich entsprechend übel befinde. Als er Linde denselben Gartenweg herkommen hörte, rannte er ihr entgegen, um sie von dem außerordentlichen Mißstand zu unterrichten. Sie schien auch wirklich selber erregt zu sein, wenigstens lief sie schnurstracks zum Baum, um über und über rot hinauf zu melden, daß ein Leutnant da sei, packte dann den halbvollen Korb bei den Ohren und fuhr wie der Wind damit ab, ohne links und rechts zu sehen. Ihr dunkelblonder Scheitel leuchtete golden und klug den Gartenweg hinauf. Über ihre weiße Bluse spielten die freundlichen Sonnenlichter des Herbstes. Indem ihre schlanke Figur um eine Himbeerhecke verschwand, ging dem Dechanten ein Gedanke durch den Kopf, den er schon oft gedacht hatte, wenn er sie irgendwo unvermutet erblickte: „Nein, sie ist gar nicht mehr klein," murmelte er. „Manchmal möchte man sogar glauben, daß sie ordentlich unters Maß gewachsen sei. Man muß sie einmal an den Türpfosten stellen." Etwas betrübt wegen der Störung kletterte er mit dem Sack über der Schulter Tritt

für Tritt die Leiter hinab, erinnerte sich drunten, daß Linde den Korb weggeschleppt hatte, ohne einen andern dafür herzusetzen, und verfolgte kopfschüttelnd ihren Weg dem Haus zu. Bob gab durch einige ungestüme Bewegungen schnell zu verstehen, wie er sich freue, seinen Herrn wieder in normalen Umständen zu sehen, und flog davon, Linde nach; er machte einen Buckel vor Eifer und feuerte mit den Hinterbeinen breit rückwärts heraus, daß der Kies flog. Aber schon kam er in langgestrecktem Galopp zurück, und hinter ihm her Linde mit dem leeren Korb. „Gib nur her," sagte sie betriebsam. „Daß der Leutnant nicht warten muß. Und bürste dich vorher ein bißchen ab. Vergiß das nicht." Der Dechant wollte noch etwas über den Krieger fragen, aber Linde schob ihn mit den Worten: „Er ist naseweis und hat ein kurzes Gedächtnis!" beinahe zornig den Gartenweg hinauf, und der Dechant ging leise schmunzelnd vollends dem Haus zu. „Sie ist auch nicht anders als die übrigen Evastöchter, gottlob!" dachte er vergnügt. Aber bevor er den Leutnant näher ansah, trat er in sein Schlafkabinett, um gehorsam einiges Spinngeweb von seiner Sutane zu bürsten.

Als er dann dem fremden Militär gegenüberstand, fand er gar keine besondere Erscheinung in ihm, sondern nur seinen von früher her wohlbekannten Neffen Heinz, den er freilich viele Jahre nicht mehr gesehen hatte; seit seinem letzten Bubenbesuch war das Flüßchen etwa achtmal zugefroren, ungerechnet die beiden warmen Winter, in denen es zu keinem Eis gelangt hatte. Inzwischen war der junge Mann durch verschiedene Lehren gelaufen, auch in Amerika gewesen, hatte schon einen ordentlichen Vertrauensposten versehen und war nach dem Ausbruch des Krieges als Heizer im Kohlenraum eines holländischen Schiffes nach Deutschland zurückgekehrt, um als Reserveoffizier seinen Mann zu stellen. Diese Absicht hatte er bereits soweit verwirklicht, daß seine Brust beide Eiserne Kreuze und noch dazu zwei landesfürstliche Auszeichnungen schmück-

ten, und daß er in seinem Regiment als eine „große Kanone" galt.

„Nun sieh mal an," rief der Dechant dem gesunden und frischen Offizier erfreut entgegen. „An dich habe ich gerade heute gedacht. Grüß Gott, Heinz. Haben dich denn die Engländer wirklich am Leben gelassen? Daran taten sie unklug, was ihr Interesse angeht, obwohl ich's sehr zu loben weiß. Es scheint auch auf die Linde einen gewissen Eindruck zu machen. Du kannst dir etwas darauf zugute tun, daß das Mädel ohne Kopf im Garten herumschießt; es ist das kapitalfesteste und kaltblütigste Frauenzimmer, was das Mannsvolk angeht. Setz dich, lieber Junge. Wirst du ein paar Tage bei uns wohnen? Hoffentlich recht viele!"

„Na, wollen mal sehen, wie mir das Klima bekommt," lachte der Krieger. „Aber wer ist denn die Linde, wenn man in einem so frommen Haus nach dergleichen fragen darf?"

„Nun, eins von euch scheint sich sehr verändert zu haben," wunderte sich der Dechant. „Aber sie sagte schon, du habest ein kurzes Gedächtnis. Kennst du wirklich das kleine Mädchen nicht wieder, mit dem du vor zehn Jahren hier in den Himbeerbüschen gehaust hast? Gott erbarme sich, wie hat sich die Brigitt über euch erbost! Und wie kam ihr nachher das Haus leer vor!"

„Wahrhaftig, sie erinnerte mich doch an sie," wunderte sich nun auch der Soldat. „Aber damals war sie strohblond, pumpelrund und hieß Marie."

„Ja, diese Veränderung ihres äußern Menschen ist auch eins von ihren Geheimnissen," nickte der Dechant ernsthaft bestätigend. „Was den Namen angeht, so schrieb mir kurz nach eurem Besuch ihre Mutter, daß sie ihn aus eigener Machtvollkommenheit geändert habe. Eines Tages sei sie mit dunklen Augen aus dem Garten gekommen und habe erklärt, die Linde sei ein sehr schöner und heiliger Baum, und sie wolle Linde heißen. Nun sagte man ihr,

die Mutter Gottes sei eine noch viel schönere und heiligere Frau; warum sie denn nicht mehr Marie heißen wolle? Worauf die merkwürdige Antwort kommt, Tante Klinger, ihre Patin, sei keine schöne und keine heilige Frau und heiße auch Marie. Und dabei bleibt sie. Auf den Vorhalt, Tante Marie werde sich beleidigt fühlen, schweigt sie hinterhältig. Wirklich waren die beiden auch keine besonderen Freunde; nun, das weißt du wohl selber, du hast der Linde bei manchem Indianerstück gegen sie geholfen, als ihr alle gleichzeitig hier das Haus unsicher machtet. Eine Zeitlang nannte man sie scherzhaft Linde, um sie zu necken, wie das so geht in einer Familie, und dann blieb der Name an ihr hängen. Er ist ein bißchen heidnisch, aber gar nicht roh, da hat sie schon recht, und die Linde war von früh auf der Schirmbaum der Mutter Gottes. Nun, du wirst noch mehr Wunderlichkeiten bei ihr finden, wenn du dir die Zeit dazu nimmst."

„Besondere Geschäfte hat sie seither körperlich nicht gemacht," meinte Heinz zweifelnd. „Damals war sie handfester. Nicht, daß sie eben elend aussähe, aber ein bißchen unsolid für irdische junge Männer. Hat sie's denn an der Lunge?"

„Muß es ein Mensch gleich irgendwo haben, wenn er zarter registriert ist?" spottete der Dechant. „Sie hat einen empfindlichen Magen wie alle Ekkarte; das ist alles. Dem einen fehlts mehr an körperlichen Organen, dem andern an geistigen. Es kommt alles auf die geheimen Reserven an. Ihr seid ja eine ziegenkräftige Gesellschaft, muß ich sagen. Ich dachte, ihr würdet etwas bescheidener aus dem Krieg heimkommen, aber hochfahrender seid ihr geworden. Nun, Gott mit euch, ihr Galgenvögel!"

„Aber ich habe ja nichts gegen das Mädchen einzuwenden!" lachte der junge Mann. „Gut, ich sage nicht unsolid, sondern zierlich. Für uns läuft's auf dasselbe hinaus. Woran sollen wir uns halten? Vielleicht hat uns der Krieg verdorben. In Frankreich

gibt's wirklich hübsche Weiber. Die unsern wollen mehr von innen genommen sein; das ist zeitraubend. Ich glaube ja nicht besonders an diese Innerlichkeit; das soll ein Ersatz sein für das mangelnde Temperament. Nun, wenigstens hat sie Grazie; das ist schon etwas. Ist sie denn noch frei?"

„Jedenfalls bist du's," sagte der Dechant etwas doppelsinnig. „Wenigstens gibst du dich so." Doch war zu hören, daß er ihm wohlwollte, und der Ermahnte hörte es.

„Ich bin jetzt eigentlich gar nicht zu Frechheiten aufgelegt," bemerkte er beinahe nachdenklich. „Mir ist eher sentimental zu Mut, elegisch wegen dem Wiedersehen mit der Heimat und so weiter. Denn von der Heimat hab' ich noch wenig gesichtet seit Amerika; ich kam doch gleich aus dem Schiffsbauch in den Schützengraben. Aber was die Linde angeht, so ist es mir nicht sicher, daß du wirklich weißt, was hinter ihr steckt. — Ach, die Väteruhr. Sie hat immer noch ihr Ewigkeitspendel. Dann die braven deutschen Birkenmöbel. Die blauen Sessel. Mehr Blumen sind da als früher; das ist wohl die Hand des Mädchens? Die dicken Mottenvorhänge hat gewiß auch sie abgeschafft und Mullgardinen dafür aufgehängt. Eine Art von Übertragung des ewig Weiblichen nach außen. Zudem stehen sie besser zu den Birkenmöbeln und sind sogar stilreiner. — Tja, ihr habt eure Atmosphäre. Bei uns stinkt's nach Pulver und Gas; aber einen gewissen Stil kann man auch uns nicht abstreiten. — Hm, also das Mädchen. Wie sie da hereinkommt und mich zuerst sieht, macht sie doch eine Bewegung, als ob sie mir geradenwegs in die Arme laufen will. Die Heimat, denke ich, denn mir ist doch alles Heimat hier, was mir in die Arme läuft, oder wem ich in die Arme laufen kann. Im übrigen bin ich ein heimatloser Gesell, an dem schon die ganze Nation Vaterstelle vertreten muß. Sohn des Volkes. Auch gut. Also sie erkennt mich sofort, ich sie nicht. Das merkt sie denn und bekommt auf den

Schlag ein anderes Gesicht, ganz junge Dame und ungeheuer reserviert. Was der Herr Leutnant wünsche. Und dann läßt sie mich mit aller Dummheit stehen, und mir ist doch so hinter ihr her, als hätt' ich etwas Rechtes verpaßt. Derweil ist's nur eben gerade meine gewesene Spielschwester. Zu komisch, was so aus den Leuten wird, wenn sie auseinander wachsen. – Sag mal, hat sich jener alte Druck wiedergefunden, das Hohelied Salomonis, das Büchelchen mit den kurzweiligen Bildern, das auf einmal verschwand? Es gehörte ja auch nicht gerade in ein so gottseliges Milieu. Hast du wieder etwas davon gehört oder gesehen?"

„Nein, das hat sich nicht wieder gefunden."

„Glaubst du noch, daß die Klingse es geklaut hat?"

„Du meinst die Tante Marie. Das ist eine dunkle Sache. – Wir sprechen eben von eurer Klingse," wandte er sich ernsthaft gegen die wieder eintretende Jungfrau, die mit dem Geschirr für den Nachmittagstee kam. „Der Name enthält beinahe ein Programm, nämlich eins des Unbehagens. Es ist eine bittere Frau; Gott mache sie süßer. Heinz bringt mich darauf, daß ihr damals vielleicht Unrecht geschehen ist."

Sie streifte die Gegend des Offiziers mit einem halben Blick, um dann das Teegeschirr abzustellen.

„Vielleicht," sagte sie etwas singend. „Hat dir der Herr Leutnant Anhaltspunkte gegeben?"

„Anhaltspunkte? Nein, eigentlich nicht. Es ist mehr eine Gefühlssache."

„Dann mußt du deinem Gefühl nachgehen."

„Nun, der Handel hat doch seine Tragweite," meinte er bedenklich. „Habe ich ohne klare Beweise ihr Unrecht gegeben und soll nun wieder ohne klare Beweise mir Unrecht geben? Solche Dinge werden mit den Jahren schwerer beweglich; vollends Gefühlen nachzugehen wird man fortgesetzt mißtrauischer."

„Na, diese liebe Verwandte ist auch wirklich kein besonders begeisternder Mensch," warf Heinz lachend ein. „Seid froh, daß ihr sie los seid. Ihr tut ja so, als ob ihr euch nach der Möglichkeit sehntet, euch wieder einmal recht ausbündig zu ärgern und euch am Leben stören zu lassen."

Wenn Heinz mit der Bemerkung bezweckt hatte, Lindes Augen auf sich zu ziehen, so erlebte er jetzt allerdings einen Erfolg, aber nicht in der gewünschten Richtung. Sie wandte sich einigermaßen fragend nach ihm um und dann mit bemerklicher Würde ihrem Oheim zu.

„Kannst du den Herrn nicht veranlassen, wenn er mit dir so gut bekannt ist, sich auch mir vorzustellen?" erkundigte sie sich, vom Kopf bis zu den Füßen eine einzige Verwunderung. „Vorher möchte ich mich nicht auf ein so ernstes Thema mit ihm einlassen."

„Donnerwetter!" sagte der Soldat verblüfft und erhob sich, um ihr eine halb scherzhafte, halb verlegene Verbeugung zu machen. „Verzeihung, Heinz Ekkart. Die junge Dame hat sich etwas unerwartet entwickelt, darum erkannte ich sie nicht gleich wieder — wenigstens nicht mit den Augen, wenn auch das Gefühl sprach."

„Dann mag's weiter sprechen," erwiderte sie, noch wenig besänftigt. „Aber was die Tante Marie angeht, so weiß man entweder nichts Besonderes und läßt die peinliche Sache auf sich beruhen, oder man weiß und findet dann für seinen Anteil etwas warmherzigere Ausdrücke. Vor dem Unfrieden der Tante Marie habe ich keine Angst, aber schwerer weiß ich mich mit wirklichem Unrecht abzufinden. Lieber Onkel, ich glaube, wir sind uns allen nun etwas Großmut schuldig und müssen Tante Marie bitten, uns auf ein paar Wochen zu besuchen."

Dabei blieb sie, und keine Einrede, auch nicht des nun völlig verdutzten Leutnants, brachte sie davon ab. Der Dechant suchte sich noch eine Weile zu entziehen, denn wenn Linde behauptete,

keine Angst zu haben vor dem Unfrieden der Tante Marie, so hatte er um so mehr; die zehn Jahre, in denen er seine Schwägerin nicht mehr gesehen hatte, dünkten ihn besonders friedlich und ungestört. Aber über diese Sache gab Linde noch eine besondere Ansicht ab.

„Wenn ich einen wirklich schlimmen Verwandten hätte, einen Verbrecher zum Beispiel, so müßte ich auch meinen Verwandtenteil an seinem Verbrechen tragen. Hier handelt es sich, wie du selber sagst, um eine Unglückliche; darf man sich von einem Unglück ausschließen?"

„Das Unglück ist nicht direkt mit uns verwandt," wandte der Dechant ein. „Es ist angeheiratet."

„Da muß es doch irgendwie verwandt sein, wenn es ein Verwandter von uns geheiratet hat, sonst hätte er es eben nicht geheiratet."

„Es ist gar nicht gesagt," versuchte sich der Leutnant wieder, „daß ihr etwas daran liegt, euch wieder zu sehen. Diese Dummheit hat sie sicher längst vergessen. Vielleicht ist es ihr gerade so wohl bei der Trennung wie euch."

„Mir ist nicht wohl dabei," sagte Linde streng und sichtlich verstimmt. „Ich kann mich auch nicht erinnern, daß es damals auf Dummheiten abgesehen gewesen wäre, wenigstens konnte ich es die ganze Zeit nicht so auffassen. – Will sie aber nicht kommen, so haben wir wenigstens das unsrige getan."

„Verzeihung, aber das sieht doch verflucht nach Selbstkasteiung aus," platzte der Soldat nun heraus. „Das läßt sich ja alles brieflich erledigen. Liebe Tante, dir ist Unrecht geschehen. Wir haben's heute miteinander ausgeknobelt. Willst du's in der Zeitung lesen, so setzen wir's hinein. Wie immer deine – und so weiter. Aber im übrigen kann ich euch vor dieser Frau nur warnen; das ist keine Gesellschaft für euch."

„Aber du bist eine Gesellschaft für uns?" fragte Linde mit aufblitzenden Augen und nun ein wenig lachend. „Du kannst nur einen guten Einfluß ausüben, keinen beunruhigenden und aufstörenden. Auch das muß sich weisen."

„Wieviel Zeit willst du mir dazu bewilligen?"

„Keinen Tag länger, als bis wir darüber ins klare gekommen sind."

„Dann will ich mich nur mit meinen Erklärungen vorsehen," meinte er doppelsinnig. „Angenehme Bekanntschaften, besonders weibliche, soll man nicht durch solche Demonstrationen abkürzen."

„Ich glaube kaum, daß du dir das Leben durch sie schon sehr verbittert hast; wenigstens siehst du nicht so aus."

„Nun, du siehst auch nicht aus, als ob du deine Rechnung sehr darauf gesetzt hättest," wandte er den Spott in einen Lobspruch. „Wenigstens ist mir noch kein Mädchen vorgekommen, das es so gut ohne den Mann zu machen weiß."

„Du weißt viel," spottete sie errötend. „Ist erst fünf Minuten im Haus und hat schon alles weg."

„Nun also, da habt ihr ja wieder Bekanntschaft gemacht," schloß der Dechant diese Auseinandersetzung. „Was dann die Tante Marie angeht, so will ich dir die Angelegenheit in die Hände legen. Ladest du sie ein, so will ich mich darein schicken. Wenn nicht, dann ist's nicht nötig, und ich kann beruhigt sein. Und jetzt will ich eine ordentliche Begrüßung unter dem jungen Volk sehen. Der Mann kommt aus dem Feld und hat Ansprüche zu machen."

Das war nicht ganz gegen Lindes Meinung gesprochen. „Wir werden ihm nichts schuldig bleiben, was ihm zusteht," sagte sie nun freundlich lächelnd und ging ihm mit dargebotener Hand entgegen. „Ich hatte mich viel um dich geängstigt und bin recht froh, daß du heil dastehst. Du selber nicht?" fügte sie scherzhaft hinzu, um eine Verlegenheit zu verbergen. „Ich kann mir's vorstellen.

Was werdet ihr so über uns Schwätzer und ofenwarmes Stubenvolk denken? Man sollte uns wirklich solange den Mund zubinden, denn was Gescheites kommt doch nicht heraus. Wie ist's dir jetzt, da du bei uns Hinterwäldlern soweit wieder eingelebt sein wirst?"

„Gar nicht besonders. Es ist alles eins. Wie soll mir sein? Ich bin im Schützengraben eigentlich heimischer als in der Heimat. Hier kenne ich mich schwer aus. Wenn ich so sehe, wie da eine friedliche Menschheit sich weiter dem kleinen Handel und Wandel nachtreibt, so ist's mir direkt, als ob ich in den Traum eines andern Menschen hineinguckte. Ich will ja nichts gegen den Frieden sagen, aber ich verstehe nicht mehr, wie ich früher gelebt habe, ohne vor Langeweile einfach einzugehen. Seht doch unsre Kerls an, was die für Farbe und Wucht bekommen haben. Weltgeschichtliche Haltung haben sie. Das gibt's im Frieden nicht. Jetzt bin ich schon vier Tage schlafen gegangen, ohne wenigstens einen Engländer hinter der Schießscharte weggeblasen zu haben. Das kann man nämlich genau kontrollieren. Wenn man abdrückt, und es fliegen gleich darauf zwei Hände in die Höhe, so weiß man Bescheid. Geradezu komisch ist das manchmal. Wie in der Schießbude. Ich hab' ja sonst mit dem Gewehr nichts zu tun, aber man will doch eine Unterhaltung haben, wenn nicht was Besonderes los ist. Diese Englishmen liebe ich geradezu; sie sind so kolossal zuverlässig. Sich nun vorzustellen, daß eines Tages der Friede ausbricht und die ganzen interessanten Beziehungen plötzlich aufhören sollen — lächerlich. Wirklich lächerlich. Manchmal ist's geradezu eine Panik. Na, vorläufig sind wir ja noch für 'ne Weile sicher. Tja, Mariechen, so ist das Leben. Auf welcher Seite der Hund in den Dreck fliegt, auf der wird er schmutzig. Zu schnurrige Leutchen seid ihr da in eurem Biedermeierzimmer aus Birke und mit den alten Großmuttertassen und -Kännchen, dem ernsthaften Familiensofa und den Bildern von längstverstorbenen Verwandten an den Wänden. Na, immer-

hin will ich dafür sorgen, daß ihr beizeiten auch eins von mir bekommt; es muß sich da nicht übel hängen. Und so rahmt uns, wenn wir tot sind, und verwöhnt uns, derweil wir leben. Seid recht nett zu uns, besonders ihr Mädchen, so nett ihr könnt sogar, nämlich solang ihr uns habt. Wollen sehen, Kusinchen, was du in dieser Richtung leisten kannst."

Linde hatte diesen kriegerischen Ausführungen mit erst vergrößerten und dann vertieften Augen zugehört, und nach und nach war ihr eine Röte der Anteilnahme oder der Erregung in die Wangen gestiegen. Denn indem sie diesen hübschen jungen Menschen mit den roten Lippen und den blauen, kühnen Westfalenaugen betrachtete, wußte sie nicht, was bei ihm größer war, seine Grausamkeit oder seine Unschuld, sein Selbstbewußtsein oder die einfache Bescheidenheit, mit der er in einer einmal gestellten Aufgabe aufging, und wenn sie noch so dumpf oder fürchterlich war. Indem sie ihn dann inmitten einer Welt von Leid und Jammer interessiert und munter tätig an seinem Schießstand erblickte, seiner Mutter, seiner Kindheit und seiner eigenen Sterblichkeit vergessend, so überkam sie ein heißes Mitleid mit seiner lebendigen Seele, daß sie ihm nicht anders antworten konnte als mit ergriffenem Gefühl: „Du armer, armer Mensch!"

Seine Verblüffung über diesen Eindruck war ziemlich groß. Sonst war er gewöhnt, daß ihn die Mädchen bei solchen Reden bewundernd und in allem Grausen vor seiner hartherzigen Kriegerbrust gerade nach dieser als nach einem verläßlichen Fels verlangend ansahen und daß er dann nur seine Wahl zu treffen und keine andere Sorge zu haben brauchte, als daß er nicht neben die rechte griff. Er hätte es auch noch verstanden, wenn Linde eine Lebensbetrachtung wie die geäußerte schroff abgewiesen oder verspottet hätte, ohne darum von seiner Selbstbewunderung etwas aufgeben zu müssen. Aber daß etwas Bedauernswertes an ihm sei, das war

ihm bisher weder von jemand gesagt worden, noch vollends von selber eingefallen. Ganz verdutzt von dem Wort machte er: „Nanu? Wieso denn?" und schlug eine verlegene Lache auf; da aber niemand mitlachte, Linde auch offenbar zu weitern Auskünften nicht bereit war, so gab er's achselzuckend auf.

„Ihr seid wohl immer noch die alte seltsame Gesellschaft!" meinte er gutgelaunt. „Also gut, bedaure mich; es soll mir auch recht sein. Warum hast du mich eigentlich noch nicht gefragt, weshalb ich keinen Degen trage sondern ein gewöhnliches Seitengewehr? Das wollen sonst alle Mädchen wissen. Den Degen braucht man nämlich im Schützengrabenkrieg nicht. Er kommt einem höchstens zwischen die Beine und macht einen stürzen, oder er verrät einen bei den gegnerischen Schützen, die auf Offiziere besonders erpicht sind. Und dann ist das Seitengewehr eine ganz gute Handwaffe, nicht zu verachten. Hat mir schon einigemale gute Dienste geleistet. Sonst" — er sagte es mit einem einfachen und liebenswürdigen Lächeln — „sonst säßen wir hier nicht so hübsch beisammen."

Dem Dechanten wurden die Augen trübe. „Du stehst etwas tief im Blut, mein Junge!" sagte er ernst. „Ich weiß nicht, ob die Heimat so viel von dir verlangt."

„Was denn? Krieg ist Krieg. Was soll die Heimat sonst verlangen? Ich vergesse meinen Ersten meiner Lebtage nicht. Es war ein netter junger Englishman. Höchstens neunzehn Jahre. Er sah mich mit ganz großen erstaunten Augen an, ein bißchen vorwurfsvoll und traurig. Ein paar Tage lief's mir doch nach. Das zweitemal sah ich nicht lange hin; das ist viel besser. Und dann — heute dir, morgen mir. Da hilft schon nichts."

„Die Liebe würde helfen. Aber wer hört heute darauf? Obwohl keiner im Grund seines Herzens nach etwas anderem verlangt. Kannst du während solcher — Vorgänge oder gleich nachher an Jesus Christus denken?"

„Na, dazu ist er wohl auch nicht da!“ sagte der Soldat verdutzt. „Daran denkt wahrscheinlich immer nur der, den's trifft. Und da es nacheinander alle trifft, wenn's nur lang genug dauert, so — tja, das ist noch eine Vorstellung. Thema für eine Predigt, lieber Onkel. Aha, da kommt die Brigitt mit dem Kaffee. Grüß' Gott, alte Dame. Obwohl sie kein bißchen älter geworden ist die Jahre durch, das muß wahr sein. Nicht einmal den Rücken beugt sie tiefer. Schade, daß nun sowas keinen Jungen dastehen hat. Das kommt von der übergroßen Keuschheit. Man sollte alles mit Maß treiben, meinst du nicht auch, Brigitt?“

„Du übertreibst die Keuschheit jedenfalls nicht,“ erwiderte die alte Person halb erbost halb lachend. „Die Mäuler, die die jungen Herren aus dem Krieg heimbringen, sind schlimm genug, aber sie sind immer noch nicht das Schlimmste an ihnen. Gott bessere sie zeitig, sonst wird's bald zu spät sein.“

„Amen!“ sagte Heinz. „Aber du mußt zugeben, daß manchmal auch ganz brave Dinge von uns verrichtet werden. Nicht?“

„Wenn ihr nachher im Frieden halb so große Kerle seid, so will ich euch loben,“ meinte sie vorsichtig. „Ich habe gefunden, daß manchmal mehr Mut dazu gehört, seinen Gott zu bekennen, als einen auf Kommando totzuschlagen. Warst du verwundet? Nein? So wird's Zeit dazu, daß du endlich wieder zum Denken kommst. Siehst gut aus. Na, Gott mit dir.“

Mit diesen Worten ließ sie ihn und ging aus der Tür gerade so gemessen, aufrecht und gesammelt, wie es einer alten Frau in ihrer Stellung und mit ihren Lebensgewohnheiten zukam. Übrigens trug sie ein blaues Waschkleid von hessischem Leinen, das ihren tüchtigen Rücken fest umspannte aber weit um die Hüften und Beine fiel, und starke schwarze Lederpantoffeln, mit denen sie bei jedem Schritt den Rocksaum hinten etwas in die Höhe stieß. Diese erlaubte sie sich seit etwa zwei Jahren, weil ihre alten Füße hohe

Schuhe nicht mehr gut vertrugen; in der Kirche mußten sie's freilich dennoch.

Übrigens war Bob mit dem jungen Mädchen ins Zimmer gekommen, hatte den Soldaten berochen und mit einem Blick auf Linde mitgeteilt, daß man ihn anerkennen könne, und darauf seinen Platz auf dem Fensterbrett aufgesucht, um von dort aus den Zuzug oder Durchgang fremder Hunde auf dem Domplatz zu bewachen. Jetzt rief ihn Brigitt, um mit ihm auszugehen. Er wedelte einen kurzen Abschied und fuhr aus der Tür.

In der Folge sah niemand einen Grund, verhindern zu sollen, daß die beiden jungen Leute wieder so gute Freunde wurden, wie sie vorher gewesen waren, auch nicht die alte Brigitte, obwohl nach ihrer Meinung der junge Soldat es mit der Keuschheit nicht genau nahm, aber Linde wußte sie in guter Hut, denn sie ging mit den Engeln schwesterlich um. So wandelte diese denn mit ihrem frühen Jugendgespielen und ihren spätern Schutzgeistern die Gartenwege des Dechanten auf und ab und nachher, als sie etwas kühnlicher wurde, auch die Gassen und Stiege der alten kleinen Heiligenstadt, vergaß bald ihre Engel über dem Soldaten und bald den Soldaten über den seligen Geistern, die ihr zuflüsterten, aber doch immer etwas häufiger und länger die Engel. Die Engel konnte sie auch wirklich nachher, wenn der Soldat weg war, wieder genug haben, aber den Jugendgespielen hatte sie bloß vier oder sechs Tage, je nachdem es ihm bei ihr gefiel. Sie legte es nicht gerade heraus doch stillbesorgt und mit gütigem Herzen darauf an, daß es ihm jedenfalls nicht zu mißfallen brauchte, zündete jeden Morgen in ihren ernsten Augen ein neues Lichtchen an und manchmal auch schon abends, wenn sie mit der Überzeugung ins Bett stieg, daß er in gar keinem Fall ein schlechter Mensch sei und in diesem und jenem ihr sogar den Eindruck eines lieben und von Gemüt wahrhaft freundlichen Knaben gemacht habe, gottlob, denn das Gegenteil hätte ihr leid getan. Sie trug sogar nach und nach ein wenig frische Farbe auf ihre Wangen und Lippen auf, nicht mit dem Pinsel sondern mit dem holden Engelsfinger der erlaubten Lebensfreude, und auch nicht zu hastig aber immerhin so beseelt aus ihrem dankbaren Sinn heraus, daß er es merkte und sie den Tag über manchmal daraufhin ansah.

Es ging von ihrer tiefen Gehaltenheit etwas auf den irdischen jungen Mann über, das ihn ergriff und rührte. Manchmal meinte er, es sei ihre zarte Gesundheit, dann glaubte er, es komme von dem musikalischen Seraphim, der in ihrer Stimme wohnte, dann von dem besonderen aus sich seligen Strahl, der oft aus ihren blauen Augen brach, und wiederum schien es ihm, die Wirkung rühre her von Qualitäten und innerlichen Kräften, die ihm zur Zeit und vielleicht für immer verborgen bleiben müßten, denn er war ein Weltkind, aber sie ein Kind Gottes und nicht nur dem Geist nach. Wenn er ihre reinen, langen Hände betrachtete mit den leichten und vornehmen Fingern, die so wenig von sich selber wußten, ihre fromme Stirn, hinter der neben aller Erdenklugheit so unirdische Gedanken wuchsen, und die ganze freundliche Gestalt auf dem feinen Knochengerüst, die ihm, dem gesunden Soldaten, doch eher hinfällig als stark erschien, so viel Federkraft und Leistungsfähigkeit sie auch sonst entwickelte, so überkam ihn ebenso oft etwas wie Sorge, daß sie am nächsten Morgen etwa plötzlich nicht mehr da sein könnte, als Verwunderung darüber, daß sie's dann doch immer wieder war, sich nie auf müden Stimmungen oder Abwesenheiten ertappen ließ und neben allen gemeinsamen Jugenderinnerungen, die er vergessen hatte, noch so mancherlei Einfälle und Reize aufbrachte, die zu seiner Sinnlichkeit sprachen und offenkundig aus Sinnlichkeit kamen, so daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als sie auf eine wachsame und etwas verlegene Art zu verehren und ohne vieles Gefrage zu nehmen, was sie ihm bot und wie sie's bot.

Darüber hinaus mußte er zugeben, daß aus dem Mädel von einst in der Tat ein vollgültiges Fräulein geworden war, mit dem man sich sehen lassen konnte und das jeden zur Aufmerksamkeit reizte, sobald sie den Mund auftat, manchmal sogar schon vorher, wenn sie lächelte oder nachdenklich den Kopf neigte. Immer sah

sie aus wie jemand, der sich etwas denkt oder dies und das schon selber erfahren hat, und wo sie hinkam, da verbreitete sie Vertrauen um sich. Immer häufiger wurden auch die Momente, in denen er sie geradezu reizend fand. Sie, Weib genug, um das zu merken, und zwar sofort, freute sich darüber, gab errötend ein weiteres Stück ihres scheuen Jungfernwesens heraus, das er dann ebenfalls bewunderte, und so kam es, daß sie in Wahrheit in kurzer Zeit derart an Lieblichkeit und Weibergut von Gottes Gnaden zunahm, daß es auch die andern Leute merkten und man sie sogar damit necken konnte. Das besorgte der Dechant, der als ein erfahrener Freund aller Schönheit das Auge dafür hatte. Ihm schien sie ein Stück wiedererstandene leibhafte Gotik, und manchmal war es ihm, als müsse er in seinem Münster oder im Schuppen, wohin er seine Figuren und Bilder während der Renovation untergebracht hatte, nachsehen, ob ihm nicht eine aus einem Rahmen oder von einem Sockel verschwunden sei. Denn um falschen Vorstellungen zu begegnen, so fehlte ihr keine von allen Leibesliebenswürdigkeiten, die auch die wundersamsten Gestalten der Gotik an sich hervorbringen und die das Auge des liebefähigen Mannes je nachdem mit melodiöser Sehnsucht oder mit Formen- und Linienglück erfüllen. Die der beredeten Männer füllte sie nun mit Glück, zumal sie einiges von ihrer gottseligen Strenge aufgab und jetzt mehr geneigt war, die Natur reden zu lassen als den Geist der reinen Lehre. Die alte Brigitt sah vieles und dachte sich, was zu denken war, aber sie sagte nichts, dagegen lebte sie manches in ihrer alten Seele mit, wie Mütter bei ihren Töchtern zu tun pflegen. War sie nicht Lindes Mutter, so fühlte sie sich doch so, da sie's aber trotzdem nicht war, so ergab sich als Effekt der mütterlichen Veranstaltung bei ihr eine gewisse altmädchenhafte Verweltlichung auf eigene Rechnung. Es war ihr wichtig, daß die schöne und stille Zeit nicht von ihrer Seite gestört und der Jüngling vielleicht durch sie

verstimmt oder gar vertrieben würde. Nicht daß sie ihm um den Bart ging, dazu besaß sie schon nicht das Temperament, sondern wenn sich die Gelegenheit bot, sein Großmannstum ein wenig zu ducken und ihm seine sittliche Minderwertigkeit zu Gemüt zu bringen, da versäumte sie nichts; dagegen setzte sie zeitweise allerlei alte Garderobe außer Gebrauch und erschien in neueren, hübscheren Sachen, und schließlich dachte sie auch, daß man sich an ihren alten Pantoffeln stoßen müsse und zog wieder Schnürstiefel an. Da sie aber um den Abend gar zu mühselig daherhumpelte, wurde Linde darauf aufmerksam gemacht und verbot ihr die Hoffart. Brigitt gehorchte dankbar, und die Stiefel wurden wieder nur dem lieben Gott geweiht.

Der Garten fiel mit seinen Büschen und Bäumen steil zwischen alten Mauern zum Bach hinab; man beging ihn meistens auf Treppen außer den Querwegen, auf die die hängenden Beete stießen, und den Rasenplätzen, auf die man sich setzen konnte, um zu träumen oder nach Gefallen zu wachen. Die jungen Menschen taten immer beides durcheinander. Die Zwetschen waren reif und sahen amethystblau aus dem grünen Laub hervor. Heinz half Linde schütteln und auflesen. Dann half sie ihm Gravensteineräpfel pflükken und einbringen. Einmal wollten sie auch der alten Brigitt bei ihrer Gemüseernte zur Hand gehen, aber die war sehr kurz und hieß sie ihre eigenen Wege suchen. Das taten sie denn auch etwas verlegen über die behördliche Erlaubnis und zufrieden über die Möglichkeiten, die sie ihnen eröffnete. Es stellte sich heraus, daß Heinz in der Fremde manches von dem alten Städtchen vergessen hatte. Was er sich am wenigsten verzeihen konnte, war, daß er das Stück Stadtmauer und den runden Turm nicht mehr gewußt hatte, woran der Garten Anstößer war. Dort standen große, ehrbare Holunderbüsche. Auch den reifen Holunder pflückten sie miteinander; Brigitt kochte Suppe davon, und den Rest machte sie ein. Heinz

holte eine Leiter herbei, und sie stiegen nacheinander zum Turmloch hinauf, um zu sehen, ob Eulen drinsäßen. Sie fanden ihrer vier, aber Linde erlaubte nicht, daß Heinz sie ängstige. Inzwischen litten sie ohne das schon genug Angst.

Mit dem Dechanten gingen sie manchmal den Fortgang der Kirchenarbeit besehen. Das hübsche gotische Sakramentshäuschen war eben wieder von den Gerüsten frei geworden und stieg nun mit seinen Säulchen und Blumen so rein und leicht wie der Liebesseufzer einer frommen Jungfrau zur Wölbung des Mittelschiffes hinan. Die Ehrfurcht und das religiöse Grundgefühl, aus denen der ganze ernste Bau gewachsen war, vermochten freilich auch die Steinhobel und Hebeisen der Maurer nicht aus den sonst entkleideten Bogengängen zu vertreiben; sie wallten mit dem Staub und den Sonnenstrahlen feierlich in alter Weise vor den farbigen hohen Fenstern auf und ab und umdämmerten unerfaßlich und mit dem Charakter der Ewigkeit das ewige Licht, das uns die Wiederkehr des göttlichen Menschen und des menschlichen Gottes verspricht. Der Dechant beklagte sich bei Heinz darüber, daß auch Linde im geheimen an seiner Frömmigkeit zweifle, weil er den notwendigen Mut gefunden habe, mit Schaufel und Karre in das geweihte Lokal einzuziehen, aber Linde hatte heute nicht genug strenge Heiligkeit im Leib, um dies Thema zu spinnen, und wich ihm aus. Heinz sprach ganz weltlich von dem Bedürfnis eines alten Gebäudes nach Pflege und immerwährender Fürsorge, keinem ganz zur Zufriedenheit und keinem geradehin zum Unbehagen; sie spürten beide, daß er ihnen zu Gefallen auf fremde und ihm gleichgültige Dinge einging, und so ließ auch der Dechant den Gegenstand fallen. Als er aber seinen Neffen in sein kleines Museum führte, wo die aufgefundenen heiligen Geräte und Gegenstände sich wieder ans Tageslicht gewöhnten, hatte der moderne Soldat ganz ordentlich mit der seltsamen Empfindung zu schaffen, die uns immer über-

kommt, wo wir einen leibhaften Zeugen von mehr theoretisch bekannten alten Historien vor die Augen bekommen.

Eine persönliche Verwirrung hatte Linde mit sich selber abzumachen. Am zweiten oder dritten Tag, als Heinz noch nicht wieder ganz vertraut mit ihr war und auch schon nicht mehr ganz unvertraut, hatte er in der Nähe des Mauerzahns im Garten ein kurzes Gespräch mit ihr. Was diese Ruine angeht, so kann man sagen, daß Heinz sich von ihr allgemein und besonders angezogen zu fühlen schien, während Linde sie lieber umging und, in ihrer Nähe angekommen, stets Zeichen von Unruhe und Befangenheit gab, die Heinz eher zu vermehren Lust hatte als zu vermindern. Als sie sogar einmal errötete, sprach er sie mit etwas spöttisch verzogenen Lippen darüber an.

„Wie ist das nun eigentlich?" sagte er andeutend mit einer Kopfbewegung nach der Mauer. „Alles beim alten? Konservativ wie immer? Oder in aller Stille in Ordnung gebracht? Zwar dann hätte ich etwas davon gehört. Wie steht's?"

„Wie soll's stehen?" erwiderte sie mit weggewandtem Blick. „Frage dich selber."

„Also noch beim alten. Bewahrte Erinnerung. Sag mal, warum weiß er nichts davon? Das ist doch unter Umständen inzwischen eine Gewissensfrage geworden, wenn man bedenkt, wie er daran hing. Hast du's wenigstens gebeichtet?"

„Nein."

„Nun seht einmal dies verstockte Herzchen an. Nicht einmal gebeichtet hat sie's. Und hast immer nett und gut die Kommunion mitgemacht mit der ungebeichteten Sünde im Gewissen? Du, wie machst du das dem lieben Gott plausibel?"

„Wieso ist das eine Sünde?" fragte sie unzufrieden. „Als du kamst, war's noch eine Dummheit."

„Nun, was denn ist's? Also ein gutes Werk! Na, die Bilder-

chen waren ja wirklich etwas drastisch. Wenn du's ehrlich und fest dafür ansiehst, so mag's angehen, obwohl du neulich nicht danach gesprochen hast und augenblicklich auch nicht danach dreinsiehst. Es ist dir ins Gewissen gewachsen, und du hast dich schon ordentlich tief darein verstrickt."

„Ich konnte nichts tun, solange ich mich nicht mit dir verständigt hatte. Wir haben doch gemeinsam daran Teil." Diese Worte sagte sie heimlich bewegt aus einer Erregung heraus, aus der Heinz die jahrelange Spannung zu vernehmen glaubte.

„Haben wir?" fragte er aufmerksam. „Überlege dir das noch einmal, Mariechen. Haben wir nicht, so fällst du zwar dem Gericht deines Gewissens und so weiter unters Urteil, aber du hast's doch nur mit der höheren Macht zu tun. Haben wir aber, so bist du in die Hand eines Menschen gegeben, und ich bin nicht immer sauber. Siehst du nun, wohin solche Kinderstreiche führen, wenn man sie konserviert? Ach, ihr Leutchen da in der Heimat, wie seid ihr so deutsch und so tiefsinnig und so gewissenhaft. Und so gar nicht amerikanisch! Warum hast du nicht einen guten Sport draus gemacht und ‚es' ihm ganz einfach eines Tages gesagt, ihm zum Geburtstag die Schwarte stillvergnügt auf den Tisch gelegt? Du konntest ja die Schuld auf mich schieben."

„Ich sagte dir schon, daß wir das zusammen besitzen."

„Ach besitzen. Ich besitze gar nichts, Mariechen, außer wenn ich damit etwas anfangen kann zu meinem Vorteil oder zu meinem Vergnügen. Werde ich also eine Erinnerung besitzen? Rechne einmal. Aber wenn ich heute oder morgen mit diesem Handel Ernst mache, so werde ich dich besitzen, das ist das Lange und Breite. Wie willst du mir nun eine Sünde verreden, wenn ich Lust dazu bekomme, nachdem ich dich selber in einer bis an die kleinen hübschen Ohren sitzen gefunden habe? Ich will mich noch besinnen, ob ich dich herausziehen werde. Es kommt alles darauf an, ob ich dich

reizend finden werde oder nicht. Sei also Weib oder Betschwester, was dir besser vorkommt. Danach wird sich alles richten."

Sie sagte nichts mehr dazu, da sie außerdem einsah, daß mit Worten hier wenig zu richten war. Dagegen schien es dem weltlichen Vetter bald, daß Linde sich dafür entschieden habe, Weib zu sein, und das bereitete ihm unter allen anderen die größte Überraschung, ja, beinahe eine Art von Bestürzung, denn was sollte er mit einer solchen Beute machen, wenn sie ihm in die Hand fiel? Das war doch kein landläufiges Liebchen sondern eine Jungfer mit Beziehungen und Qualitäten, und zur Hälfte gehörte sie sogar schon dem Himmel; mit dem trat er aber am allerwenigsten gern in Konkurrenz. Es wurde ihm immer gewisser, daß sie ziemlich genau wußte, was sie tat und welchen Weg es mit ihr nahm, ebenso, daß sie anderseits der Entwicklung selber rat- und hilflos gegenüberstand ohne die Möglichkeiten, sich dagegen zu wehren, weil im Grund alles seltsame, gefährliche und liebliche Wesen aus ihrem heimlichsten Blut erblühte. Bedachte er dann diese ihre Zwangsläufigkeit, so fühlte er beinahe Mitleid mit ihr. Etwas Gefährlicheres konnte er gar nicht fühlen, denn es weckte zu gleicher Zeit seine Begehrlichkeit und Abenteuerlust, und sein Blut trieb sich bunt schäumend und voller Mannsträume durch seine Adern, aber es machte ihm auch schwermütige Stunden und einsame Nächte voll Furcht und Grillen für einen jungen Mann mit einer so handlichen Philosophie recht seltsame Stimmungen und Gemütszustände. Bei jeder andern hätte er sich auf den Kopf zugesagt, daß er verliebt sei, und keine andern Folgerungen daraus gezogen, als daß man nun eben suchen müsse, ihrer habhaft zu werden. Und dann hätte er sie erwischt, oder sie wäre ihm entwischt, und er hätte sich in jedem Fall mit verschärftem Appetit nach der nächsten umgesehen. Daß hier sein lohnender Turnus so peinlich gestört war, wollte ihm am allerwenigsten gefallen, und manchmal dachte er

verärgert: Laß doch das ganze preziöse Persönchen zum Teufel gehen oder in den Himmel fahren und sieh, daß du noch ungeschoren davonkommst, ein honetter junger Mann, der du bist. Aber dann mußte ihm nur einfallen, wie sie sich drehte oder wie ihre Stimme klang, so war es um den ganzen honetten jungen Mann wieder geschehen, und er war entschlossen, sich weiter scheren zu lassen. Was in dieser Schur fiel, das waren seine sündigen blonden Locken, und es wäre eine unnötige Gewalttätigkeit, behaupten zu wollen, daß er diesem leisen Schneefall der Eitelkeit nicht mit der allertiefsten Wehmut beigewohnt habe.

Indessen hatte diese Art von Leben für ihn auch angenehme, ja, schöne Stunden. Wenn er mit dem zutraulichen Kind, zu dem sie aus einer wachsamen Jüngerin der Gottseligkeit geworden war, die steilen Gassen und Treppen der alten Stadt auf und ab stieg und in seinem Gemüt wie in einem Brennglas der Hoffart alle Ehrungen einfing, die ihm zuflogen, teils als Begleiter einer so geehrten und frommen Jungfer und anderenteils doch auch aus eigenen Verdiensten, nämlich als Besitzer und Träger beider Eiserner Kreuze und zwei kleiner Fürstenorden dazu, so fand er die hessischen Giebelhäuser, die bunt und quer auf seine moderne Existenz herabsahen, genau so originell und hübsch, wie Linde es wünschte, und er sprach nicht einmal davon, daß es drinnen doch recht niedrige und enge Buden habe. Und tatsächlich schwebte auch soviel silbernes Gespinst nicht nur des Herbstes sondern auch der Geschichte in der Luft, hing an Giebeln und Türmchen, machte die Brunnen heimlich und die Plätze weise wie alte Bücher, daß es ihm oft war, als habe er sich aus seinem fortgeschrittenen Jahrhundert in irgendeine mittelalterliche Epoche verirrt, und dann war er seiner unentwegten Begleiterin dankbar, daß sie mit ihrer zeitgenössischen Figur ihn wieder mit der berühmten Gegenwart verband, in der er zu Hause war und die er kannte wie seine Hosentasche, wenigstens

glaubte er's. So erlebte er sie jedesmal in einer neuen Beziehung, und die Hauptsache: er erlebte und fühlte sie unausgesetzt, ob er wollte oder nicht. Sie beschäftigte seine Gedanken und Sinne und war auf lange Striche der einzige Mensch, der ihn nicht bloß mit dem Augenblick, sondern mit der ganzen weiten Welt und selbst mit dem hohen geneigten Schöpfer verband. Hatte er seine altkluge Nase nicht oben zwischen den Fenstern und Erkern der engen Bürgerhäuser, so waren sie sicher bei ihren kleinen Mädchenfüßen, die sie immer so flink und wohlgemut unter ihren Rocksäumen hervorbrachte und so eigensinnig fest aufs Pflaster setzte. Redete sie einmal ein Kind an, um es nach Geschwistern oder der Mutter zu fragen, so blieb er wohlgesinnt stehen, bis die heilige Unterhaltung zu Ende war. Und als ihn einmal ein naseweiser Junge am Rock zupfte und ihn andächtig fragte: „Sie, haben Sie denn immerzu gesiegt?", freute er sich, als ob er beschenkt worden wäre, und er wurde es auch aus blauem Himmel, denn so losgebunden hatte Linde die ganze Zeit noch nicht gelacht und gescherzt wie diesen Nachmittag. Das Geschenk bestand darin, daß sie zum erstenmal über seinen kriegerischen Charakter sprach, heiter und in verzwickten Neckereien, für die er in der Eile gar nicht genug flüchtigen Geist aufzubringen vermochte, aber die Scheu davor schien doch gebrochen, und jenes schmerzliche Mitleid hatte sich zu einem launigen Bedauern für allen Schmutz, Hunger und sonstigen soldatischen Notstand gemildert, den er im Feld erleiden mußte. Wenn sie ihm auch seine wahre Größe nicht richtig einzuschätzen schien, denn sie ging ihm gar zu selbstherrlich damit um, so war er's doch zufrieden, daß sie nicht mehr als Befremdung zwischen dem Mädchen und ihm stand sondern ihm nun in ein allgemeines Weiberwohlgefallen aufgelöst als Liebeslaune von ihr zurückstrahlte; jedenfalls legte er sich die Sache so aus. Den ernsten, wachsamen Hintergrund, auf dem ihre Laune leuchtete, merkte er nicht; dafür waren seine Augen zu

roh, sein Blick zu oberflächlich und sein seelischer Tastsinn noch zu unentwickelt.

Der besagte Nachmittag führte aber das Paar an sehr gütigen Fäden aus der Stadt hinaus über die Felder, die schon frisch bestellt wurden, an herbstlichen Wiesen vorbei, auf denen Vieh läutete, zwischen Büschen mit Schlehen und Hagebutten hin, in denen Kinder hingen. Da und dort wurden Kartoffeln ausgemacht. Feldfeuer brannten. Allenthalben sah man gefangene Franzosen und Belgier zwischen dem eingesessenen Bauernvolk arbeiten, und manche radebrechten ein wenig miteinander. Rings auf den Hügeln standen neben den Wäldern die grauen Wachttürme und sahen wie vor alters in die Täler hinab. Aber sie hatten nichts mehr zu bewachen; das Wächteramt war an andere Gewalten übergegangen, und auch die Kriege nahmen heute andre Wege. Aber die Wolken flogen noch ihre alten heiligen Straßen. Auch die Wetter zogen noch aus den gleichen Himmelsgegenden her, und die Gestirne durchwandelten an ihrem Ort ihre Ewigkeiten wie von Anbeginn. Wälder wuchsen, wurden geschlagen und wuchsen neu. Die Täler waren im Wechsel grün und weiß. Ab und zu brach irgendwo ein Feuer aus, brannte seine Zeit und erlosch wieder. Das war's, was die Türme noch vom Zeitlauf zu sehen bekamen. Vom gegenwärtigen weitläufigen Krieg war ihnen nichts bewußt, und das erschien als das Ergreifende an ihnen, obwohl niemand zu sagen vermochte, warum.

Zu einem von diesen uralten Türmen wanderten die beiden jungen Menschen hinaus. Linde sang leise vor sich hin und dachte, sie wußte nicht, woran. Sie fühlte sich jung und kräftig wie noch nie und bereit, das Leben der Liebe in sich aufzunehmen, und diesem rätselhaften Leben blickte sie mit vertrauenden, beinahe klaren Augen entgegen aber mehr dem künftigen als dem gegenwärtigen, von dem sie noch ein Schleier von Scheu und Ängstlich-

keit schied. Im künftigen war alles schon geschehen und erfüllt, was sie am gegenwärtigen noch schreckte und erregte; das Heute war in aller Süßigkeit voll Unruhe und widersprechender Empfindungen, die sie manchmal einschüchtern wollten. Sie trieb im Ungewissen und konnte sich nicht aufhalten, und wenn ihr Tod darauf stand, so war es ihr unmöglich, von den beiden Wegen, die ihr Heinz eröffnet hatte, einen andern zu gehen als den hellen, auf dem er sie sehen und lieben konnte. Daneben hörte sie nicht auf, Mitleid zu empfinden für seine Lebensgier und für seine ganze innere Armut, die er mit so grober Kost und alltäglichem Kram in Bedeutung und Besitz zu verwandeln hoffte, ja manchmal schwebte sie eine Geisterluft an, daß sie vielleicht dazu berufen sei, durch irgend ein frommes Opfer ihn — wenn es sein mußte, gegen seinen Willen — zum wirklich reichen Mann zu machen und ihm eine Bewegung zu verursachen oder vorzubereiten, aus der dann seine wahre beseelte Persönlichkeit hervorbrechen konnte. Inzwischen sie aber so fleißig und mit aller Treue an sein Inneres dachte, versäumte sie nicht, sein mannhaftes Äußere weiterhin anzusehen, das, wie sie deutlich erkennen konnte, nicht nur ihr gefiel. So wurde aus liebendem Mitleid, freundlicher Eifersucht, Wohlgefallen und Furcht vor dem eigenen Blut wie aus vier Morgenröten, wovon eine immer die andere überschäumte oder durchleuchtete, in ihrer Mädchenwelt der erste tiefe und wildkeusche Morgen der Liebe, dem es so wenig an gottesfürchtigen Lerchen wie an naturfrommen Rehen und Hasen fehlte, und in dem sie den endlichen Regen jetzt schon deutlich voraussah, denn der Geliebte war bestimmt, nach dieser Zeit von ihr weg in den Krieg zurückzukehren, und sie wußte, ohne fragen zu müssen, daß er sich auf das Wiedersehen mit seinem guten Gewehr freute und auf den Tag, an dem er durch das Zielfernrohr wieder den ersten Engländer visierte.

Beim Turm angekommen, setzte sich das Paar auf die verfallene

Ringmauer und ließ die Blicke zunächst ziemlich still durch die Landschaft gehen. Hin und wieder wies eins das andere wie auf ein Geschenk auf irgendeine besondere Erscheinung, wie sie das Licht gerade hervorhob. Drunten wand sich der Fluß durchs Tal; seine Windungen erinnerten beide an die Inschriftenbänder, die man oft auf alten Bildern flattern sieht, und Linde meinte, hier würde irgendein schöner Spruch vom Frieden darauf stehen. Das Städtchen stand mit seinen Türmen und Dächern und dem hohen Dom gegen den hellen Abendhimmel wie eine Burg Gottes, in der es nur Freunde Christi und stille Priester gibt und gastliche Herbergen für Pilger. Der Dom teilte der ganzen Landschaft eine ernste, milde Stimmung von Ehrfurcht vor dem Unsagbaren mit, das hier als Geschichte und Legende lebendiger als sonstwo und zugleich so einfach wie nirgends zur Seele sprach. Hier hatte der große Heilige der Vorzeit furchtlos das Unternehmen gewagt, das Kreuz seines Herrn aufzupflanzen, und den verehrten Baum mit der Axt zu fällen.

„Du, mir ist etwas eingefallen," sagte Linde, die wie ein geistiger Spiegel immer alle Lagen und Zeiten ihrer Umwelt nachdenklich bewegte. „Eine alte Eiche zu schlagen, das muß noch damals mit den schwachen Werkzeugen eine sehr schwere Arbeit gewesen sein. Man lernt das so leichthin: ‚Und dann schlug er die Eiche!' Ich meine, weil es äußerlich so schwierig war, so erhöhten sich doch auch die geistigen Schwierigkeiten; die frommen Männer werden nur unterschätzt, wenn man davon aus falscher Scham oder aus Gedankenlosigkeit nicht spricht. Es hat mir den Heiligen noch viel lieber gemacht, seitdem ich mir denken kann, wie mühselig und mit wie unvollkommenen Mitteln er sich für seine große Idee plagen mußte."

„Tja," erwiderte Heinz, „sobald man das Dings an der Quelle studiert, so schrumpfen die berühmtesten historischen Ereignisse zu

Kindereien zusammen im Vergleich mit den modernen Errungenschaften und Vorgängen. So ein Weltkrieg zum Beispiel! Da stehen einander vielleicht vierzig Millionen Soldaten gegenüber. Wieviel werden's in den griechischen Feldzügen gewesen sein? Fünfzigtausend Männchen etwa. Und was für Lärm haben sie davon gemacht! Und dann unsre heutigen Kriegsmaschinen. Ein Römer, wenn man ihn in eine moderne Schlacht brächte, — glatt blödsinnig würde er. Selbst der berühmte Julius Cäsar. Nero würde sich vielleicht halten aus perversem Wohlgefallen, aber außer Schußweite. Bonifatius? Er tat, was er konnte; du mußt nicht zu scharf ins Gericht gehen mit ihm. Man soll überhaupt die mythischen Tatsachen möglichst unbesehen hinnehmen, sonst verlieren sie an Bedeutung, und den Schaden haben wir davon. Etwas Poesie muß man sich zu erhalten suchen; sie verschönt das Leben. Sonst wird der moderne Zeitlauf gar zu kahl und das Volk zu materialistisch."

Auf diesen unerwarteten Sermon hatte Linde nichts zu sagen, und sie schwieg beinahe erschreckt unter einer erneuerten heftigen Aufwallung ihres Mitleids. Er seinerseits horchte etwas ernüchtert seinen klugen Ausführungen nach, und noch bevor ihm ihr Schweigen auffiel, kamen sie ihm schon irgendwie dutzenmäßig und bubenhaft vor. Doch war er gescheit genug, die Sache nicht durch erweiterte Erklärungen noch schlimmer zu machen, und als er nachher sagte, daß ihm der Begriff der lärmvollen großen Welt noch nie so aufgegangen sei wie hier an diesem stillen Erdenfleck, während er an das Draußen denke, da hatte er sogar eine gefühlte und gute Bemerkung gemacht, die ihr außerdem zeigte, daß er durchaus nicht der stupide Esel war, als der er manchmal zu erscheinen für nötig hielt. Als eine Art von Dank machte sie ihn dann — zum erstenmal und nicht ohne Scheu — von seinen Kameraden im Schützengraben reden und von seinen Obliegenheiten,

vom Hergang eines Sturmangriffs und manchen andern Dingen, von denen sie wirklich nur ihm zuliebe Augenzeugenbericht empfing. Sie fürchtete sich von Herzen dabei, obwohl er sehr zurückhielt und bestrebt war, sie zu schonen, und zwar aus einem ritterlichen Verständnis für die natürliche Sorge der liebenden Frau, den geliebten Mann in so traurigen und gefährlichen Lebenslagen zu sehen. Was sie sonst noch sah, das war die liebende Schnelligkeit, mit der sich ein Erdenkörper in wenig Tagen ihren frommen Mond ganz verfinsternd zwischen sie und ihren Sternenhimmel schob und Gewalt über sie bekam. Während sie unruhvoll der Entfernung von ihrem Heil beiwohnte, tröstete sie sich bald schwach und bald stark an der schweren Süßigkeit, die in allem Schmerz der seelischen Übermannung enthalten war, und die sie nachgerade doch beinahe mehr förderte als leidend ertrug. Heinz konnte nun schon sein Verhalten einrichten, wie er wollte, so diente es immer zur Schürung ihrer ganz sterblichen Leidenschaft. Seine Schönheit entzückte und seine Häßlichkeit verwundete sie, aber sie gehörte zu den seltsamen Menschen, die an ihren Wunden stärker werden. Er, der weit weniger von seiner Seele wußte, ahnte dies und jenes von der ihren, und während er sich zu Zartheit und zu ungewohnten Rücksichten zwang, verstrickte er sich tiefer in ihre verletzbaren Bedürfnisse, ließ sich halb willig und halb widerstrebend von ihrem hohen Feinsinn reizen und verlor auf seiner Seite immer mehr Position, während er auf der ihren alle gewann. Er bemerkte mit wahrer Zaghaftigkeit und einer ihm ganz neuen Furcht, wie sie zusehends reif wurde.

Als bereits der Abendrauch aus den Kaminen der Stadt aufzusteigen begann, und die Glocken in den Dörfern den Feierabend einläuteten, der mit erfülltem Frieden hinter den Wäldern dämmerte, sagte Linde ein Wort, das Heinz sofort naheging und ihn beinahe bestürzte. „Morgen kommt Besuch. Tante Klinger wird

ein paar Wochen bei uns sein." Sonst nichts, aber die halbe Stimme und der sorgenvoll ins scheidende Licht verlorene Blick verrieten alles, was er wissen mußte, und viel mehr, als dem Rest seiner Ruhe dienlich war. Der Name Klinger bedeutete Friedensstörung, Übellaune und Verdruß, das wußte er noch sehr gut, nicht zu reden von dem kahlen Bildungs- und Literaturwesen, dem das unglückliche Weib so sehr ergeben war, daß es auch seine Umgebung unerbittlich in die ausgelaugte Stimmung wie in eine Krankheit tauchte. Im ersten Gefühl nahm er Lindes Hand.

„Das ist ja jetzt nicht mehr zurückzutun," sagte er dann tröstend. „Man muß es hinnehmen wie ein Regenwetter. Viel Freude wird für uns nicht dabei herausspringen. Sag mal, Linde, würdest du sie noch einmal einladen, wenn du's heute zu tun hättest?"

Sie schüttelte stumm den Kopf, während ihr das stille einsame Herz zu zittern begann und sie mit ihrer Sehnsucht plötzlich riesengroß aus allen bisher gewohnten und erlaubten Maßen herauswuchs. Aber bevor sie sich allein in eine Einsamkeit verlor, um auf einer höheren Ebene vielleicht doch wieder ihrem strengen Gott zu begegnen, fühlte sie sich menschlich von Armen ergriffen und an eine sterbliche Brust heimgenommen und empfand sie die dunkel bedrängte Wonne des ersten Liebeskusses.

Wie sie dann doch nach Hause gekommen waren, das wußten sie nachher jedenfalls in der Eile nicht zu sagen, und Bob konnte darüber auch weiter nichts mitteilen. Bei Tisch glaubte man, sie hätten sich gezankt, so scheu gingen sie im Licht und in der Gesellschaft andrer Menschen aneinander vorbei nicht aus Kälte, sondern aus schwer verhaltenem Feuer der Zärtlichkeit zueinander. Einmal hatte sie auf dem Heimweg eine Schafherde umwimmelt, und weil Bob begriff, daß ihn jetzt niemand beobachtete oder auf seine Wachsamkeit Anspruch machte, kam er zur Abwechslung an den Schäferhunden vorüber, ohne eine Rauferei anzufangen, wenn

auch mit steifen Beinen und gesträubter Bürste. Dann sprach ein Kind Linde an, weil seine Mutter es wieder so schlimm in der Brust habe; sie streichelte ihm liebreich den Kopf, und die Frau mußte sich heute sonstwie behelfen. Linde wußte nachher nicht einmal, welches Kind es gewesen war, obwohl sie jeden Flachskopf in der Stadt kannte und die dunklen auch. So wenig sie sich auf dem Heimweg um Bob gekümmert hatte, so viel machte sie sich bei Tisch mit ihm zu schaffen, und er nahm alles in charaktervoller Munterkeit hin, was geboten wurde, als Hund mit Familienanschluß längst an die Wandelbarkeit der Gestirne gewöhnt. Indessen ließ sich Heinz willig, doch ohne Aufmerksamkeit, obwohl er welche heuchelte, über die besonderen Reize der frühgotischen Webereien unterrichten, die in der Tat auch nicht klein waren, aber er wußte sich noch stärkere und zeitlich näherliegende.

Als man beinahe mit Essen fertig war, läutete es draußen. Nach einer Weile erschien Brigitt und meldete wie einen Geldverlust die Frau Professor Klinger, durch welche Anzeige sie einiges Aufsehen erregte. Die Angemeldete folgte der Magd auf dem Fuß, schlank, vierzigjährig, in einem eleganten Reisekostüm, über mittelgroß, ordentlich hübsch, doch sehr kühl und gerade, obwohl wieder beinahe etwas Rührendes, Mädchenhaftes an ihr war, und mit einem interessanten, aber spähenden und unverbindlichen Gesichtsausdruck, der es bewirkte, daß einfache oder nicht verbildete Naturen unwillkürlich Stellung gegen sie bezogen. Bob fuhr ihr sofort knurrend entgegen, und das galt sonst als schlechtes Zeichen. So bemächtigte sich auch der engern Familie bei ihrem Anblick eine gewisse Betretenheit, weil man sie nicht von der Bahn abgeholt hatte, und die Worte und das Lächeln, womit sie die entsprechenden Entschuldigungen abwehrte, fuhren den Fehlbaren wie ein Schnupfenfrost in die Glieder.

Die Sache stellte sich so heraus, daß Linde sie auf morgen erwar-

tet und der Dechant in derselben Meinung heute noch einen guten Tag genossen hatte. Nun, der Genuß war kein Wahn gewesen aber die Voraussetzung, denn als Linde nachher den Brief der Tante herbeiholte, fand es sich, daß sie richtig auf dies Datum und diesen Abend sich angesagt hatte, und die Tante war nicht ganz im Unrecht, wenn sie leichthin meinte, der Dechant hätte den Brief selber lesen können, zumal er sonst gegen mündliche Überlieferungen so vorsichtig sei. Linde bat verwirrt und mit wenig Hoffnung um Entschuldigung. Die Tante sagte mit lächelnder Miene als die Dame von Welt, die sie war, man solle nun ein Verhältnis nicht gleich mit Entschuldigungen und Verzeihungen beginnen; ein Fehler sei ein Fehler, man müsse sich eben bemühen, wenn möglich keinen mehr zu machen. Linde war auf einen Moment geradezu erschüttert von der Kälte, die ihr wieder aus dem Wesen dieser Frau wehte, und die für ihr Gefühl neben aller Bildung und Geschmacksverfeinerung ihre guten Züge so mit schreckenden vermischte, daß sie sie beinahe zerstörten. Heinz freilich fühlte sich angenehm enttäuscht und fand die Frau in Wirklichkeit nicht so unhold, wie sie ihm in Erinnerung stand, aber er behielt diese Beobachtung für sich.

Von der besagten Bildung und Geschmacksverfeinerung gab die Tante gleich nach dem Nachtessen eine Probe, als sie mit vorgestrecktem Kinn und schmalen Lippen durchs Haus ging, um sich wieder darin umzusehen, von Bob, der ihr nicht von den Füßen wich, unausgesetzt berochen und beknurrt. Das Haus des Dechanten stand voll hübscher alter Möbel, die er durch viele Jahre mit Liebe und Zähigkeit zusammengebracht hatte, Schränke, Tische, Kommoden und Stühle aus jenen goldenen Zeiten, in denen die Tischlerei noch eine persönliche Kunst gewesen war, und in denen es weder Fabrikanten gegeben hatte, die diese zerstörten, noch Professoren, die mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit und Prinzipien für vermögliche Leute auch noch nichts Glückhaftes an ihre Stelle setzten.

„Da hobeln sie jetzt mit tiefsinnigen Theorien ein Kunstgewerbe zurecht, das von sämtlichen nachgerühmten Eigenschaften nur eben die eine hat, daß es modern ist,“ führte der Dechant aus, um, von einem Gegenstand angeregt, endlich ein wirkliches Gespräch und womöglich ein Einvernehmen in Gang zu bringen. „Sieh nur diese Sachen, das sind Phantasien, Erfindungen, Träume, Wunscherfüllungen. Etwas Schöneres läßt sich übrigens auch von der sogenannten hohen Kunst nicht sagen, wo sie's wirklich hoch gebracht hat. Es hängt alles davon ab, daß den Leuten etwas einfällt, daß sie zu erzählen, zu musizieren, zu malen haben, nicht aus Büchern, und was weiß ich woher lernen, abstrahieren und dann etwas aus dem Verstand daher rechnen, das keines Menschen Wünsche erfüllt und weder von Träumen noch von Einfällen weiß. Heut sind sie stolz darauf, daß sie endlich wieder das ‚Material‘ entdeckt haben und kein Holz mehr als Metall oder Gips als Holz

auffrisieren. Lieber Gott, das sind doch ziemlich alte Fortschritte. Betrachte das, wie diese Schreiner mit einem Birkenholz umzugehen wußten; da zeigt sich ein Material immer von seiner besten Seite. Jetzt brauchen sie hohe Schulen, um wieder so klug zu werden, wie ihre Urgroßväter schon in der Lehre waren."

„Nimm mir's nicht übel," sagte die Tante mit ihrem etwas singenden norddeutschen Tonfall und aufrichtiger, als für heute nötig war: „Ich kann mir aus diesen Antiquitäten nun gar nichts machen. Das ist für mich nur ein Spiel mit Formen. Ich kann begreifen, daß man dergleichen in Museen stellt, aber ein moderner Mensch geht mit seiner Zeit. Dieser Schrank zum Beispiel ist ja ganz falsch gebaut. Da ist zuerst ein hoher Kasten mit griechischem Giebelabschluß. Ein Abschluß ist ein Abschluß, und der Schrank wäre also fertig. Aber nun kommt über dem Giebel noch einmal ein Kasten, und zwar mit Säulchen, die einen zweiten, kleineren Giebel tragen. Einen modernen vernünftigen Menschen erfaßt darüber ein Schwindel. Und dann, du sprichst von Echtheit. Der untere Schrank ist ja als Sekretär maskiert, obwohl er ein Kleiderschrank ist; ist das Echtheit? Ich muß gestehen, du argumentierst etwas wunderlich beinahe wie der Tischler, der diesen komischen Schrank machte. Er wußte das Holz zu behandeln, das ist aber auch alles."

Der Dechant lächelte. „Sieh mal," sagte er spottend, „der Schreiner wollte ja auch keinen Tempel bauen, sondern einen schönen und recht praktischen Schrank. Und ich kann dir sagen, in meinen Augen ist ihm alles ausgezeichnet gelungen. Der Schrank stimmt mich zu Fröhlichkeit, wenn ich ihn ansehe, und von Schönheit gibt er mir auch jedesmal einen verständlichen und anschaulichen Begriff. Was aber meine Kleider angeht, die hängen drin wie in einem Paradies. Liebe Marie, laß mich nur ungeschoren. Ich habe zufällig kurz vor dem Krieg in einer illustrierten Kunst-

zeitschrift Abbildungen von deinem neuen Landhaus und seiner Einrichtung gesehen, entworfen von Herrn Professor Soundso. Ich weiß also Bescheid. Es ist alles sehr schön und richtig, es stimmt alles aufs Haar, und es ist nirgends ein Fehler. Die Flächen sind Flächen und hören nimmer auf wie die Liebe. Die Kästen sind wirkliche Kästen und die Leisten richtige Leisten. Sie haben das Prinzip des Rechtecks und das Prinzip des Quadrats auch. Die Prinzipe heiraten sich und scheiden sich, und die Linien laufen ewig und kommen nie an, oder sie werden notgedrungen abgebrochen, weil auch das Landhaus des seligen Professors Klinger nicht der unendliche Himmelsraum ist, obwohl sie gut und gern weitergehen könnten, denn eine geometrische Figur kann sich bekanntlich in jeder Ausdehnung vorstellen. Dieser Schrank dagegen, ins Unendliche erweitert, ergäbe eine ausgemachte Absurdität, denn er ist auf endliche Verhältnisse für endliche Menschen gedacht. Das ist auch das Geheimnis seiner Vollkommenheit und sein Reiz. Alle Reize sind nämlich sterblich, geliebte Schwägerin, auch die deinen."

„Nun," meinte sie und streckte das Kinn vor, „meine Reize sollen eigentlich nicht das Thema eines katholischen Geistlichen sein. Ich begreife aber, daß gerade ein katholischer Geistlicher sich mit solchen Möbeln umgeben muß. Sie müßten für euch vorgeschrieben sein wie die Sutane. Es sind in wesentlichen Zügen katholische Möbel."

Der Dechant neigte halb zustimmend den Kopf. „Dein Gesichtspunkt wird manchem etwas streng vorkommen. Dies sogenannte Biedermeier war ja auch der Stil des protestantischen, ‚aufgeklärten' Berlin. Aber es war zugleich das Berlin des E. Th. A. Hoffmann und das Deutschland der katholisierenden Romantik. Folgt daraus: wir sind immer katholisch, aber ihr seid nicht immer rationalistisch."

„Wenn wir nur immer protestantisch sind, Klemens, dann ist mir für den Fortschritt der Welt nicht bange trotz Rom."

„Nun, mir wäre bange," lächelte der Dechant. „Vom protestantischen Fortschritt hat man mich noch nicht vollkommen überzeugt. Denk an Goethe. Seinen katholischen Weg zum zweiten Teil des Faust macht doch jeder tiefer denkende protestantische Deutsche einmal im Leben durch."

„Ich werde ihn jedenfalls nicht durchmachen, mein Lieber."

„Habe ich denn gesagt, daß ich dich für einen tiefer denkenden protestantischen Deutschen halte?" lachte der Dechant.

Sie hob die Nase in die Luft. „Es ist jetzt auch nicht die Rede, wofür du mich hältst," erwiderte sie kühl. „Jedenfalls bewahren wir die Welt vor dem Versinken in den leeren Formalismus von der Art, wie du ihn da in deinem Haus herumstehen hast und wie ihn eure Kirchen zeigen."

„Ich will dir etwas sagen, Marie: es gibt einen sinnlichen und einen unsinnlichen Formalismus. Den sinnlichen Formalismus seid ihr freilich los samt der sinnlichen Form. Eure Architektur beweist es, und nicht nur die. Dafür habt ihr die deutsche Nation in den unsinnlichen Formalismus der Ziffer gestürzt. Da liegt sie nun drin und erlebt wie in einem wüsten Traum, wie alles Leben zum Einmaleins wird."

„Wir haben ja jetzt das Biedermeier wieder," meinte Frau Klinger. „Sieh nur mich an. Wenn ich meinen Koffer auspacke, so werde ich dir noch ganz anders kommen."

„Ja, ihr habt's, aber nicht selber gemacht. — Was ist übrigens aus dem Landhaus geworden?"

„Was wird geworden sein? Sollte ich allein das große Haus bewohnen? Ich bin wieder in die alte kleine Villa gezogen. Eben wird sie frisch hergerichtet; so bin ich sozusagen heimatlos."

„Und die modernen Unendlichkeitsmöbel?"

„Die Möbel sind selbstverständlich ins Haus komponiert und damit verkauft. Was willst du dich über Möbel lustig machen, die du bloß in der Zeitschrift gesehen hast! — Und hast du etwa diese Mahagonisachen selber geschaffen? Warum läßt du die alten Fetzen und Geräte nicht im Schutt liegen, sondern hebst sie auf und richtest sie wieder her? Deutsche Renaissance! Wir sind ein Volk von Organisatoren. Das ist's."

„Ja, das Wort geht jetzt durch die Zeitungen," bemerkte der Geistliche, der seine Verwandte kannte, etwas trocken. „Es ist bequem zu handhaben und nach allen Richtungen zu konjugieren."

„Was du sagst, steht allerdings nicht in den Zeitungen," erwiderte die Tante ein wenig spitz und tat dann vor Bob einen nervösen Seitenschritt. „Willst du nicht den häßlichen Hund an dich nehmen; es ist nicht erfreulich, ständig berochen und beknurrt zu werden."

Der Dechant rief das Tier zu sich. „Er wittert nur nach Wohlwollen," sagte er.

„Das tönt beinah, als ob du dem Tier Seele zusprächest!"

„Nein, ich denke nicht daran," erwiderte er verwundert. „Kann ich dir Augen zusprechen? Du hast sie, ob ich sie bestätige oder nicht. Bildest du dir ein, bloß ihr, du und die andern sechs Neunmalklugen im Norden, hättet Seele? Seid froh, daß man euch nicht daraufhin untersuchen kann."

„Das sind Fragen des geistigen Hochstandes!" sagte sie und hob die feine Nase. „Gegenüber einem Tier habe ich Herrengefühle. Es erfüllt seinen Zweck, und ich lasse es abschlachten oder verkaufe es. Was darüber hinausgeht, sind Sentimentalitäten."

„Hoffentlich hast du noch andere Unterlagen für dein Herrengefühl," bemerkte der Dechant. „Aber nun bewundere ein immerhin seelenloses Tier, das dir diesen geistigen Hochstand sofort abgerochen und beknurrt hat."

„Da würdest du wohl auch keine Nachtruhe für ein Tier drangeben?" fragte Linde, die bisher schweigend zugehört hatte, mit etwas feindlichen Augen. „Voriges Jahr ist er nämlich überfahren worden. Brigitt brachte ihn in einem Korb blutend und halbtot nach Hause. Er hatte Lungenverletzung und konnte kaum mehr atmen. Der Tierarzt wollte ihm Gift geben, aber ich ließ es nicht zu. Wir trugen ihn auf mein Zimmer hinauf. Damit er sich nicht verkroch mit seinen Schmerzen, verstellten wir ihm alle Möbel. Nun saß er da traurig Stunden und Stunden und kämpfte um Luft. Seine Lunge ging wie eine Rassel. Liegen konnte er nicht, weil er sofort Erstickungsanfälle bekam. Schließlich begann er vor Schwäche umzufallen. Da baute ich ihn ganz mit Kissen ein und unterstützte ihm auch die Brust. Ab und zu hielt ich ihm ein Tellerchen mit Milch vor, weil er durch den Blutverlust durstig wurde; davon nahm er immer ein bißchen. Wenn ich mich bewegte, so blickte er sofort mit seinen großen, dunklen Augen nach mir hin, weil er fürchtete, daß ich ihn verlassen wolle. So verbrachten wir die erste Nacht. Als der Tierarzt am andern Morgen kam, wunderte er sich, daß der Hund noch lebte, aber er glaubte immer noch nicht, daß er durchkommen werde. Nun, er ist durchgekommen. Seither ist das Tier von mir unzertrennlich, und von dem Unglück an hat es ein ganz anderes Verhalten zu mir."

Die Tante verzog den Mund etwas. „Du hättest dem Tier eine qualvolle Zeit erspart, wenn du es hättest töten lassen. Sterben muß es doch einmal."

„Aber jedes Wesen hängt am Leben," erwiderte Linde leise mit roten Wangen.

In der Zeit saß Bob neben seinem Herrn, das eine Auge unausgesetzt auf die fremde Frau gerichtet, und knurrend, sobald sie sich regte oder zu sprechen begann; ab und zu ging ein erregtes Zittern über seinen Leib, weil er seinen Platz nicht verlassen durfte, und

in seinen treuen, mutigen Zügen drückte sich ein unverkennbares Leiden aus, das ihm das Mißtrauen gegen diese parfümierte Frau erregte. Die Klinger zuckte wieder die Achseln.

„Jetzt fehlt nur noch, daß ihr den Hund zum Richter über euren menschlichen Wert macht," sagte sie hochmütig und selber ein bißchen erregt, weil ihr die so rückhaltlos geäußerte Abneigung des Tieres peinlich wurde.

„Auch das wäre zu denken," versetzte der Dechant. „Sicher gibt es viele Beziehungen zwischen dem Tierreich und uns, von denen wir nicht einmal etwas wissen. Alles Unrecht und alle Grausamkeit, die an Tieren verübt worden sind, leben als Handlungen und als Wirklichkeit ebenso weiter wie die Guttaten und die erwiesenen Barmherzigkeiten sowie jene Beweise der Großherzigkeit und des Edelmutes, den andrerseits wieder unsre Freunde aus dem Tierreich uns geliefert haben. Vielleicht gibt es sogar Gerechte, die die Prüfung durch die Armen und selbst durch die Kinder bestehen, und die am Tier scheitern. Aber wollen wir nicht noch ein wenig in mein Zimmer treten? Bob wird sich solange auf sein Bett im Korridor legen. Hast du gehört, Bob?"

Bob hatte gehört. Durch einen ernsten, kummervollen Blick auf seinen Herrn und dann auf das junge Mädchen teilte er noch mit, wie schwer ihm in diesem Fall das Gehorchen werde, und wie wenig er den Befehl verstehe; darauf begab er sich widerstrebend mit gesträubter Rückenbürste und steifbeinig wie vor einer Rauferei auf den kommandierten Platz, nicht ohne unterwegs noch einmal zu knurren, als die Klingse mit ihrem seidenen Unterrock rauschte.

Der Soldat hatte von der ganzen gebildeten Unterhaltung wenig begriffen. Er hörte, daß es sich um modern oder altväterisch handelte, und da er sich als junger Mann, der in Amerika gewesen war, zu einer weltmännischen Gesinnung verpflichtet hielt, so leuchtete ihm eigentlich das, was die Tante sagte, besser ein. Als mo-

derne Frau nahm er sie aber noch in besonderen Augenschein, der wiederum nicht ungünstig ausfiel, und im großen ganzen fand er, daß der Dechant sie wohl gelten lassen könnte, ja, daß Linde einen Fehler begehe, sich so feindlich zu ihr zu stellen, nachdem sie sie doch einmal eingeladen hatte, abgesehen von dem Beispiel, das sie sich in vielem an ihr nehmen konnte. Aber auch von diesen Erkenntnissen verlautete er nichts.

Das waren die Begleiterscheinungen, unter denen sich der Einstand der Tante vollzog. Für den Rest des Abends sprach man nur noch von unverfänglichen Dingen. Am nächsten Morgen trat sie mit vorgeschobenem Kinn und schmalen Lippen das Hausregiment an. Zuerst, noch droben im Hausgang, ordnete sie an, daß die Möbel in ihrem Zimmer umgestellt würden, weil sie nicht genug zum Frisieren sehe und nachts durch das Rauschen der Bäume gestört werde. Als sie etwas später zum appetitlich hergerichteten und nicht eben ängstlich besetzten Frühstückstisch kam, überblickte sie ihn im Niedersitzen mit unbestechlichen Augen; darauf, während sie die Serviette nahm, sagte sie etwas singend, doch immerhin Ärgernis nehmend:

„Ihr habt ja Eier und Butter. So üppig sind wir's lange nicht mehr gewöhnt. Ich finde, ihr könntet euch bedürfnisloser einrichten; es gibt jetzt soviel Elend. Ihr wißt so schöne Dinge über die Hunde zu sagen; denkt auch ein wenig an das deutsche Volk."

Die Hausgemeinde fühlte sich von diesen Worten so auf ihrer Unanständigkeit betroffen und bloßgestellt, daß niemand wagte, mit einer klugen oder festen Entgegnung das Hausrecht zu behaupten. Man erkundigte sich bestürzt nach der Not in der Hauptstadt, bemerkte kleinlaut dies und jenes Allgemeine über den Gegenstand und fragte die Tante schüchtern, ob denn sie nicht auch ein wenig gehamstert habe, worauf sie einigermaßen verwundert antwortete: „Aber warum denn? Man kann sich ja für Geld noch genug kau-

fen!" Vom nächsten Tag an kam nur noch Marmelade auf den Tisch, zwar auch keine schlechte, und die Tante fand sie viel zu süß, aber das war nun nicht mehr zu ändern. Zum ersten Mittagessen sagte sie noch nichts, aber beim Tee nahm sie an den schneeweißen Brötchen Anstoß und erklärte es als ein Vergehen an der Allgemeinheit, jetzt so weiße Brötchen zu essen. Nun war es wirklich unmöglich, dunkleres Kleingebäck zu bekommen, aber um die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen, aß man künftig grobes Schwarzbrot zum Tee, obwohl dem Dechanten und besonders Linde so schwere Kost übel bekam; schon der Abgang der Butter und des frischen Eies am Morgen bedeutete für Linde eine rechte Lebensverschlechterung, und die Folgen des Schwarzbrotes stellten sich bald als Magendrücken ein, aber sie ertrug es still.

Am zweiten Tag ließ sich die Tante über das Abendessen aus, am dritten über den Mittagstisch. Es sah niemand ein, welches Interesse das verwünschte Weib daran hatte, sich selber die Kost zu verschlechtern. Das Nachtessen war die Hausgemeinde warm gewöhnt; man genoß einige leichte, angenehme Dinge, die den Schlaf nicht beschwerten und am andern Morgen ein erquicktes Erwachen versprachen. Damit räumte Frau Klinger auf. Man aß jetzt Brot mit Schmierkäse zu Nachgewärmtem oder zu Tee, auch etwas Aufschnitt und hinterher einen Apfel; auch liebte die Klingse Weintrauben und Nüsse. Dem Hund wurde der Speisezettel ebenfalls nachgeprüft und nach Menge und Gehalt beschnitten. Man briet nicht mehr mit Butter, obwohl die Bauern sie willig und reichlich ins Haus brachten und die alte Brigitt lästerlich schimpfte, sondern mit Schmalz, und im weiteren zeigte sich, daß die Tante überhaupt gegen die Braterei war; man solle mehr kochen und sieden, um das Fett für das deutsche Volk zu erhalten.

Allmählich führte sie der Reihe nach die verschiedenen Ersatzstoffe ein, die von der Chemie oder auch nicht von der Chemie her-

gestellt wurden. Sie bestand darauf, daß man das Milchpräparat Milfix oder die Kuh in der Tüte kostete, um einen Begriff davon zu bekommen, wie das Großstadtvolk lebte. Man fand es zur allgemeinen Beschämung nicht eben wohlschmeckend. Sie ordnete an, daß ein Kuchen damit gebacken werde, in den anstatt Ei Eifix kam, ein Präparat aus, Gott wußte, was, das sträflich gelb machte und nicht die Spur nach irgend etwas auf der Welt schmeckte. Anstatt Weizenmehl verordnete sie solches von Kartoffeln, anstatt Zucker Sacharin, und von Butter war überhaupt keine Rede, nur daß eben der Backnapf etwas mit Butterol bestrichen wurde, damit der Kuchen nicht ansetze; aber er setzte unerbittlich an, wie sich nachher zeigte. Brigitt schmiß das Zeug mit Tränen in den Augen in den Backofen, und wenn die Klingse nicht vorausahnend danach gesehen hätte, so wäre es zu Staub verkohlt, denn die alte Person hatte ein Höllenfeuer darunter gesetzt. Das nächstemal war der Ofen kalt, und die Klingse mußte selber nachheizen, wenn sie ihren Kuchen bekommen wollte.

Heinz fraß alles ziemlich gehorsam und etwas bewundernd. „Wie gut muß dein Kuchen erst schmecken, wenn es ein wirklicher Kuchen ist!" sagte er gläubig und steckte sich ein neues Stück in den Mund.

„Man könnte sehr viel mehr für die Armee tun, wenn man nur wollte," war ihre Antwort.

Anstatt Öl kam eine Art von dicker, gelber, säuerlicher Brühe ins Haus, die nicht ein Tröpfchen Fettgehalt besaß und jeden Salat verdarb. Puddings wurden aus Ißnur hergestellt und schmeckten nach Tinte. Es gab bald keinen natürlichen Stoff, den sie nicht verwässerte oder mit Zusatzmitteln streckte. Was man früher in guter Qualität kaufte, erstand man jetzt in geringerer. Kurz, das Essen hörte im Haus des Dechanten auf, ein Vergnügen zu sein. Aber zum Vergnügen esse man jetzt auch nicht, sagte

die Klingse, sondern nur, um sich zu erhalten. Da sie einen ledernen Magen hatte, erhielt sie sich ganz ordentlich, aber der Dechant mußte viel Kräuterschnäpse zu sich nehmen und wurde ein kleiner Trinker über die Aszese; doch sah er ein, daß die Nation vorging und der Einzelne zurückstehen mußte, zumal an einem so sichtbaren Platz. Auch Linde begriff, aber da sie sich nicht durch Kräuterschnäpse weiterhelfen konnte, so sah sie bedenklichen Zeiten entgegen. Die brave Brigitt überfiel in ihrer Küche täglich das heulende Elend, und sie schwor jeden Abend, davonzulaufen, um jeden Morgen in tiefer Ergebenheit gegen Linde einen schlechten Ersatzkaffee zu brauen, nach dem das ganze Haus stank, denn Bohnenkaffee war auch nicht mehr gestattet. Sie beschwor das Mädchen, nur zum Schein zu essen und sich von ihr etwas Besonderes machen zu lassen, das sie besser vertragen konnte, aber Linde sagte, im Feld hätten sie auch nichts Besonderes, und lehnte jede Heimlichkeit ab. Sie nahm dieses Übelwetter als gerechte Strafe für das Unrecht, das sie an der Frau begangen hatte, und ihr eigentlicher Kummer war dabei, daß Unschuldige mit ihr getroffen wurden.

Eins wurde bald klar: die einzige Person, für die die schlanke Weltdame im Haus sich erwärmte und die sie anerkannte, war der Leutnant. Erstens stachen ihr seine Dekorationen in die Augen; an Kreuze und Orden läßt sich immer befriedigend glauben. Dann fand sie in dem jungen Mann mit scharfem Blick den Angelpunkt, auf dem sie sich bewegen und von dem aus sie die andern beherrschen konnte. Er war einfach organisiert, eitel, oberflächlich und uniform und darum ein gefundenes Fressen für jedes ehrgeizige Weibsbild, das sich seiner bemächtigen wollte. Von ihren Beweggründen ahnte er zwar den einen oder andern nicht zu seinem Stolz, und wenn Linde ihn mit der neuen Verehrerin neckte, so wurde er verlegen und suchte die Ehre abzulehnen, aber sobald er in den Bannkreis ihrer selbstsichern, gebildeten Unterhaltung oder nur unter ihren egoistischen, schwermütigen Blick geriet, schlich sich, ob er wollte oder nicht, ein geschmeicheltes Gefühl unter seinen Magen hin über den Vorzug, den sie ihm vor den andern Hausgenossen gab, sie, eine welterfahrene Frau, die doch etwas gewöhnt war, und Linde erschien ihm neben ihr dann immer etwas hausbacken oder kleinstädtisch, jedenfalls nicht als das glänzende und reich ausgestattete weibliche Wesen, das er gern an seiner Seite träumte, seitdem er sich solchen Spekulationen hingab. Frau Klinger bemerkte und bestätigte alles, was er sagte, während Linde dazu still war oder mit wenig Worten schwierig widersprach und der Dechant väterlich spöttische Bemerkungen daran hängte, die ihn in seiner Würde kränkten, denn er war kein Junge mehr sondern hatte zwei Jahre Krieg hinter sich, von Amerika nicht zu reden. Dieser Erwägung gab er auch neuerlich Ausdruck, indem er Rechtfertigungen mit den Worten einleitete:

„Wenn man zwei Jahre im Feld gestanden hat, so weiß man, was los ist."

Frau Klinger war mit ihren dünnen Lippen und ihrem kalten Blick noch eine sehr gangbare Frau, der Heinz unter andern Umständen nicht durchaus abgeneigt gewesen wäre, zumal sie sich mit großer Sorgfalt modern kleidete und mancherlei hübsche Spitzen und Schmuckstücke an sich sehen ließ, wovon man an Linde wenig bemerkte. Gezeugt war sie in England von einem deutschen Vater, aber geboren dortselbst von einer englischen Mutter, und bis zum Krieg hatte sie sich Mary nennen lassen, was von den Lippen ihrer Verwandten durchweg als Mehrie klang. Jetzt hieß sie Malva. Unterweilen war sie längst nach Deutschland zurückgekommen und die Taufpatin Lindes geworden, ohne daß diese das Verhältnis nachträglich von sich aus bestätigte, vielmehr begann das merkwürdige Kind eine gewisse Reihe von moralischen Unternehmungen damit, daß es jenes, das nie innerlich bestand, auch äußerlich durch die bekannte Namensänderung löste, eine Feindseligkeit, die die Frau einigermaßen erleichtert quittiert hatte, freilich ohne etwas zu verzeihen oder zu vergessen. Noch weit vom Matronenalter entfernt, fand sie sich neuerlich dem Mädchen gegenüber außerdem im Zustand einer gewissen Rivalität, mit der aber Linde wahrscheinlich schon damals begonnen hatte. Die Erkenntnis gereichte der reifen Frau zunächst nicht zur Steigerung ihres Selbstgefühls, und sie hielt es bereits für einen Fehler, der Einladung gefolgt zu sein. Dazu kam, daß die Klingse benannte Frau Professor und Witwe eines berühmten Augenarztes einen außerordentlich mißtrauischen und einsamen Charakter besaß und in dem richtigen Gefühl, sich bei ihrem unglücklichen Temperament auf niemandes Liebe verlassen zu können, höchstens auf die Untertänigkeit der Kreaturen, die sie wohltuenderweise um sich versammelte, wenig Zufriedenheit im Leben genoß. Sie war eine ziemlich tragisch veranlagte Natur,

vor der Linde aus guten Gründen Angst empfand, so große Angst, daß es ihr sogar schwer fiel, das Gefühl von Mitleid, das sie während der Entfernung für jene erfüllt hatte, in ihrer Gegenwart zu erhalten und sinnenmäßig zu betätigen, obwohl sie immer wieder von ihrem Gewissen getrieben darum rang. Solange die Tante da war, empfand Linde nur Panik, Kummer und bodenloses, ganz ursprüngliches Lebensweh. In der Anteilnahme am Leben ihres erwachsenen Jugendgespielen, die jetzt noch außerdem zwischen den beiden Frauen stand, steigerte sich ihr alles wie in einem Vergrößerungsglas oder einem Schallbecher zu verwirrendem Tumult und zu Feststellungen von peinigender Bedeutung, denn die Frau hatte tausend Möglichkeiten, Menschen zu tyrannisieren und zu verderben, aber Linde hatte nur einen einzigen Geliebten auf der weiten Welt, besaß ihn erst seit wenig Tagen und mußte ihn nach einer bereits festgesetzten kurzen Reihe von Stunden wieder lassen, ohne seinen Lieblichkeiten und guten Tiefen ganz auf den Grund gekommen zu sein.

Um von Brigitt zu reden, so verfolgte sie das fremde Frauenwesen mit einem sichern, ingrimmigen Haß. Daran hinderte sie auch ihr sonstiges warmes Christentum nicht, denn erstens störte diese Verwandte den Frieden der Menschen, die ihr auf der Welt die liebsten waren, und zweitens war sie protestantisch und stammte aus England, und die Sprache, die sie redete, war norddeutsch. Was sie in der Stille tun konnte, um die Frau zu ärgern, das versäumte sie nicht, was sie aber von Dingen unterlassen konnte, die jener Befriedigungen verschafft hätten, darum machte sie einen weisen und erfahrenen Bogen. Sie genoß dafür auch die Ehre, einer der ganz wenigen Menschen zu sein, die die verwöhnte Frau wirklich fürchtete, und die sie leiden machten, während Frau Malva sonst in der Übung hatte, die Menschen leiden zu machen. Das widerfuhr ihr, weil der Haß dieser meist aus Trieb und Natur

handelnden Leute sie in einem tiefen Grund verurteilte, wohin keine verstandesmäßigen Selbstrechtfertigungen drangen, und weil sie gegen deren ganz unmittelbare und natürliche Äußerungen als konventioneller und literarischer Mensch gar keine Hilfsmittel besaß. Der Haushälterin gegenüber half sie sich von einem Tag in den andern mit einer kühlen Verachtung; sie schien sie nicht zu sehen, und wo sie sie als Dienstboten packen konnte, da tat sie es. Einer solchen feinen Niedertracht gegenüber war dann wieder Brigitt hilflos, weil sie an die Verachtung wie das Nichtsehen glaubte. Da sie aber doch nicht ihre Pflichten als Hausmagd gröblich verletzen konnte, so sammelte sie still ihre Wut zu einer Art von stehendem Gewitter auf, mit dem sie stumm oder gelegentlich in der Tiefe grollend am Horizont lauerte und auf ihren Tag wartete. Um den betete sie vorläufig aus ganzem Herzen, denn sie hielt das calvinistische Weib ehrlich und aufrichtig im allgemeinen für eine Verbrecherin und im besonderen für eine Spionin, mit welchem populären Verdacht sie sich denn auf einem schiffbaren Fahrwasser und in großer Gesellschaft befand.

Dem Dechanten erging es noch verhältnismäßig am besten; entweder er trieb sich im Münster herum, oder er stand in seinem Museum vor den gefundenen Altertümern, um die Geschichte des Domes, die er im Kopf zu Faden schlug, wieder in einigen inneren Beziehungen zu fördern, und die übrige Zeit des Tages verbrachte er auf seinem Arbeitszimmer, wo er unangreifbar war. Den Garten mied er, so lieb er ihn hatte; nur wenn er seinen Besuch sicher in der Stadt wußte, lief er geschwind hinunter und erging sich auf ein Stündchen zwischen seinen Bäumen und Büschen und unter dem offenen Licht eines Gottes, in dessen Geheimnissen er zurzeit bei weitem nicht so tief steckte wie in denen der Bischöfe und Künstler, die den hiesigen Platz durch die Jahrhunderte herauf und herunter gebracht hatten, um alles dann ihm als dem wahren Kun-

digen und Genießer zu hinterlassen. Indessen wurde der Gott freilich unbehaglicher und bitterer.

Aber Frau Klinger fand den Dechanten zu katholisch und zu fanatisch, und das war die größte Verblüffung, die er seit langer Zeit erlebt hatte. In der sichern Erwartung, ihn an einem schwachen Zipfel packen zu können, besuchte sie schon am ersten Sonntag das Hochamt mit der anschließenden Predigt. Da gerade auf den Tag das Thema vom Pharisäer und Zöllner fiel, so sagte er vieles über den falschen Ehrgeiz, die Nichtigkeit von Bildung und gesellschaftlichem Stand, die Wertlosigkeit des übereingekommenen Mitleids und des öffentlichen Wohltuns, und was sich sonst so über die verschiedenen Kategorien von Heuchelei sagen läßt; dagegen hörte man allerlei Gutes über die Armut, die Niedrigkeit, das stille Werk im Namen Gottes, die bescheidene Liebe von Mensch zu Mensch, das meiste nicht besonders ergreifend und erweckt aber doch weit ursprünglicher und anschaulicher, als man dergleichen sonst kirchenmäßig betreibt. Es war ihm, während seine Blicke immer wieder prüfend nach möglichen Verstecken neuer Altertümer ausflogen, nicht weiter bewußt, auf einige Gedankengänge unmittelbar durch seine Schwägerin verfallen zu sein, und vollends merkte er nicht, daß er im Grunde gegen sie predigte, daß die gesellschaftliche Eitelkeit und das leere Getue mit Wohltäterei, worüber er sich pflichtgemäß zum hundertstenmal verbreitete, diesmal ihre Gestalt und ihre Züge wies und seiner Predigt soviel Gegenständlichkeit und Beweiskraft innewohnte wie seit Monaten nicht. Er hatte nachher nur das Gefühl, daß sie ihm gut geraten sei, und war befriedigt darüber, weil sich auf lange Strecken in der Kirche keine Maus gerührt hatte.

Der Anstoß zu dieser Regung bestand aber in einer Vorstandssitzung des Roten Kreuzes, die einige Abende zuvor beim Dechanten stattgefunden und an der die Tante als bedeutende Rote-Kreuz-

Dame, wenn auch einer andern Provinz, handelnd teilgenommen hatte, denn immerhin war sie eine erfahrene Wohltäterin und hatte schon viel in Organisation gemacht. Zur Verhandlung standen diesmal die untröstliche und andauernde Kassenleere des hiesigen Vereins und das Angebot eines amerikanischen Komitees, das Lazarett aus amerikanischen Mitteln zu übernehmen und mit amerikanischen Ärzten, Instrumenten, Geldern und so fort unter der fortdauernden Oberhoheit des Roten Kreuzes unendlich glanzvoller weiter zu betreiben. Es schien ein sehr glückhaftes Angebot und beinahe eine Rettung in der höchsten Not. Man hätte zwar die Übernahme des Lazaretts durch den Fiskus oder wenigstens eine staatliche Beihilfe beantragen können, aber beide Auswege wären nach der einstimmigen Auffassung einem moralischen Bankrott des hiesigen Roten Kreuzes gleichgekommen, während die überseeische Lösung den Bankrott unerwartet in Ruhm und Reichtum verwandelte, denn nun konnte man sich auf eine mustergültige Einrichtung, ein herrliches Instrumentarium und beinahe unermeßliche Mittel und sozusagen geradezu auf Luxus einrichten.

Auch der Dechant sah in dem Angebot eine gute Wendung und war nicht unzufrieden, eine Beunruhigung auf vorteilhafte Weise loszuwerden, um sich desto ungestörter seiner Kunstgräber hingeben zu können. Die Vorsteherin des Vereins, ein redliches aber ein wenig törichtes altes adliges Fräulein, weinte himmelblaue Freudentränen. Ihr bedeuteten ihre Verwundeten ihren ganzen Lebensinhalt, und sie konnte sich nicht vorstellen, was sie nach Beendigung des Krieges mit sich selber anfangen sollte. Sie fand den Krieg ja schrecklich, aber sie genoß doch in aller echten Menschenliebe die große Zunahme an Bedeutung, die er ihr plötzlich eingebracht hatte, und auf der Fürsorge für ihre Verwundeten schwamm sie mit verschämt geblähten Segeln daher als eine freudig bewegte Fregatte des Mitleids. Wie sie nun mädchenfromm und überlang

in ihrem altmodischen Kleidchen dasaß und im Reden und Rühmen den schwarzen Rembrandhut mit der schönen Straußenfeder, der ihr so unwahrscheinlich hoch über dem Haarbau schwebte, hin und her schwang, die blaugrauen kleinen Augen beseligt und feucht von einem zum andern richtete und es jedermann ans Herz zu legen strebte, wie sehr man diesem edlen Volk, den Amerikanern, unrecht getan habe, und wieviel Ursache man besitze, ihre Freundschaft zu erwerben, war da außer Linde, die als jüngstes Mitglied des Vorstandes auch im Kränzchen saß, nicht einer, der ihr nicht beschämt recht gegeben und bereits für die endgültige Abstimmung das Jawort gezückt hätte. Auch die Klingse fand kühl, daß man alle Ursache habe, sich zu gratulieren, besonders nach der etwas reichlichen und unbefangenen Wirtschaft, die hier geführt worden sei. Da sollte man einmal sehen, wie es an andern Plätzen zugehe, und wie da gerechnet werde. Natürlich, man wolle es ja überall den Verwundeten so angenehm machen als möglich, aber deshalb dürfe man doch nicht das Ganze aus den Augen verlieren und vor lauter Mitleid die Organisation vergessen. Nun, man sei jetzt gerettet, und daß der kommende Überfluß einer innern Neigung entspreche, werde man wahrscheinlich mit besonderer Befriedigung feststellen. Die gnädige Bemerkung wurde mit einem etwas verschämten Gelächter quittiert, und auch Frau Klinger lächelte nachsichtig, und so war das ganze Geschäft zur Abstimmung reif, als Linde ums Wort bat.

Tante Malva, die alles sah, hatte längst bemerkt, daß Linde ihre besonderen Empfindungen über den Fall hütete, aber im Traum nicht erwartet, daß sie versuchen würde, sie zur Geltung zu bringen. Auch dem Dechanten war ein beunruhigter und beinahe trauriger Ausdruck ihres Gesichts aufgefallen, während alle andern wie die Erlösten strahlten und vor lauter Aussicht auf Ruhm und Luxus schon fast immerzu schlucken mußten, und er hatte sich einige Male gefragt, was ihr wohl fehlen könne, aber nicht zu ernsthaft,

obwohl sie sein Gewissen war, oder vielmehr eben deshalb. Linde in der Zeit saß da in einer wachsenden Angst und in einem zunehmenden Zorn, Angst um die kranken und wunden Soldaten, um die Reinheit eines Werks — auch sie dachte ans Ganze — Zorn über die billigen und käuflichen Seelen, die sie hier umringten, und über die schlaffen Gewissen, die in einem bedrohten Land das Werk der Daheimgebliebenen so lau und kleinmütig betrieben. Dem adligen Fräulein, das Zeit seines Lebens noch niemals einem Menschen etwas Übles getan hatte, sonst hätte es längst einen Mann ergattert, war sie geradezu gram, und daher wandte sich ihre Rede auch ganz ausschließlich an dieses, und zwar mit einem solchen düstern Gesichtsausdruck und einer so schmerzlich bebenden Stimme, daß das gute Wesen bis auf die Knochen davor erschrak.

Sie könne die Anschauung des Vorstandes nicht teilen, redete Linde das Fräulein an, zunächst unter großen Anstrengungen, ihre Scham zu überwinden. Es scheine ihr nicht, daß man keinen andern Ausweg hätte, als das Werk abzutreten. Gewiß, man habe vielleicht etwas aus dem Vollen gewirtschaftet und immer zuerst an die Soldaten gedacht. Aber sie seien auch die Hauptsache. Sie kämen hilflos und traurig an und dächten nicht, daß hier das oberste Interesse die Organisation sei. Man sei schon so lange bankrott gewesen, und es sei weitergegangen; es werde auch weitergehen, wenn man nur nicht den Glauben verliere. Man dürfe nicht die Soldaten, die sich auf ihre Brüder und Schwestern im Land verließen, den Messern amerikanischer Ärzte ausliefern. „Was sind unsre armen, frommen Soldaten den Amerikanern? Sie lernen und probieren an ihnen und gehen dann nach Amerika zurück mit der Reklame, daß sie ein Jahr lang in einem deutschen Lazarett gearbeitet haben. Sie sind dann gewiegte Chirurgen, und die Patienten kommen gelaufen. Was geht uns das an? Jetzt ist jeder verwundete deutsche Soldat unser Bruder oder Sohn, und unsre

Söhne und Brüder müssen wir selber pflegen. Wir werden die Mittel dazu bekommen wie bisher, auch wenn wir schlecht wirtschaften und zu freigebig sind."

Das war die kurze Rede, die ein so großes Aufsehen machte und eine ganze kluge Bereitschaft über den Haufen warf. Luxus und Ruhm, ein prachtvolles chirurgisches Instrumentarium, Geld und Hilfsmittel, alles zerstob vor ein paar herzlichen und zornigen Mädchenworten zu nichts, und wie vorhin alle Damen gerührt und begeistert gewesen waren, so waren sie jetzt von ihrem eigenen einfachen und menschlichen Wesen ergriffen, das ihnen aus Lindes Darstellung entgegensah. Jawohl, das war ja ihre wirkliche Art: wohlwollend, gütig, verschwenderisch, ein bißchen fahrlässig, voll Liebe und Mitleid und lebendiger mütterlicher Beziehungen zu den lebendigen verwundeten Soldaten, immer bankrott, immer hoffnungsvoll, viel beredet und viel geliebt, ein herzlicher, treuer, gottgefälliger Klüngel, der sich den Teufel um Prinzessinnen und Fürsten scherte und sich bisher glücklich alle Protektoren vom Hals gehalten hatte nach dem weisen Rat und unter der diplomatisch geschickten Leitung desselben Dechanten, den heute ein plumpes materielles Angebot mit dem ganzen Kränzchen beinahe über den Haufen geworfen hätte. Er schämte sich bereits, und alle Damen schämten sich, so glücklich sie sonst auch waren, ihrem bisherigen lieben, warmen Werk zurückgeschenkt zu sein. Nur fand in der Geschwindigkeit keine den Bogen, das alles in Worten auszudrücken. Aber es brauchte auch weiter keine Worte; einig war man immer gewesen. Die Fremde allein war nicht zufrieden.

„Ich kann den Damen nur noch einmal raten, das amerikanische Angebot anzunehmen," sagte sie wie jemand, der mehr weiß, als er für jetzt verlauten will, und geflissentlich über Linde hinweg. „So üppig ist es Ihnen ja hier doch nicht ergangen, daß Sie mit Vorteil für sich und die armen Verwundeten sogenannten hohen

Idealen nachjagen dürften. Mein Gott, wie arbeiten Sie denn! Sie entlasten die Schwestern vom Putzen und Scheuern und stellen dafür bezahlte Frauen an. Wo finden Sie das noch? Nicht einmal im reichen Frankfurt. Sie schicken nach Marburg geschlossene Fäßchen mit Hahnen für den Kaffee an die Militärzüge, weil Ihnen die offenen Eimer unästhetisch sind. Gewiß, es wird einmal ein Stäubchen Ruß hineinfallen; im Feld fällt noch mehr hinein, und man trinkt es auch. Aber die Hahnen sind zu eng, und das Auf- und Zudrehen nimmt Zeit weg; es geht ja faktisch viel langsamer als aus den offenen Eimern. Und was tun Sie, meine Damen? Sie kaufen ganz große teure Messinghahnen und lassen die an die Fäßchen anbringen. Nun ja, jetzt funktioniert die Sache. Es fällt kein Ruß in den Kaffee. Es sieht auch appetitlicher aus. Aber was hat das nun gekostet! Und gerade Sie, meine Damen, mit Ihren Mitteln! Darum sage ich Ihnen noch einmal, nicht immer können die Soldaten die Hauptsache sein. Das Rote Kreuz muß auch leben. Es ist nicht jedermanns Geschmack, ewig bankrott zu sein. Der Geschmack unsrer Oberleitung ist es jedenfalls nicht, das muß ich Ihnen schon bemerken. Ihr Kultus, den Sie mit den Verwundeten treiben, ist ja höheren Orts bekannt und gibt viel zu reden. Da ist keine Wäsche weich genug und keine Decke genügend warm. Und die Soldaten müssen dies und jenes haben. Meine Damen, im Feld haben sie das alles auch nicht, und sie siegen dennoch. Es besteht höhern Orts die Meinung, daß man auf diese Weise das Material nur verwöhnt. Mütterlichkeit ist schön in der Familie, aber dies hier ist eine Sache der Organisation. Durch Organisation wird Deutschland diesen Krieg gewinnen, wenn man das denn immer wieder sagen muß. Tun Sie, was Sie wollen, aber sagen Sie nachher nicht, daß Sie nicht gewarnt seien. Fragen Sie sich auch, ob es politisch ratsam ist, die amerikanische Öffentlichkeit durch eine Absage zu brüskieren. Das wäre vielleicht warm-

herzig aber wenig staatsklug. Aber natürlich ganz wie Sie wollen; ich bin hier nur Gast."

„Liebe Tante," erwiderte Linde sofort und tief erregt, „wenn dich ein Verwundeter hören könnte, so würde ihm ein furchtbarer Schreck oder eine Traurigkeit in die Glieder fahren, die er nie mehr verlöre. Ich möchte dir beinahe wünschen, daß du einmal mit einer Wunde zu Bett lägest, um dich zu fragen, ob dir nun etwas Verwöhnung lieb sei oder nicht; und dann würden wir dich mit der Bemerkung abfinden, daß du im Feld auch nicht verwöhnt würdest. So ist das."

Da sich Linde völlig selbstvergessen einem fremden Bedürfnis hingab, gelang ihr ebenso selbstvergessen ein Sieg über die kühlherzige Frau gerade durch jenes tiefe, geheimnisvolle Mitgefühl, zu dem sie sonst im persönlichen Umgang ihrer Patin gegenüber nicht mehr frei zu werden vermochte. Diese in den Augen der Tante ganz verrückte und dilettantische Vorstandssitzung entwickelte sich denn auch genau in der Richtung, die ihr Linde gewünscht hatte und die in der Tat die natürliche für alle Teile war. Die Amerikaner wurden samt ihrem wundervollen Instrumentarium höflich bedankt und wandten sich an eine andere Stadt, und da nicht überall so helle und kühne Wächterinnen der nationalen Würde und der wahren Nächstenpflicht saßen, so fanden sie auch eine. Das ganze Ereignis gab aber eben die unbewußte Unterlage und den Anstoß zu der Sonntagspredigt her, die wieder der Frau die Unterlage für einen Vorstoß gegen den Dechanten verschaffte. Und zwar war es gleich beim Mittagessen, daß sie das Gespräch auf das Predigtthema lenkte.

„Ich kann ja solche Seligpreisungen der Dummheit und Inferiorität nur vom politischen Standpunkt aus verstehen," erklärte sie mit leichtem Lächeln. „Wahrscheinlich willst du auch so aufgefaßt sein. Es wäre ja auch zu altfränkisch, im Ernst die hohe Be-

deutung und die Verdienste der Gesellschaft leugnen zu wollen. Obwohl mir auch für politische Zwecke die Predigt immer noch fanatisch genug war. Ein enger Kopf bleibt ein enger Kopf, wenn er noch so gläubig ist, und ein Zöllner behält der Gesellschaft den Wert eines Zöllners, selbst wenn Christus mit ihm verkehrt hat. Wohin kämen wir, wenn auf einmal der Unsinn und die Beschränktheit den Ton angeben wollten! Zum Beispiel im Feld, Heinz, was macht einen Sieg dort aus, die sogenannten Gemütskräfte, Glaube und Liebe, oder die technisch vollkommene Kriegsmaschine, die Fähigkeit der Teilnehmer, a good sport zu sein?"

„Natürlich der gute Sport," sagte Heinz sofort. „Die größere Schlauheit und Fixigkeit. Das neuste Gas. Das schwerste Kaliber Feldgeschütz. Die Mechanik mit einem Wort. Der Mensch ist nichts. Wolle, was du willst, das ist so viel, wie wenn eine Feder fliegt."

„Also die Organisation der Materie," übersetzte Tante Malva. „Wir hier im Land wissen gar nichts. Wir müssen diese da reden lassen. Das sind jetzt die wahren Herren unseres Schicksals. Wenn einer schon im Heizraum eines Schiffes sich nach Europa durchschlägt, um seinem Vaterland zu dienen, der hat Anspruch auf Beachtung. Auch wenn er über Dinge des Friedens redet, denn der Krieg ist der Vater aller Dinge. Ein Volk wird niemals groß durch gläubige Zöllner und bekehrte Sünder, sondern durch Leute, die in die Welt passen wie die jetzige Generation, Techniker, Industrielle, Kaufleute, Amerikaner und Juden. Jawohl, Juden. Das sind sogar die Leute, die am wenigsten Vorurteile haben. Es ist sonderbar, daß man euch das noch klar machen muß, nachdem unsre herrlichen Unterseeboote und Luftschiffe schon so lange an der Arbeit sind. Von Seele habe ich in diesem Krieg noch nichts gemerkt; du vielleicht, Heinz?"

„Nein, ich auch nicht," lachte Heinz verlegen; es war ihm schon

nicht mehr ganz wohl bei dem Spiel. „Aber vom Leib, und das tüchtig," fuhr er mit knabenhaftem Eifer fort. „Kinder, wie haben wir schon gehungert und gefroren, und wie waren wir schon müde, verlaust und dreckig! Essen und schlafen und mal wieder ein Bad, und die ganze menschliche Herrlichkeit ist repariert. Das Schönste ist aber die Entlausung, das kann ich euch schon sagen. Wenn einen das Läusevieh so ein paar Wochen recht vorgehabt hat, und dann alles auf einen Tag loszuwerden: das ist Wiedergeburt."

„Hört ihr? Wir sind auch nicht anders als die andern, die Franzosen und Engländer. Die haben begriffen, daß der Egoismus die Quelle alles Lebens, und das Geschäft das Ziel der geistigen Spekulationen ist. Es wäre besser, wir hätten ein Bündnis mit den Engländern als mit den Bulgaren und Türken; dort blüht bloß die Roheit und der Aberglaube. Schön, ihr habt nationale Eigenart, und die andern besitzen die Welt."

Dem Soldaten war schließlich wie vor den Kopf geschlagen; denn so laut und feierlich seine schadhafte Wäsche als Mannskraft ausrufen zu hören, ist nicht jedermanns Sache, und keinesfalls hatte er ein Interesse daran, Linde in dem Licht zu erscheinen, in das ihn die gewiegte Frau hineinpraktizierte. Seine Genugtuung über die gehörten Lobsprüche war daher nur klein, und das wenige, das sich seine Eitelkeit davon aneignete, wurde von seinem schlechten Gewissen angegriffen. Nach so langer Zeit fühlte er überhaupt zum erstenmal wieder Gewissensregungen, und zwar durch den Besitz eines deutschen Mädchens von Wert und Kühnheit, eines Mädchens, dem nun einmal die Gabe verliehen war, jedem, der sich damit einließ, als eine Art von kühler Morgenluft in die Seele zu ziehen und dort Erwachen und Aufstand zu verursachen. Heinz war freilich vorläufig erst beim Frösteln angekommen, und seine Gemütsstimmung zeigte daher einen etwas weinerlichen und katzenjämmerlichen Anstrich, während er sehr unbehaglich von sich auf

seinen Teller blickte und auf die Entgegnungen wartete, die ihm in den Unterstand fahren mußten.

Der Dechant war weiter nicht erschüttert von den Offenbarungen seiner Schwägerin; er kannte noch größere, wenn er zur Zeit auch keinen zu heftigen Gebrauch von ihnen machte. Aber etwas unbehaglich erwiderte er: „Liebe Malva, ich lege dir ans Herz, künftig nicht mehr die Unmündigen zu mißbrauchen, wenn du gern einen persönlichen Beweis führen möchtest, auch wenn sie alle Eisernen Kreuze und Orden tragen, die ihrer Jugend zugänglich sind. Was dann das eigentliche Thema angeht, die Seligpreisung der Armen, so wundere ich mich etwas, daß du im Haus eines katholischen Geistlichen daran Anstoß zu nehmen erklärst. Ich dachte, du wüßtest, zu wem du auf Besuch kamst. — Nun, in der Großstadt vergißt sich wohl dies und das, und es ist gut, daß ihr von Zeit zu Zeit darauf kommt, daß wir auch noch da sind."

Mit diesen zuletzt lächelnd gesprochenen Worten hob er die Tafel auf. Indem er im Vorbeigehen dem Soldaten leicht und väterlich die Hand auf die Schulter legte, sagte er zum Mädchen: „Daß du dich jetzt auf eine Stunde legst, Linde, und wenn zehn Leutnants gute Unterhaltung in Aussicht stellten. So ein Luftibus darf doch nicht gleich alle Hausregeln über den Haufen werfen." Ihr freundlich zunickend, ging er scheinbar unangefochten hinaus. Innerlich war er's weniger, denn mit allen weltmännischen Lästerungen hatte ihm die Schwägerin noch einige Bedenken aufgeregt. Daß sie in seiner Predigt Fanatismus fand, beunruhigte ihn noch am meisten, nicht weil er darin einen liberalen Vorwurf erblickte, den er sehr ruhig ertragen hätte, sondern weil es beim genauern Zusehen als unverdienter Ruhm herauskam; denn er wußte doch am besten, auf welchem Weg seine Predigten neuerlich entstanden und wo seine Gedanken in der Zeit, während er sie hielt, sich manchmal herumtrieben. Er hatte in seinem Gott immer einen klugen Pä-

dagogen gefunden; nun war es diesem sogar gelungen, ihn durch das zweifelhafte Lob eines ungläubigen Weibes ernstlich zu tadeln und zu mahnen. Mit einem Anflug von echter Besorgnis bemerkte er wieder die zuwartende Langmut Gottes, und für diesen Nachmittag jedenfalls dachte er weniger an die Geschichte des Domes als an die seiner Seele und der mystischen Bindungen, die er andern Seelen und jener höchsten, an die keiner ohne Erschütterung denkt, schuldig war und zum großen Teil schuldig blieb. Nebenher rückte er doch auch seine Domgeschäfte und die Geschichte des frommen Platzes wieder um einen Schritt näher unter den göttlichen Gesichtspunkt, ein zäher Ringer, der er war, und ging so nicht ganz ohne Vorteil für seine Lieblingstätigkeit aus der Affäre hervor. Den verdienten Mittagsschlaf verpaßte er freilich über aller Spekulation, so daß er später beim Tee etwas müde aussah.

Heinz und Linde waren beide dem Vorgang des Dechanten gerne gefolgt, um diesen Tisch, an dem es ihnen so wenig wohl war, zu verlassen. Tante Malva blieb allein noch eine Weile bei ihrem Kaffee sitzen, horchte prüfend ihren Worten nach, suchte ohne Wohlwollen und darum umsonst sich ein wahres Bild von diesen Menschen zu machen und fühlte sich alles in allem ziemlich einsam mit der Tragik ihres Lebens. Unterweilen kam Brigitt herein, um abzuräumen, hochbefriedigt darüber, den ungeliebten Gast rechtmäßig mit einer häuslichen Pflichterfüllung aus einer Behaglichkeit auftreiben zu können. Sie erhob sofort ein überaus kriegerisches Geklapper mit Tellern und Gabeln, bewegte sich breitspurig ordentlich unter der feinen Nase der Frau hierhin und dorthin und nahm ihr, ohne viel zu fragen, die Kaffeetasse weg, obwohl sie noch Kaffee darin und die Hand am Löffelchen hatte. Wirklich erstaunt über soviel völkische Niedertracht, blickte die Frau auf und sah zur Abwechslung das rabiate Frauenzimmer wirklich einmal näher an.

„Warum nehmen Sie mir das fort?" fragte sie mit hochgezo-

genen Augenbrauen. „Sie sehen doch, daß ich noch nicht fertig bin. Warten Sie mit dem Abräumen, bis alle Herrschaften den Tisch verlassen haben."

„Die Herrschaften, was Herrschaften sind, haben ihn verlassen," erwiderte die Haushälterin patzig und räumte weiter.

„Sie werden ja anmaßend! Was soll denn das heißen?"

Brigitt zog ihr auch das Tischtuch unter den Händen fort, so daß sie jetzt am nackten Tisch saß. „Was es eben heißen soll."

„So werde ich mir meine Frage selber beantworten," erklärte Frau Klinger errötend und erhob sich. „Es heißt, daß sie der unverschämteste Dienstbolzen sind, der mir zeit meines Lebens vorgekommen ist. Man nennt Ihresgleichen bei uns Pfarrerskathel, und man glaubt, daß solche Rechte, wie Sie sich anmaßen, allgemein nicht nur durch häusliche Dienstleistungen erworben werden. Hüten Sie sich, dieser Auffassung Vorschub zu leisten."

Damit ging auch sie und ließ den alten redlichen Menschen in einer maßlosen Betroffenheit zurück, in einer Verblüffung, die sich dann langsam zu ungefaßtem Ärger und zur Wut steigerte in dem Tempo, in dem die Magd die Infamie begriff, die ihr gesagt worden war. Daß Brigitt aber zum Begreifen so viel Zeit brauchte, war für diesmal das ganze Glück der Klingse.

Um noch einmal vom Nachmittagstee zu sprechen, so servierte ihn Brigitt in kochendem Haß und in vollem Bewußtsein der erfahrenen Niedertracht, mit einer tiefen Falte über der redlichen gebogenen Nase und fest geschlossenen Lippen. Dieser Handel war nun ganz ausschließlich ihre Sache wie auch die Abrechnung im Namen der Hausehre und der beschimpften geistlichen Person, der sie diente. Von der landläufigen Verunehrung ihres Standes sowie von den summarischen Verleumdungen des einsam vor Gott gestellten Mannes hatte sie ja schon gehört, und sie war darüber belehrt, welche Schicht der Gesellschaft und welche politischen Par-

teien sich in solchen weltläufigen Allgemeinheiten dem Vernehmen nach gefielen. Den Feind im eigenen Haus zu haben, war ihr ein ungeheures Erlebnis, mit dem sie nicht so in der Schnelligkeit fertig zu werden und dessen Tragweite sie auch noch nicht von fern zu überblicken vermochte.

Linde verbrachte diesen Nachmittag traurig und bedrückt obwohl in Gesellschaft ihres Geliebten, und das war der einzige Trost, wenn auch ein kummervoller, denn dieser Geliebte war zu gewissen Zeiten und Teilen auch der Mann ihrer Feindin. Nicht nur, daß sich die reife Elegantin seiner minderwertigen Qualitäten und seiner Torheiten bemächtigt hatte, und noch abgesehen davon, daß sie ihm durch ihren Verstand und ihre gesellschaftliche Überlegenheit imponierte und geistig die geringe Einheit störte, die sich zwischen den jungen Leuten bisher gebildet hatte, machte sie auch, noch weniger sichtbar als fühlbar, rein als Weib einen gewissen Eindruck auf ihn, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. Sie betraf ihn stets mit größerer Scham über Blicken nach gewissen Geheimnissen der Tante, die bei dem Schnitt ihrer Kleider und Blusen nicht allzu streng verborgen waren, und als er eines Tages sich über seine Vorliebe für Parfüm erklärte, wußte sie auch, was das zu bedeuten hatte; denn von der Tante ging fortwährend ein feiner, geheim erregender Duft aus. Der ganze Einfluß, der von der offenbar sehr erfahrenen Frau auf ihn überging, veränderte ihn wenigstens zeitweise in einer ungünstigen und für Linde schmerzlichen Richtung. Sie sah deutlich, wie er jedesmal nach einem Zusammensein mit Tante Malva auf einer neuen Seite sozusagen anverdorben zu ihr zurückkam wie ein gefallener oder gedrückter Apfel. Er wurde eitler und gefallsüchtiger, kaufte sich Manschetten und weiße gestärkte Halsringe, die dann sehr „gentlemanlike" unter seinem ernsten Ärmel- und Kragenaufschlag hervorblinkten, dazu feine Handschuhe und Lackstiefel, und die kriegerisch verbeulte Feld-

mütze vertauschte er mit einer neuen, ganz korrekten und steifstehenden. Daß ihm die vorige ehrliche Abgeschlissenheit viel besser und männlicher gestanden hatte, wußte er nicht, und er glaubte es auch nicht, als es ihm Linde sagte.

Das schlimmste Leiden floß ihr aus dem Gewissen. Es war längst nicht mehr allein jenes der Tante zugefügte an sich ja nicht sehr bedeutende Unrecht mit dem entwendeten Buch, das ihr auf der Seele lag, sondern das Schuldgebiet war weit über die Jugendtorheit hinausgewachsen und zwar schon an dem Abend, an dem die Frau auf Lindes bußfertige Einladung leiblich erschienen und von dem bestürzten Mädchen so abstoßend und auf den ersten Blick unversöhnlich feindlich empfunden worden war. Linde erlebte diesen Mißerfolg wie eine Katastrophe. Es war ihr jetzt klar, daß sie sich im Grund schon damals gegen die Frau um Heinz gewehrt hatte wenn auch mit törichten und verwerflichen Mitteln; denn anstatt den Feind in die Luft zu sprengen, hatte sie alle in eine geheimnisvolle Verwicklung gebracht, den Dechanten, die Frau, den Geliebten und sich selbst. Sie meinte daher nicht mit Unrecht, daß es nötig sei, Schritte zu unternehmen, um ihre Freiheit zurückzugewinnen. Aber dies Mittel erforderte eine so bedenkliche Selbstüberwindung, daß sie sich nicht fähig fühlte, es aus freier Hand anzuwenden, jedenfalls nicht ohne die Hilfe und den innern Beistand eines Freundes. Beides suchte sie im Lauf des Nachmittags, müde von allem Denken und von der Bemühung, ihrem Geliebten nicht durch Traurigkeit schwer zu fallen, bei ihm selber ohne besonderen Mut, nur um einen Versuch nicht ungewagt zu lassen.

„Hast du auch schon bemerkt, daß die alte Geschichte mit dem Buch wieder lebendig geworden ist und als Gespenst umgeht?" fragte sie schüchtern ihren Freund. „Ich meine nicht den Streich an sich," fuhr sie hastig fort, als sie mit einem Streifblick sein verständnisloses Gesicht bemerkte. „Gewiß, die Tante ist verletzt

und furchtbar nachtragend. Aber es ist da noch anderes; ich kann es nicht so sagen. Ich meine, sollten wir nicht einen ehrlichen Entschluß fassen?"

Heinz sah immer noch gleich verständnislos aus. „Einen Entschluß fassen?" wiederholte er verwundert. „Wir haben über die Sache doch schon gesprochen. Ach, du meinst wohl unsern Vertrag? Aber liebes Kind, das war doch eine Neckerei. Wer wird doch gleich alles so tiefgründig nehmen. Wir sind doch erwachsene Leute."

„Eben," sagte Linde. „Du mußt verstehen, daß ich dieser Frau ein großes Unrecht angetan habe."

„Lieber Gott, doch nicht wissend!" ermahnte Heinz wohlwollend. „Damals warst du noch ein Kind! Da könnte ich mir ja auch Gedanken machen!"

„Ich war schon nicht mehr unwissend," kopfschüttelte Linde. „Ich hatte ein Gewissen, und wenn ich dort die Wahrheit gesagt hätte, so brauchte ich mich jetzt nicht vor Gespenstern zu fürchten."

„Na, bei der großen Beliebtheit, die sie sich damals bei uns erwarb!" erinnerte Heinz mit einem Versuch, sie zu erheitern. „Obwohl ihr sie sicher alle falsch beurteilt," platzte er dann plötzlich heraus. „Sie ist eine sehr gebildete und feinsinnige Frau, nur etwas verbittert. Sie wird zu wenig geliebt, wie es scheint."

„Gewiß," stimmte Linde mit ernsten Augen, doch erleichtert zu. „Wir wollen eine offene Aussprache herbeiführen; vielleicht lernen wir uns dabei verstehen, und jedenfalls machen wir allen das Herz frei."

„Aber gerne, natürlich," sagte Heinz lachend. „Es wird einen rechten Spaß geben. Verfluchte Blase, die wir auch waren! Laß mich nur machen, ich werde diese Sache schon deichseln."

„Ach vielleicht doch besser nicht," wehrte Linde, erschreckt von seiner Verständnislosigkeit. „Es wird wohl nicht gehen. Wir wollen es lieber lassen. Ich bitte dich. Vielleicht später. Jedenfalls nicht, bevor wir darüber geredet haben."

„Na – was also? In den Kartoffelacker 'rin oder aus dem Kartoffelacker 'raus? Schön. Wenn du nicht willst, so wird eben nicht darüber gesprochen. Ich meine nur –"

„Ich – kann ihren Blick nicht ertragen, nicht einmal in der Vorstellung," suchte sie zu erklären, verstummte aber bedrückt und machte auch keinen Versuch mehr, ihm ihre Empfindung näherzubringen.

„Tja, da muß ich wiederholen, daß du ihr unrecht tust," meinte er selber verschüchtert. „Sie mag ihre Härten haben, aber ein übler Mensch ist sie nicht. Wenn man zwei Jahre so draußen gewesen ist und dann mal wieder ins Land schneit, so hat man für alles Weibliche einen ganz andern Nerv, auch für das Männliche, versteht sich. Und da kann ich nur sagen –"

Er sprach nicht aus, was er nur sagen konnte, und auch Linde ließ ein Gespräch fallen, bei dem sie bloß Verluste und Enttäuschungen erlebte. Gleich darauf klingelte Brigitt zum mehrfach berufenen Nachmittagstee, der ziemlich still und gemessen verlief. Nachher belegte die Tante den Soldaten mit Beschlag, um mit ihm zu musizieren. Er spielte ganz hübsch Klavier, und sie brauchte ihre nicht zu starke Stimme mit Geschmack; darauf spielten sie vierhändig, womit schon manche schwere Not begonnen hat. Später ging sie mit ihm spazieren, und er zeigte ihr die schöne Gegend. Zum Nachtessen erschien er mit einem Ring ihres verstorbenen Mannes, den sie ihm geschenkt hatte. Als später unter vier Augen Linde eine Bemerkung darüber machte, meinte er, er wisse nicht, was sie gegen die Frau habe; er könne sich doch von einer reichen Verwandten, die dazu ihre Patin sei, etwas schenken lassen. Ob sie denn an Eifersucht leide? Sie sagte, sie leide nicht, und mußte dafür auch ihre Empfindlichkeit unterdrücken, und ihre Trauer verbergen, und er war zufrieden, weil sie es wieder schien.

Mit solchen und anderen Geschehnissen ging der Urlaub des Soldaten zu Ende; indem er am Mittwoch zum Kaffeetisch herunterkam, hatte er bereits seinen letzten Tag angebrochen. Linde erwartete ihn mit einem heiteren Gesicht und trüben Augen; sie hatte die Nacht geweint. Heinz schnupperte in die Luft, und sie lächelte.

„Heute gibt's echten Kaffee," sagte sie. „Ich verantworte ihn. Und überhaupt einen Tag, wie wir ihn früher gewöhnt waren. Willst du hören?"

Er wollte, und sie zählte ihm auf, was sie für das Abschiedsfest vorbereitet hatte. Er war gerührt und schien nachdenklich, hatte eine dumpf beunruhigte Nacht hinter sich und war mit dem Tagesgrauen wach geworden wie im Schützengraben; aber geweckt hatte ihn nicht ein Kanonenschuß, sondern der Gedanke an Linde und den Abschied. Er konnte noch zu ihr sagen: „Wir gehen nachher zum letztenmal zur Warte hinaus!" da trat die Tante ein, und gleich erschien auch der Dechant. Die Klingse hatte ebenfalls schlecht geschlafen; sie zeigte dunkle Ränder unter den Augen und schien so mit sich und ihren Gedanken beschäftigt, daß sie nicht einmal einen Laut über den echten Kaffee verlor und über die Butter, die heute auf dem Tisch stand. Sie zeigte sich jedem guten Wort zugänglich, gab freundliche Antworten, stellte unverfängliche, teilnehmende Fragen und schien alles in allem so weich, wie sie hier noch niemand gesehen hatte. Dazu trug sie einen blauseidenen, silbergestickten Kimono, den sie noch nie angehabt hatte, und der ihr sehr gut stand. Sogar der Dechant mußte innerlich zugeben, daß sie immer noch ihre Stärken hatte mit dem weißen schlanken Hals, dem säuberlich modellierten Ansatz in den zarten Brüsseler Spitzen, den feinen

Armen und dem delikaten rötlichen Haar. Freilich gab er nicht eine Strähne von Lindes blonden Zöpfen dafür her, und dieser Meinung war schließlich Heinz auch, wenn denn schon unterschieden sein mußte; sonst war er mehr dafür, jede in ihrer Art zu nehmen. Obgleich er eben mit seiner jungen Freundin ein zärtliches Rendezvous ausgemacht hatte, verlor er doch immer wieder die Augen an die weltbedeutende Dame im Morgenkleid, und außerordentlich beschäftigte ihn ihr goldenes Armband am Handgelenk, das sie auch noch nicht getragen, sowie das lange grüne Ohrgehänge, das sie zur Feier des Tages vorgenommen hatte. Mit einem Wort, Heinz konnte nun sehen, was es mit einer ausgewachsenen Frau auf sich hatte, und er sah alles, was es zu sehen gab; übermäßige Zurückhaltung war seine Sache ohnehin nicht.

Darüber hinaus lagen ihm noch die Träume dieser Nacht in den Knochen. Er hatte sich selber sterbend „auf blutiger Walstatt" — diese Worte tönten ihm unausgesetzt in den Ohren — liegen gesehen und war darum traurig und etwas tiefsinnig. Für eine solche Gemütsverfassung schien ihm Linde eher der geeignete Umgang zu sein als die überlegene und ungläubige Frau, und darum kehrte er von seinen Augenausflügen immer reuig zu seiner stillen Freundin zurück. So ging er auch nach dem Frühstück verabredetermaßen redlich mit ihr spazieren, und Bob durfte mit. Der Dechant hatte noch angezeigt, daß heute nachmittag um Fünf die neuaufgestellte Orgel probiert werde, und zwar durch einen bekannten Organisten aus Köln; wer sich dafür interessiere, möge sich einfinden. Es interessierten sich alle, sogar Bob wedelte erfreut mit seinem kurzen Schwanz, und das Ereignis wurde zu einem Programmpunkt des Tages gemacht.

Diesen etwas bedeckten aber gnädigen Vormittag benützten die Liebenden dazu, noch einmal alle Dinge zu nennen und redend lebendig zu machen, die ihnen wert und lieb waren. Jedes sprach gütig

und rein die innern Vorzüge des andern an und auch das, was ihm an seinem Äußern die Sinne bewegte und die Gedanken mit Freude erfüllte. Was sie verschweigen mußten, das zitterte desto kühner als Sehnsucht in ihnen. Sie wandelten dahin, glaubend und hoffend als zwei edle Kinder der Erde, an denen keine Falschheit war, und die sich so treu und in der Hand des natürlichen Gottes geborgen fühlten, daß sie nichts sahen, was ihnen nicht erlaubt gewesen wäre, nicht weil sie nun als kleine Frevler mit schlauer Logik die Hände nach verbotenem Gut ausgestreckt hätten, sondern weil sie annoch wirklich nur nach Erlaubtem begierig ausblickten, und darin sich vor dem anrückenden Abschiedsweh bargen. Sie machten sich die Erde zum Bilde, in dem sie sicher von ihrer Treue umrahmt nebeneinander stehen, und den Himmel zur Melodie, die sie einander aus jeder Ferne zusingen wollten. Heinz war ganz offen, ganz kinderweich und hörte und sprach mit festlich erregten Organen. Er verstand das meiste und glaubte alles, was sie sprach, und was er sagte, das hatte Hand und Fuß und konnte sich in ziemlich guter Gesellschaft bewegen. Er vergaß, was ihn sonst dumm und ledern machte, die Tante, die moderne Zeit, sogar den Schützengrabenjargon, und war diesen Morgen wirklich nur Lindes frommer und sanfter Geliebter, ein innerlich wohlgewachsener junger Mann ohne jede Eitelkeit, dem die nahende Trennung von seiner Geliebten schwer zu schaffen gab, und der mit Sorgen bemerkte, wie die silbernen und goldenen Fäden schon sich zum Zerreißen anstrafften. Die still gewordene, kühle Flur sagte ihm Lebewohl. Die Türme sagten ihm Lebewohl. Das Tal, die Wälder, der Fluß, der Kalvarienberg drüben mit seinen Leidensstationen, das Geläute des weidenden Viehs, alles sagte ihm gläubig und heimatlich Lebewohl. Nur einmal hörte er Frau Klinger sagen: „Du mußt wieder dein Leben für uns einsetzen", und das Wort klang ihm schlecht, er wußte nicht warum. Dann wandelte es sich ihm zur Unruhe, weil er den Tod darin

ahnte, und mit dem ganzen Gefühl drängte er sich näher an den Menschen, der ihm und dem er in diesen Stunden alles war, Besitz und Zuflucht, Verheißung und Erfüllung. Von so viel Wärme und kindlich-männlich ernster Hingabe überwältigt, verlor Linde auf eine kurze Zeit die mühsam beherrschte Fassung und lag ihm wortlos weinend an der Brust, aber als sie sich wieder aufrichtete, lächelte sie ihm erneuert zu, und das war der Höhepunkt ihres Jungfrauenlebens, auf dem sie das Frauenleben begriff und es auf eine keusche, zagende Weise aber unwiderstehlich begann. Die höchste gesellige Leistung des liebenden Weibes für den Mann und zugleich seine Bestätigung durch sie ist die Kameradschaft, und vom Kameraden fühlte Linde von diesem Augenblick an viel in sich. Auch Heinz fühlte es, und es steigerte seine Achtung für sie und sein Gefühl von ihren Werten, die sich immer noch aus sich selber summierten. Er merkte wieder einmal, daß sie mit der Ausstrahlung und Befreiung ihrer Kräfte noch lange nicht zu Ende war, und das erfüllte ihn ebenso mit Bewunderung als mit Erstaunen, denn bisher hatte er von deren Vorhandensein im Weib noch nichts bemerkt, auch nicht durch seine Kameraden im Schützengraben gehört. Darunter hin schämte er sich ein wenig, aber es tat ihm wohl, weil ihn das Gefühl letzten Endes reicher machte, und weil er davon gleich wieder in der Form von neuen Liebesbeweisen mitteilen durfte, ohne über deren Herkunft Rechenschaft geben zu müssen. Mit der Seele zweier Liebenden verhält es sich ohnehin wie mit den beiden klingenden Personen der Terz, die singend und anschauend und immer neue Melodien bildend durch das weite schöne Tonreich wandeln und zu keinem Ende kommen.

Bob suchte in der Zeit Mäuse, kam ab und zu fragen, ob es nicht bald wieder weiter gehe, und als Linde weinte, stand er plötzlich dicht vor Heinz und sah ihn mit dem einen Auge sehr aufmerksam und prüfend an.

Indessen kam doch dieser gütige Vormittag mit allem Frieden zum Ende, als die Mittagsglocken in der Stadt und in den Dörfern zu läuten anhoben. Noch einmal umarmten sie einander herzlich und voll von jenen bräutlichen Gefühlen, die mit den Begriffen Unendlichkeit und Ewigkeit und mit allen göttlichen Geheimnissen unzertrennlich sind, in der Meinung, für sie beide nun ein unzerstörbares Abschiedsmal aufgerichtet zu haben, an dessen großherziger Endgültigkeit bis zum Wiedersehen niemand etwas verändern konnte, kein Mensch und kein Geist, wenn er mit noch so großen Gewalten ausgestattet war, denn das fromme Herz ist unbesieglich, solang es unbesiegt bleiben will. Unterwegs schenkte ein Bauer Linde einen wunderschönen Apfel von einem ganz seltenen Baum, und als er hörte, daß Heinz wieder ins Feld mußte, schenkte er auch ihm einen, obwohl der ganze Baum bloß drei getragen hatte. Beide dachten ganz unwillkürlich: „Der dritte gehört dem Tod!" Aber keins sprach den Gedanken aus.

Der Dechant, der heute einmal nicht in seinem Getrümmer steckte, sondern sich mit ein paar aufgefundenen alten Kirchenschmökern hinter seinen Schreibtisch verschanzt hatte, konnte sich den ganzen Morgen nicht helfen: er mußte sich immer auf das Mittagessen freuen, wenn ihm ein Windchen den guten Duft aus der Küche in die Nase trug, dergleichen er seit zwei Wochen nicht mehr gerochen hatte, nämlich seitdem die Tante im Haus den Ton angab. Von Heinz war zu den ursprünglichen acht Tagen immer noch einer zugesetzt worden, so daß er schließlich gegen die erste Absicht seinen ganzen Urlaub im Pfarrhaus verbracht hatte. Immerhin war auch dem Dechanten der Grund dazu nicht verborgen geblieben und hatte ihm gelegentlich zu denken gegeben. Auch heute, wenn ihm nicht gerade der Mund wässerte, gingen seine Gedanken hinter den jungen Leuten her, und er erkannte von ungefähr die Notwendigkeit, mit Heinz noch ein allgemeines ernsteres Wort zu reden, ehe er wieder in seinen Schützen-

graben zurückkehrte, damit er nicht ganz ohne ein geistliches Gastgeschenk schied. Indessen kamen die beiden eilfertig an, als bereits aufgetragen wurde, und das Gespräch mußte mindestens bis nach Braten und Wein verschoben werden.

Brigitt strahlte sozusagen auf eine grimmige Art, denn da sie wieder einmal anständig kochen durfte, so zeigte sie nun auch, was es mit einer christlichen hessischen Pfarrküche auf sich hat, im Gegensatz zu einem magern norddeutschen Hungertisch. Es troff alles von Butter und gewürzigen Wohlgerüchen, und außerdem hatte sie gleich für acht Tage im Vorrat gekocht und gebraten, denn um ihre heutige Bescherung aufzuessen, war mindestens eine Schulklasse oder ein gefüllter Schützengraben nötig. Es gab erstlich Äschen, einen charaktervollen, schneefrischen Flußfisch, dann Reh, wovon Brigitt zwei Schlegel und einen Rücken, also beinahe das ganze Tier, angeschafft hatte, weil es für Linde zum bekömmlichsten Fleisch gehörte, und in Gottes Namen noch ein gebratenes Hähnchen. In die Küche war heute außer ihr den ganzen Vormittag keine Menschenseele gekommen; so wußte auch niemand, wie sie es fertig gebracht hatte, auf einem Herd und mit nur zwei Händen Äschen zu kochen, Rehschlegel zu schmoren und Geflügel zu braten, der Suppe nicht zu vergessen, des Sauerkrauts, der Kartoffeln, sowie der Maronen und der Saucen, die auch gemacht sein wollten. Und daneben hatte das gute begeisterte Tier noch zwei Dauerkuchen gebacken aus wirklichem Weizenmehl, wirklichen Eiern und der besten Butter, die zu haben war, alles echte Ware und alles auf Wochen haltbar. Nun mochte jeder essen, was er konnte, den Rest wollte sie nach dem Ratschluß ihrer Liebe verwalten. Und da noch heute der Tag der Erlaubnis war, hatte sie weiße Semmeln zum Nachmittag bestellt in der Erwartung, daß sie ihren Leuten auch morgen früh bekommen würden; Semmeln frisch zu halten verstand sie aber wie keine. Zum Nachtessen hatte sie noch einmal eine besondere Mine gegraben und sie reichlich mit Schinken

und Würsten geladen. Sie hätte einen Anbau an das Pfarrhaus benötigt, aber sie wußte im Keller und auf dem Boden noch viel gewissere Unterkünfte. Und über dem ganzen Krieg kam sie so in Schwung und Begeisterung, daß sie schwor, von heute ab überhaupt wieder ihren Stil zu kochen, und wenn Linde sie auf den Knien bat, der Klingse zu gehorchen. Es sollte nichts mehr gehorcht, sondern gebraten und geschmort werden, wie es die zarten herrschaftlichen Mägen verlangten und wie es die Pflichten geboten, die sie von Gott gegen diese übernommen hatte.

Die weiche Stimmung der Tante hielt an und steigerte sich beinahe bis zur Träumerei. Sie begann sogar aus ihrem Leben zu erzählen, von ihrem verstorbenen Mann, wie berühmt er gewesen sei und was für Honorare er genommen habe. Einmal war die Rede davon, daß vor ihrem Landhaus eigentlich die Bäume etwas die Aussicht hinderten, besonders eine schöne hohe alte Tanne, die vor den Fenstern des Wohnzimmers stand. Oh, die stehe längst nicht mehr da, erzählte sie mit einem leichten Lächeln ihrer dünnnen Lippen. Nachdem sie lang genug mit ihrem Mann darum gezankt habe, daß der Gärtner sie schlagen solle, habe sie sie heimlich vergiften lassen, immer eine Wurzel nach der andern, bis dann der Baum scheinbar von selber eingegangen sei. Später war die Rede von einem Nachbarhund, der nächtens manchmal etwas Lärm gemacht hatte, aber sonst ein sehr hübsches, kluges Tier gewesen war. „Ach, ihr meint den Neger?" erinnerte sie sich angeregt. „Der lebt nicht mehr. Erst war er zu meiner großen Freude blind und taub geworden, und dann mußte man ihn natürlich abtun." Man sagte nicht viel zu diesen Nachrichten, aber Linde ging jedes Wort davon wie ein Messer durchs Herz, so daß sie eine ganze Zeitlang die Freude an dem schönen Essen und dem guten Wein verlor. Heinz lachte ein bißchen über die in einem trockenen, humoristischen Ton vorgetragenen Berichte, wurde aber gleich darauf verlegen und sah schuldbewußt und abbittend nach

Linde. Der Dechant sagte nur: „Schade um den schönen Baum!" und: „Der arme Kerl! Hoffentlich ist ihm der Tod nicht zu schwer geworden!"

„Nun, was weiß ich d a v o n !" achselzuckte sie gutgelaunt. „Ich denke, man hat ihn erschossen. Mir hat er sechs Jahre lang das Leben schwer gemacht."

Darauf wandte sie sich wieder dem Thema des Tages zu und fing aus dem Gefühl des Abschiedes an, Geschichten zu erzählen, die sich in ihrer Gesellschaft zugetragen hatten; die meisten handelten von Soldaten, die aus dem Urlaub wieder in den Schützengraben zurückgekehrt und gleich am ersten Tag von der tödlichen Kugel ereilt oder von einem Granatsplitter erfaßt worden waren, so daß man beinahe von einem Gesetz reden könne. Einer stehe zwei Jahre im Feld, und es passiere ihm nichts; dann bekomme er einen kurzen Urlaub, und es sei um ihn geschehen. Überhaupt, um aus einem guten Soldaten einen schlechten zu machen, sei ein Urlaub das beste Mittel; nachher könne man mit Menschen auf lange Zeit hinaus nichts mehr anfangen, die früher ganz sichere Leute gewesen seien, besonders wenn sie etwa eine Liebe zurückgelassen hätten. Heinz werde das bestätigen können. Indem sie dabei an ihre Einsamkeit dachte, richtete sie auf Heinz einen schweren, dunkeln, fordernden Blick, unter dem er sofort errötete. Etwas hastig bestätigte er alles, auch jenes unheimliche Gesetz, obgleich ihm sehr wenig wohl dabei war. In dieser Weise fuhr sie tragisch gestimmt und befriedigt fort, das Opfer zu bekränzen, und je mehr es zum Opfer wurde, um so gegenwärtiger entfachte sich in ihr jene klarwissende Leidenschaftlichkeit, vor der Linde zitterte und von der sich der Soldat unwiderstehlich angezogen fühlte wie nach der Sage der kleine Vogel, der in den Blick der Schlange gerät. Und da waren auch alle Mittel des Dechanten, das Gespräch und die Aufmerksamkeit auf andre Dinge zu lenken, umsonst, zumal es ihr immer wieder gelang, in Heinz die Lust am Prahlen zu

wecken, wodurch sie ihn zu ihrem Helfershelfer machte. Als der Dechant endlich eingriff und sagte, man wolle doch von andern Dingen sprechen, es sei noch früh genug, daran zu denken, wenn Heinz wieder draußen im Feuer stehe, antwortete sie mit gerechter Verwunderung:

„Aber warum? Ihr hört doch, daß Heinz selber sehr gern davon spricht. Er ist Soldat mit Leib und Seele, und wenn ihm das Thema gefällt, so werden wir's wohl auch ertragen können, die wir nicht hinaus müssen, um unser Leben für die Daheimgebliebenen einzusetzen. Ist's nicht so, Heinz?"

Der Heroismus verlangte es, daß Heinz zustimmte, aber von dem schönen Mahl hatte niemand den erhofften Genuß. Die Männer tranken in ihrer innerlichen Erregung um so mehr, und sogar Linde, als sie das Mittel der Zuflucht erkannte, das jene anwandten, gab ihr Glas immer öfter und williger zu einem gütig gemeinten stillen Anstoßen nach rechts und nach links her, so daß bei aufgehobener Tafel außer der Tante alle etwas von Wein und Traurigkeit angetrunken waren und keinen Gegenstand mehr sicher vor den Augen hatten.

Der Dechant und Linde mußten notwendig schlafen gehen, besonders diese, die sonst kraftlos hingesunken wäre, aber den Soldaten nahm die Tante Malva an sich; sie hatte nicht mehr so viel Zeit, daß sie welche davon verschlafen oder ihn verschlafen lassen konnte, so herzlich gern er's getan hätte, denn er war vom Abschied ganz unterhöhlt und schwer von Müdigkeit und Alkohol, so daß er jeden Moment einzubrechen fürchtete. Im Salon, wohin sie ihn mitnahm, mußte er ihr von seinem Leben und seinen Liebschaften erzählen, ob er wollte oder nicht, besonders von den letzteren, und für eine Zeitlang kam er richtig wieder ins Schleudern und Prahlen. Nebenher erkundigte sie sich, ob er schon eine reifere Frau geliebt habe. Nein, die kannte er noch nicht. „Du solltest," sagte sie ruhig. „Solche ein-

same, erfahrene Naturen besitzen manchmal besondere Mittel, aus einem Jüngling einen Mann zu machen."

Dann wünschte sie sich Soldatenlieder von ihm; er solle sich dazu auf dem Klavier begleiten. Er wandte ein, daß man die Gastgeber im Mittagsschlaf stören werde. „Wenn du meinst," sagte sie und streckte das Kinn vor. Da setzte er sich hin und fing an zu singen von den Vöglein im Walde und der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt, von dem Mädchen, das seine Tränen trocknen soll, weil ja nicht jede Kugel trifft, von den deutschen Soldaten, die alle gut schießen und vor denen sich das Franzosenblut hüten soll, und was sonst so gegenwärtig auf Märschen und in den Quartieren sang und klang. In der Ecke gegenüber saß Frau Malva mit übergeschlagenen Beinen und in dünnen grauseidenen Strümpfen. Ihm war, er wußte nicht wie. Die Lieder regten ihn auf, wie sie es noch nie getan hatten. Gefahr und Liebe, Unschuld und Totschlag, Verlockung und Untergang, alles floß ihm zusammen zu einem rotblühenden Rausch des jungen Blutes, auf dessen Grund sich in großer Bestimmtheit eine lastende, dunkle Traurigkeit ausbreitete, welche die Berufung zu haben schien, sein Heiligstes vor Besudelung zu bewahren. Die Einsicht davon erschreckte ihn ebensoviel, als sie ihn beruhigte. Manchmal war es ihm, als ob er um sein Leben und dann wieder, als ob er bloß für Linde sänge, die jetzt vielleicht droben in ihrem Zimmer weinend auf ihrem Bettchen lag und alles auf sich bezog, wenn sie sich auch wunderte, daß er ihr damit den Schlaf raubte, aber wahrscheinlich dachte sie, daß er es vor Traurigkeit nicht aushalte.

Nach einiger Zeit merkte zwar die Frau, daß er aus dem aufgeforderten Singen ins Leidenschaftliche gekommen war, aber sie ließ ihn dabei, weil sie wohl fühlte, wie mit jedem neuen Lied auch seine innerliche Ratlosigkeit zunahm. Er sang und spielte sich ihr selber in die Hände; je weniger er die Empfindung hatte, von ihr erfüllt zu sein, desto freier bewegte er sich dahin, wohin sie ihn haben

wollte, in ihre weißen Arme und an ihr bitteres heißes Herz. Daneben reizte er sich in seinem offenen, vom Abschied erregten Zustand immer schärfer an ihrem gepflegten Frauenwesen, ihrem Parfüm, ihrem Seidenglanz, dem Schimmern ihrer Spitzen und dem Blitzen ihrer sündigen Steine. Sie selber saß mitten darin wie eine Spinne in ihrem Netz, ruhig und lächelnd, und wartete auf ihre Stunde, die jetzt noch nicht schlug. Sie brachte es sogar fertig, ihn, als er endlich schwieg, ohne vom Klavier aufzustehen, auf sein Zimmer zu schicken, um noch etwas zu schlafen.

„Riegle dich ein, daß dich niemand stiehlt," sagte sie zweideutig.

„Mich stiehlt niemand," erwiderte er erhitzt und etwas wirr. „Und einriegeln, das ist ohnehin nicht für einen Soldaten."

„Ja, es ist auch nicht," stimmte sie bei, indem sie ihn mit einem prüfenden Blick betrachtete. „Aber sieh zu, daß du nicht einmal unerwarteten Besuch bekommst!" Ein zweifelhaftes und etwas verlassenes Lächeln begleitete diese Worte, und das war der Eindruck, mit dem Heinz sie für diesmal verließ. Zum Schlafen ließ ihn sein inneres Feuer freilich nicht kommen.

Linde lag genau so, wie Heinz sich dichterisch vorgestellt hatte, nämlich weinend auf ihrem Bett, bloß daß sie die Lieder nicht als eine Huldigung an sich betrachtete. Sobald er begann, wußte sie, daß er für die Feindin sang, und sie hörte auch im Fernern die Wärme, in die er sich hinein musizierte und vielleicht nicht nur musizierte. Dann griff ihr auch der Inhalt der Lieder, unter solchen Umständen gesungen, doppelt ans Herz, denn jedes sprach von Gefahren und hatte den Tod vor Augen, und alle miteinander waren geradeso tiefsinnig und voll naiven Selbstgefallens wie die erschütternden Menschen, die sie sangen. Sie sah wieder alle Sicherheit wanken, die sie heute aufgerichtet zu haben glaubte, und ahnte zum erstenmal, daß ein Mädchen im Grunde wenig von einem Mann besitzt, wenn es sich nicht seiner Natur versichert. Ein Kind ihres Schlages, dem

dergleichen klar wird, ist vielleicht nicht so entsetzt, wie manche denken, weil es entschlossener ist, als es wohl den Anschein erweckt, aber auch schwermütiger, als sich irgendein Mensch vorstellen kann, nicht wegen seiner, sondern wegen des andern, den es ständig mit Liebe und Mitleid umgibt, und dessen menschlich-göttliche Gesamtheit es keinen Augenblick aus den Augen verliert. Will es für den Geliebten um seines irdischen Glückes willen gern Seele sein, so wird es auch nicht auf die Dauer zaudern, für ihn Leib zu werden, wenn es hoffen kann, damit sein Unsterbliches zu erobern. Daß diesem kühnen Gedanken seine gesunde sinnliche Ausstrahlung, ihr eigenes passioniertes Wohlgefallen an dem Mann und das Abschiedsleid auf weite Strecken vorgearbeitet hatten, wurde ihr dann wieder nicht klar, und das war der holde Sophismus daran, den ihr Gott wohl in dem Augenblick verzieh, in dem sie ihn beging.

Zum Tee erschienen alle ein bißchen verkatert und mit trockenem, sehr dürstendem Gaumen, und die jungen Leute mit trüben Augen, die einander schüchtern und mit tiefer drängendem Blick als sonst, beinahe ein wenig wühlend suchten, weil beide in der Notwendigkeit waren, um ihre Liebe nun schon ernstlich zu kämpfen. Der Organist, der inzwischen angekommen war, saß mit zu Tisch und war nebenbei ein guter, kindlicher Mensch, der allen wohltat. Weil die Tante ihn als eine Autorität kannte, stellte sie sich mit ihm auf gleich und gleich und suchte es so einzurichten, daß die andern daneben als Leutchen zweiter Wichtigkeit erschienen. Da es dem Organisten an der gesellschaftlichen Übung fehlte, war er dagegen machtlos; je mehr wohlgemeinte aber ungeschickte Versuche er unternahm, den Ring von Autorität zu durchbrechen, in den sie ihn schmiedete, desto schlimmer machte er nur die Sache, und desto mehr glänzte sie neben ihm mit ihren musikalischen Kenntnissen. Sie gehörte zu jener Sorte von Gesellschaftsweibern, die sich mit Zielbewußtsein und Beharrlichkeit auf irgendein Bildungsgebiet oder auf

zweie werfen, um dort zu lernen, was zu lernen ist, und mit ihren Wissenschaften nachher über die Laien zu herrschen und bei den Wissenden zu thronen. So hatte sie sich in die Musiktheorie gründlich eingearbeitet, und ihr zweites Gebiet war die Literaturgeschichte. Da sie den nötigen Ehrgeiz besaß und nicht dumm war, gelang es ihr immer, den Eindruck einer musikalisch und literarisch tiefgebildeten Frau zu machen, die sie ja auch tatsächlich war. Sie machte sich nichts leicht, blieb nirgends an der Oberfläche, und was durch Mühe und Lernen zu erreichen war, das besaß sie gründlich.

Dem Leutnant imponierte sie sehr, zumal sie ihm in aller Schätzung des Militärs ein paarmal frisch über den Schnabel fuhr, als er Dummheiten sagte. Sie brachte damit sogar alle zum Lachen, und so gesellig belebt und auch durch den Tee aufgefrischt, begab man sich zur Orgelprobe ins Münster hinüber. Der Organist ließ es durch alle Register laufen, brausen, säuseln, weinen, erhaben schreiten und liebreich aufschweben, und wenn man meinte, die Erscheinungen hätten sich im Blau verloren, so sanken sie auf sichern Engelsflügeln wieder herab. Nun merkte Heinz wohl, daß das eine andere Art von Musik war, als die er wohlgeartet so vortrug, um Damen zu bestricken; das waren Töne und Klänge, denen Gott zuhörte, und er fühlte sich ziemlich unbedeutend und alltäglich. Mit diesem bescheidenen Gefühl hätte er gern Zuflucht bei Linde gesucht, aber die Tante ließ ihn jetzt nicht aus der Lehre. Sie nahm ihn mit auf die Orgelempore, um ihm auch dort mit Bedeutung angetan zu erscheinen. Als der kindliche Meister sich fürs erste ausgetobt und ausgespielt hatte, bat sie sich für ein Weilchen seinen Platz aus, den er ihr etwas verblüfft überließ. Da zeigte es sich, daß sie auch über die Orgel Bescheid wußte. Sie hatte nicht umsonst in jeder Sommerfrische die Dorforgeln geschunden und den Einwohnern Konzerte gegeben. Heinz sperrte nun wirklich Mund und Augen auf, und der Organist brummelte einmal verwundert: „Schau mal an, so ein

Besen!" Da sie ein eisernes Gedächtnis besaß, brachte sie auch ein Agnus Dei von Mozart richtig vor sich. Aber sie mimte dabei ein wenig die Heilige Cäcilie. Dem Leutnant, der von allem natürlich nichts merkte und wußte, gingen vollends die Augen über. Er dachte, daß ein Mann mit einem solchen glänzenden, kühnen und überall zuständigen Stück von Weib gut bedient sein müsse; nur jünger und etwas milder wünschte er sich die seine, aber die Richtung leuchtete ihm ein.

„Nun, Meisterchen, was sagen Sie mir zu meinem Orgelspiel?" fragte sie den kleinen Herrn, als sie das letzte Stück ordentlich hatte ausbrausen lassen. Heinz lief es noch kalt den Rücken hinunter wegen ihrer Größe. Sie hatte sich auf dem Orgelbock nach dem Organisten herumgedreht und sah, die Hände neben sich auf dem Sitz, lächelnd zu ihm hinunter.

„Ganz ordentlich! Ganz brav!" kicherte der berühmte Mann, indem er seine Brillengläser putzte. „Sie haben Gedächtnis, da hilft nun nichts. Und die Register — na ja, sie lassen sich ja gerne ziehen. Dafür sind sie ja auch da, die Register, nicht wahr. Tja. Aber meine Gnädige, das Orgelspiel, das fängt mit dem Pedal an. Sonst ist's eben Harmonium."

Frau Klinger glitt vom Bock herunter. „Das können Sie von einer Dame nicht verlangen!" sagte sie etwas spöttisch und ließ den kichernden Herrn mit seiner Brille stehen. Der lachte gutmütig über diese Antwort, putzte die Brille zu Ende, setzte sie auf die starke, gebogene Nase, schwang sich wieder auf den Bock und ließ nun zunächst einmal eine ganze Weile die Pedale brummen, daß die Kirchenmauern zitterten. Dann stellte er obendrauf eine Manualstimme, nach einiger Zeit wieder eine, und schließlich eine dritte, fing an zu weben und zu schweben, immer über dem unabänderlichen Pedalgang, und als alles fertig war, so war's ein Orgelsatz, wie ihn Bach nie besser geschrieben hatte, aber er hatte ihn immerhin geschrieben,

und er klang auch in einem katholischen Münster von einer katholischen Orgel so herzbewegend, daß Linde beinahe den Atem darüber verlor; aber sie hatte heute überhaupt nicht viel. Es gibt religiöse Erscheinungen unter der Sonne, die weder protestantisch noch katholisch sind, sondern der weiten tiefen Menschheit entspringen wie ein Strom der lebendig wirkenden Erde, die ihn vom Himmel hat, und dann gibt es noch einige, die als Erzengel Tag und Nacht dienend vor dem alleinigen Gott stehen. Wer will dort kommen und sagen: „Ich bin nämlich protestantisch?" oder: „Ich möchte nur daran erinnern, daß ich gut katholisch – ich meine – " „Da kannst nun nix machen, Bach bleibt Bach!" murmelte der kleine Herr zwischen den Zähnen und lächelte beglückt. Und der Dechant saß in einer Bank und machte sich Gedanken über eine einige, starke, fromme deutsche Nationalkirche. Aber er kam nicht zu Schlag damit; beizeiten erhob sich vor seinen Augen der warnende Finger Roms. Linde blickte aus großen, ganz trockenen Augen ins Weite und sah merkwürdig reif aus. Frau Malva ging, Glasmalereien betrachtend, von einem Fenster zum andern. Sie wußte sehr gut, was Bach ist, und wußte auch, was Leben ist, und solche Persönlichkeiten kommen nicht so schnell aus der Fassung. Heinz stand vorn in der Kirche, wo ihn die Tante hatte stehen lassen, und wußte auf einmal nicht mehr, wo er hingehörte. Es war ihm nicht entgangen, daß der kleine Herr ihr ein wenig auf die Achseln geklopft hatte, aber andrerseits mußte er ihr darin recht geben, daß man das Pedal von einer Dame auch nicht verlangen konnte. Darüber hinaus ergriff ihn die Einsamkeit, die sich mit ihrer unzufriedenen Gestalt überall hinbewegte, und fand er in ihrer Absonderung etwas so Drohendes, daß er nicht wagte, zu Linde zu gehen, obwohl er sehr deutlich fühlte, wie einsam auch das Mädchen war, und wie es jede Minute und jeden Atemzug nach seiner Nähe verlangte. Vor Ratlosigkeit begann er schließlich ebenfalls Fenster zu betrachten.

Der Organist aß abends noch mit, und er wäre gern vergnügt gewesen, denn die Orgelprobe hatte ihm Freude gemacht, aber Frau Klinger ließ ihn jetzt nicht mehr recht hochkommen. Er konnte sagen, was er wollte, so wußte sie es besser, oder sie hatte davon noch nie etwas gehört, was für ihn ebenso schlimm war. Wenn er einen Witz machte, so streckte sie das Kinn vor; wurde er gefühlvoll, so verzog sie ein wenig die dünnen blassen Lippen, und für einen kalten Guß brauchte er nicht zu sorgen. Er zappelte an ihrer kühlen Angel wie ein Fisch, und einmal machte er auch den Versuch, auszuschlagen, bekam es aber sofort zu bereuen, denn auf solche Fälle hatte sie ein Mittel immer in der rechten Zusammensetzung auf Lager. Sie hob die Nase in die Luft und sagte: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten." Der kleine Herr war alles in allem froh, als es Zeit für seinen Zug wurde, von diesem Nachtessen aufstehen zu können, so schöne und für ihn ungewohnte Dinge auch auf dem Tisch standen. Von den jungen Leuten verabschiedete er sich väterlich, von der Dame mit einem Kopfnicken, das sie leichthin erwiderte. Der Dechant begleitete ihn hinaus. „Apropos," sagte der Organist unter der Tür zurück, „es wäre schon besser, wenn Sie die Orgeln in Zukunft in Ruhe ließen; da haben Dilettanten nichts zu suchen." Mit diesem Trumpf hob er sich davon. Dem Soldaten, der nun einen großen Ausbruch voraussah, blieb beinahe das Herz stehen. Zu seinem Erstaunen und zu Lindes Unbehagen ging aber nur ein erheitertes Lächeln über das Gesicht der Klingse.

„So sind diese Künstler nun," bemerkte sie. „Wenn sie guter Laune sein sollen, so muß man sie bewundern. Hat man aber einmal Lust, sich selber zu behaupten, so werden sie weinerlich oder ausfällig. Sie wollen nur immer sich selber erleben. Gib mir noch eine Zigarette, Heinz."

Heinz beeilte sich, ihr zu dienen. Sie nahm sich eine kleine Damenzigarette und sah um Feuer um. Heinz wollte ihr ein Streichholz

anreiben, aber sie meinte, das könne man sparen, er soll ihr Feuer von seiner Zigarre geben. Er reichte sie ihr bereitwillig; sie fand, daß sie nicht genug Glut habe, und veranlaßte ihn, sie durch ein paar Züge erst klar zu rauchen. Dann brach sie in ein kurzes Lachen aus: „Weißt du nicht, wie man einer Dame Feuer gibt, die noch keine Matrone ist?" Das bekannte Liebesvorspiel wickelte sich ab. Linde wunderte sich in allem Leiden, daß sie zu so landläufigen Mitteln griff. Aber Heinz wußte nicht: befand er sich im Vorhof zum Himmel oder in der ersten Klasse des Fegefeuers, während sie Auge in Auge mit ihm, ihre Hand auf seinem Arm, langsam und in aller Umständlichkeit ihre Zigarette an seiner Zigarre in Brand setzte, und in dieser herbeigeführten Annäherung der Gesichter lag wieder so viel Beängstigendes, daß er nachgerade dem Zorn ebenso nahe war als einem Ausbruch seiner Begehrlichkeit.

Brigitt kam über der Übung herein und machte ziemlich große Augen dazu; ihr zweiter Blick ging zu Linde, und da sie durch die scharfe Brille der Liebe guckte, so sah sie, ohne Erklärungen zu brauchen, was da im Gange war. Ihre Triumphstimmung erlitt einen Stoß. Im gleichen Moment erinnerte sie sich blitzschnell an zehn, zwanzig ganz kleine, unbedeutende Vorgänge, die sie nicht weiter beachtet hatte, die jetzt aber plötzlich zusammen ein Bild machten. Das andere dachte sie sich. Lange saß sie nachher brütend auf ihrem Küchenstuhl, mit ihrem Haß und ihrer Eifersucht geplagt und unausgesetzt das vergrämte Gesicht ihres Schützlings vor den Augen. Einmal sagte sie laut vor sich hin: „Ihm ist ja auch nicht zu trauen!" und stand auf, als ob sie nun sofort einschreiten sollte; enttäuscht und ernüchtert machte sie sich zunächst wieder über ihre Küchengeschäfte her, um das Gedankenspiel von vorn zu beginnen.

Nach dem Nachtessen waren die Zustände schon so verworren und innerlich erregt — nur der Dechant gewahrte nichts davon, weil er alles auf Rechnung des Abschieds setzte —, daß Frau Klinger

selber Gesellschaftsspiele aufbrachte, um glimpflich über die nächste Stunde in die Nacht hineinzukommen. Man gab Rätsel auf, verbot bestimmte Worte, konstruierte mit andern und kam dazwischen auf rednerische Lächerlichkeiten und auf Ungeheuerlichkeiten des Zeitungsstils. Die Frau berichtete von den sprachlichen Überhitztheiten gewisser Literaten, von denen man hier weniger wußte, und dann wandte sich der gesellige Geist auf das Gebiet des Kalauers und des Stegreifrätsels, auf dem der Soldat der schöpferische Kopf war, nur daß er leider damit nicht seine stille Geliebte bekränzte, sondern das welterfahrene Weib. Zum Beispiel brachte er folgende Drolligkeit zum Vorschein: „Das erste ist eine Stadt in Österreich, das zweite eine englische Bejahung, von einem Tiroler ausgesprochen, das ganze die Tante Malva.“ Linde erriet vor dem Dechanten, aber sie sprach nicht aus; der Dechant dachte länger und sagte dann lachend: „Graziös!“ Spät war die Rede davon, daß Linde so still sei. „Unsre Linde“ meinte die Tante mit einem leisen Lächeln, indem sie sich erhob und dem Mädchen die Hand auf die Schulter legte – Linde zuckte leicht zusammen –: „Unsre Linde ist ein bißchen eifersüchtig. Nun, wir wollen schlafen gehen; Heinz muß morgen früh aus den Federn.“

Damit war auch diese Not zu ihrem Ende gekommen, und man trennte sich mit allseitigen guten Wünschen für die Nacht; die meisten bekam Heinz, weil es seine letzte im Vaterland war. Der Dechant fuhr ihm väterlich mit der Hand über den Scheitel. „Ich will hoffen, daß du nicht mit leerem Kopf und Herzen aus der Heimat in den Schützengraben zurückkehrst,“ sagte er bedeutsam. Linde sagte und tat am wenigsten von allen. „Dann wollen auch wir uns verabschieden,“ sagte Frau Klinger ernst. „Bleib gesund, mein Freund, und mache uns weiterhin Ehre. Das nächstemal kommst du uns als Oberleutnant. Ja? Wenn du deinen hundertsten Engländer hast. Ich werde viel an dich denken. Wirst du denn auch deine Tante

Malva nicht ganz vergessen?" Er versicherte es unruhig unter ihrem Blick, und sie bot ihm den Mund. Verwirrt kam er ihr entgegen, aber im letzten Moment bog er den Kopf beiseite, so daß der Kuß statt den Mund die Wange traf. Lindes Herz tat einen Kniefall des Dankes vor Gott, seins einen der Schwäche, aber es raffte sich wieder auf, als er in der Verwirrung Lindes Augen suchte und fand. Es war ein Hilferuf; er sah, daß er verstanden wurde und daß seine Geliebte sehr fest und stolz war und alles hoffte. Da hoffte auch er, aber er fürchtete fast ebenso viel, denn er sah sich noch nicht der Gefahr enthoben, wagte auch nicht zu denken, daß er am frommen Ort Zuflucht vor dem Laster haben könnte.

Das Geräusch des Aufbruchs hatte die wachende Brigitt aus ihrer Höhle gezogen; die Augen wären ihr aus dem Kopf gesprungen, wenn man ihr verwehrt hätte, noch einmal zum Rechten zu sehen, und vor dem Schlafengehen ein Blickmaß zu nehmen. Sie sah den Kuß und den weissagenden Gesichtsausdruck der Feindin, und sie konnte sich nicht helfen, aber in den Haaren hatte sie ein Gefühl, als ob ihr der ganze Schopf zu Berg stände, während ihr vor Mitleid mit Linde jeder Knochen im Leib weh tat. Es war für sie dann beinahe überflüssig, daß die Tante beim Hinaufsteigen nach den Schlafräumen noch so nebenbei bemerkte: „Ich weiß nicht, bei mir muß das Schloß kaput sein, ich kann gar nicht die Tür riegeln. Da könnte doch jeder hereinkommen." Worauf der Dechant gutmütig spottend erwiderte: „Beruhige dich nur, es wird dich niemand in Gefahr bringen als höchstens morgen der Schlosser; aber er hat auch schon seine sechzig Jahre auf dem Rücken." Darauf die Tante etwas frivol: „Nun, wenn er sie bloß auf dem Rücken hat!" Der Magd war, als hätte sie diese Gespräche schon vor Jahrtausenden belauscht. Sie erregten sie ungeheuer, obwohl sich vielleicht niemand etwas Besonderes dabei dachte, und beinahe so groß wie ihre Abscheu war die Befriedigung, die sie über das pünktliche Eintreffen ihrer

schlimmsten Erwartungen genoß. Der Mensch ist ein altes verängstigtes Tier; er glaubt gern und leidenschaftlich an das unbedingt Böse und ist überall schwer vom bedingten Guten zu überzeugen; manchmal machte er wirklich den Eindruck, als ob er am Bösen auch mehr interessiert sei.

Nun begann aber für Brigitt eine Nacht, wie sie noch keine erlebt hatte, und wie sie sie auch nie für möglich gehalten hätte. Es gibt ja keine „bestimmte Erwartung", die nicht im Hirn des aufgeschreckten Menschen neue Möglichkeiten und noch bestimmtere Erwartungen zeugt. Dazu kam, daß Brigitt bei aller Witterung nicht die geringste Erfahrung besaß, um sich die zutreffende Erwartung bilden zu können. Sie vermochte sich nicht im entferntesten vorzustellen, wie „so etwas" vor sich ging, und weil sie nichts sah, nahm ihre Vorstellung bald die abenteuerlichsten Wege und brachte sie in eine solche Geistesverfassung, daß sie anfing, gemeingefährlich zu werden. Solange droben die Geräusche der zu Bett Gehenden andauerten, war ihr Zustand noch erträglich; sie zitterte vor Haß, sobald sie etwas von der Klingse vernahm, aber sie konnte sich doch sagen, daß „noch nichts passiert" sei. Jedoch als es still zu werden begann, wurde ihr ihre Einsamkeit zur Qual. Obwohl sie aus Liebe zu Linde wie den Tod fürchten mußte, etwas zu hören, schärfte sie doch zehnfach alle Sinne darauf, um die Feindin auf frischer Untat zu überführen, und so rachsüchtig und zum voraus schadenfroh war sie, daß sie in der Viertelstunde wohl zehnmal unten an die Treppe lief, weil im Haus etwas geknackt hatte, eine Uhr sich räusperte oder auch nichts geschehen war. Nachdem sie dann lange genug gelauert hatte, schlich sie mit hämmerndem Herzen und zitternden Knien in die Küche zurück, um sich vor allen Dingen auf dem Küchenstuhl wieder etwas zu fassen und ein bißchen neue Kraft zu sammeln. Viel war's nie, und die Sammlung reichte auch nur gerade dazu hin, um sich wieder eine aufregende Einbildung zu machen.

Darüber ging die Mitternacht vorbei, wurde aber ihre viele Arbeit, die sie sich den Tag so fröhlich vorgelegt hatte, nicht weniger, denn sie wagte sich kaum zu regen aus Sorge, irgend einen „entscheidenden Moment" zu verpassen, und so vielleicht am Unglück Lindes mitschuldig zu werden. Daß es dann schon besser war, der ungetreue Stiel fuhr in Gottes Namen in den norddeutschen Besen, als daß sich Linde mit Kummer und Not an ihm herumzerrte, um am Ende doch nichts zu haben, diesen Gedanken faßte sie nicht, sonst hätte sie auf ihrem aufreibenden Posten doch etwas mehr grimmiges Vergnügen genossen in der Erwartung, die beiden saubern Herrschaften miteinander zu erwischen.

Schließlich gegen eins — die Uhr im Eßzimmer, die falsch ging, schlug langsam und dröhnend zwölf, worüber Brigitt schier verrückt wurde — hörte sie, bereits zum zwanzigsten oder dreißigstenmal, „endlich doch etwas", und mit der Geflügelschere, die sie gerade in der Hand hielt, lief sie wieder zur Treppe vor. Die Dielen droben hatten geknarrt, wie wenn jemand langsam, doch ohne zu große Vorsicht, in bloßen Füßen oder in Strümpfen über den Korridor gegangen wäre, eine Tür geöffnet hätte, um dort einzutreten, und hinter sich auch nicht besonders leise zu schließen, und sich alsdann vollkommen still zu verhalten, was natürlich an dem ganzen Vorgang das Verdächtigste war. Brigitt zog rasch die Pantoffeln aus und schlich atemlos die Treppe hinauf, geduckt und mit ihrer Geflügelschere und den hängenden Haarsträhnen mehr einer Raubmörderin gleichend als einer so braven Person, die sie sonst war. Unter den obersten Stufen kauerte sie sich hin, um zunächst wieder zu horchen. Richtig dauerte es nicht lange, so ging wieder ein Schloß, und als sie den Kopf vorsichtig über die oberste Treppenstufe hinaufschob, sah sie den Dechanten in der Unterhose und in Pantoffeln und mit dem Licht in der Hand ernsthaft und mit dem gewohnten gesammelten Ausdruck seinem Schlafzimmer zuwandeln; der kleine

Raum, von welchem er kam, war ihr auch genau bekannt. Indessen hielt er seitlich aufblickend an, besann sich einen Moment und ging dann auf die etwas offen stehende Tür des Soldaten zu, die er behutsam ins Schloß zog, worauf er durch seine eigene verschwand. Bestürzt und reuevoll fuhr es Brigitt durch den Kopf: „Die Zwetschen!", und sie schämte sich heftig, ihren Herrn in diesem Aufzug belauscht zu haben. Immerhin war sie diesmal keinem Trugbild nachgelaufen, und da nun wirklich auch niemand wissen konnte, ob nicht doch noch sonst etwas geschehen war, was sie mit ihren alten, schlechten Ohren nur überhört hatte, — denn auch diesen Vorgang hatte sie doch „beinahe nicht gehört" —, so blieb sie auf ihrem neuen Posten sitzen, mit der Geflügelschere und den grauen Haarsträhnen, dem Herzklopfen und dem Haß samt der großen unvernünftigen Liebe.

Diese Ausdauer wurde schließlich belohnt, wenigstens faßte es Brigitt nachher so auf. Denn indem sie so lag und vor Frost mit allen alten Knochen zitterte, auch vor Erregung und Müdigkeit, knickte ganz fein wie von leichter Hand herabgedrückt wieder ein Schloß. Brigitt schob den zottigen Kopf vor und sah nun wirklich Frau Klinger ganz traumhaft, blauseiden und silbern wie ein Mondstrahl ihr Zimmer verlassen ohne Licht, aber das aus unsichtbarer Leuchtquelle beglänzte schwebende Nachtgewölk verbreitete einigen zarten Schein durch den Raum genug für Brigitt, um jeden Zug des verhaßten, hochmütigen kühlen Gesichtes unterscheiden zu können. Zuerst fürchtete sie noch, sie möchte vielleicht auch nur den Weg des Dechanten wandeln, aber sie bog, als ob sie Brigitt zu Gefallen leben wollte, nach rechts ab und ging ganz geradeaus auf das Zimmer des Soldaten zu. Brigitt mußte sich im letzten Moment noch abfassen, daß sie nicht laut: „Aha!" rief. Auch dort knickte die Falle ein bißchen. Die Tür ging auf, und die nachtwandelnde Frau trat etwas vorgebeugt und nun mit einem rascheren Schritt ein, ganz in der Haltung eines Menschen, der sich in einer unerträglichen Span-

nung Gewißheit verschaffen will; die Tür ließ sie hinter sich offen.

Brigitt freilich dachte, daß „es" jetzt vor sich gehen solle, und zwar bei offener Tür und mit Pauken und Trompeten. Soweit hatte sie regungslos zugesehen, nur Auge und Ohr. Nun richtete sie sich empor — etwas mühselig, denn vom langen Kauern war sie steif geworden, — stieg unsicher die paar Stufen noch vollends hinauf und schwankte mehr, als sie schlich, den Korridor vor auf die Tür des Soldaten zu. Von dem, was nun folgen mußte, hatte sie wieder keine klare Vorstellung, nur daß sie eben entlarven und retten wollte. Vermutlich wäre sie mit der offenen Tür ins Zimmer gefallen und hätte schrecklich Lärm geschlagen, und das übrige wäre in einer Rauferei oder dergleichen ausgeartet. Aber es kam ganz anders, denn eben als Brigitt die Nase im Türspalt hatte, bewegte sich etwas darin, und dann prallte die Dame — vollkommen unvorbereitet — mit ihrer Feindin zusammen.

Auf einen Augenblick standen beide Frauen einander ganz starr vor Verwunderung gegenüber. Der Gesichtsausdruck der Tante, die eben noch gespannt und sorgenvoll dreingesehen hatte, wandelte sich rasch wieder in Hochmut und jene kühle Verachtung, die das alte Wesen wie nichts auf der Welt zur Wut brachte. Sie räusperte sich beherrscht, aber sie sagte nichts sondern wartete stumm mit einem deutlichen Zug des Widerwillens, daß die domestike Figur ihr den Weg freigebe. Brigitt ihrerseits, in ihren schönsten Hoffnungen so furchtbar enttäuscht, denn in der kurzen Zeit konnte unmöglich etwas geschehen sein, schwindelte vor Haß und Leid; beinahe heulte sie auf, so erbarmungswürdig sah sie sich selber mit ihrer Ratlosigkeit vor der gefährlichen und gewandten Person stehen. Aber indem sie sich nur mit heißeren Augen in die ungeliebte Physiognomie festsah, warf ihre aufgerührte Seele, nach irgendeinem Donnerkeil Gottes für dies „Lästergesicht" greifend, die Hände um sich. Gleichzeitig

schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf: „Sie hat dich gehört, darum ist sie wieder herausgekommen!“ und so war denn auch wieder der Auftrag der Moral auf ihrer Seite.

„Hab' ich dich ertappt!“ flüsterte sie beinahe bewußtlos vor Erregung. „Wolltest spionieren, Spionin? Wolltest einen hübschen jungen Mann verführen? Warte nur, jetzt soll dich der Dechant kennen lernen!“ Die Frau maß die Person mit einem Blick, der noch mehr erstaunt als aufgebracht war.

„Wollen Sie mir nicht den Weg frei machen?“ sagte sie dann mit ihrer gewöhnlichen Stimme. „Wenn Sie schon Ihre Laster andern andichten, so sollten Sie sich damit in der Verborgenheit halten.“

„Laster? Laster?“ keuchte Brigitt, die sonst nichts gehört hatte. „Du protestantische Engländerin willst mir Laster unterschieben? Kommst von Berlin in ein gottseliges Haus, stellst edlen Jünglingen nach, und wirfst unbescholtenen alten Menschen Gemeinheiten vor? — Was wolltest du dort drin! Sage! Ich will Antwort haben, oder ich mache Lärm.“

„Dann machen Sie den Lärm nicht mir zur Schande,“ erwiderte Frau Klinger ruhig. Sie hatte sich an dem erbosten Mädchen vorbei in Bewegung gesetzt, und Brigitt folgte ihr dicht an der Seite mit gezückter Geflügelschere, als sollte dieser sündhafte Schwan nun ein für allemal trätiert werden.

„So! Und wem denn sonst“ höhnte sie. „He?“ Vielleicht Linde?“ Aber Frau Klinger betrat ihr Zimmer, schloß die Tür hinter sich, und Brigitt blieb mit etwas dummem Gesicht als Siegerin auf dem Platz. Eine Weile starrte sie gedankenlos die weiße Tür mit dem alten Bronzegriff an, während ihr ihre eigene Frage im Ohr nachklang: „Vielleicht Linde?“ Endlich kam wieder Bewegung in sie und sie erinnerte sich an den „edlen Jüngling“ und unsichern Liebsten ihres Schützlings. Viel mehr, um durch ihn wieder An-

schluß an ihr Leben und ihre Wirklichkeit zu gewinnen, als um ihn zur Rede zu stellen, trat sie durch die nicht wieder geschlossene Tür, griff um den Pfosten herum nach dem elektrischen Knopf und trat, mit Verwunderung den melancholischen und leidenden Gesichtsausdruck der Frau vor sich, ins erleuchtete Zimmer.

Dort erlebte sie von allen Erschütterungen des Tages die größte. Das Bett des Soldaten stand vollkommen unberührt, und wenn Heinz nun nicht in der Stadt auf Abenteuern war, so war er bei Linde. Es dauerte eine Weile, bis sie diesen Gedanken in seiner vollen Bedeutung begriff. Als sie soweit war, wandte sie sich um und stieg vor Rührung und Glück leise schluchzend noch eine Treppe höher nach ihrer Kammer hinauf. Das Licht im Zimmer des Soldaten vergaß sie auszudrehen; es brannte einsam in den Morgen hinein. In ihrer Kammer droben sandte sie mit weinenden Augen und lachendem Herzen ein Dankgebet zum Himmel hinauf, dessen Lästerlichkeit sie mit ihrer Kirche ausmachen mußte.

Als Heinz wieder in seinem Schützengraben eintraf, war er bestürzt, gerührt, beglückt, von frommen Schauern durchdrungen, und die Kameraden fanden ihn verändert. Bestürzt war er über dem Erlebnis von so viel Schönheit, Leidenschaft und Liebe, gerührt von der Reinheit und Güte eines hingebenden Menschen, beglückt von der Helligkeit seiner Sinne. Die ersten Tage ging er still und in sich gekehrt seinen Pflichten nach, ließ die Kameraden spotten und dachte nur an den Schatz, den er in der Heimat gefunden hatte. Sein Blut war noch voll von ihrem Feuer. In seinem Ohr wohnte ihre Stimme und flüsterte unbeschreiblich köstlich, wie sie's eine Nacht lang getan hatte; sie verstummte auch im schwersten Geschützlärm nicht. Jeden Augenblick fühlte und roch er sie, und den Geschmack ihrer Küsse trug er ständig auf den Lippen. Man sah ihn oft abwesend lächeln und sich an irgendeinem zufälligen Gegenstand festgucken. Er vertrug weniger gleichmütig den Anblick von Gefallenen und Verstümmelten. Sein Gewehr mit dem Zielfernrohr rührte er nicht an. Seine Untergebenen behandelte er freundlich, und wenn sie älter waren, achtungsvoll; früher war er für einen etwas groben Ton bekannt gewesen, und die Mannschaft hatte über unnötige „Stripsereien" geklagt. Gefährliche Patrouillen führte er gewissenhaft und zweckmäßig aus, aber mit möglichster Schonung seiner Leute und sogar des feindlichen Lebens; eine gute Gelegenheit, mehreren Engländern das Licht auszublasen, wies er ab mit der Bemerkung, daß es genug an den Menschen sei, die man im Gefecht blindlings töten müsse; der Krieg sei kein Sport. Bald war es ausgemacht, daß er verliebt sei und zwar gründlich. Er sollte erzählen, aber wer noch träumt, der erzählt nicht.

Als er dann doch endlich zu berichten anfing, träumte er nicht

mehr. Das war in der zweiten Woche nach einem abgeschlagenen und glücklich überstandenen englischen Sturmangriff, der ihm etwas ins Gemüte gegangen war. In den halbzerschossenen Drahtverhauen hingen noch die frischen Leichen. Verwundete suchten sich umsonst aus dem Stacheldraht herauszuwinden. Jammernd sahen sie um Hilfe her, aber niemand sprang ihnen bei; man erwartete einen neuen Angriff. Eben begannen die Geschosse ihrer eigenen Landsleute wieder neben, hinter und vor ihnen einzuschlagen. In den Schützengräben wurden neue Handgranaten ausgeteilt, und man brachte frische Munition für die eingebauten Maschinengewehre. Ab und zu, in unregelmäßigen Abständen, schrie hier einer getroffen auf oder trug man einen Verwundeten durch den Verbindungsgraben nach dem Verbandplatz. Heinz war weich und nahe am Weinen. Die Sehnsucht machte ihn gefühlvoll, und er fühlte sich von Todesahnungen beunruhigt. Damit aber Linde nicht ohne Nachricht bliebe, wenn ihm etwas widerführe, zog er einen Freund ins Vertrauen; in Wirklichkeit war eben sein Geheimnis mitteilungsreif und sehnte sich seine gesunde, unternehmende Natur danach, sich zu erleichtern, um weiterleben zu können.

Zuerst erklärte er nur in knappen, ernsten Worten, daß er ein edles Mädchen liebe, und gab dem Offizier ihren Namen und ihre Adresse. Später, als auch der folgende Sturmangriff gut überstanden und ihm schon etwas leichter war, ihn auch die Toten in den Drähten nicht mehr so dauerten, erzählte er ein bißchen mehr. Mittlerweile gewöhnte er sich wieder an Schußverletzungen und Verstümmelungen, und in dem Maß, wie er die Achtung vor seinen ältern Untergebenen verlor und die Freundlichkeit gegen die jüngern, verfiel er wieder in seinen groben Ton. Beim ersten Mal schämte er sich, beim zweiten Mal zuckte er die Achseln, und bald war wieder alles wie früher, auch die Stripserei fing wieder an. Bei der nächsten Patrouille verlor er zwei Mann, obwohl er sie hätte erhalten

können; dafür „versaute" er auch vier oder fünf Engländern das Leben, wie er sich auszudrücken pflegte. Er gehörte wahrscheinlich ganz und gar nicht zu den schlechten Menschen, war nur etwas gedankenlos und besaß die Fähigkeit, sich zu rasch an Mißstände zu gewöhnen, weil ihm noch der Lebensstolz fehlte, der sich erst nach einer Reihe von schwereren Erfahrungen einstellt. Darum war er auch in seiner Eitelkeit noch ganz unangefochten, und sie verleitete ihn zu den meisten Roheiten, die er beging, weil er gern für einen Teufelskerl galt. Nach Ablauf der dritten Woche griff er eines Tages wie in Gedanken nach seinem Gewehr, ließ es von seinem Burschen putzen und noch einmal wegstellen; aber am andern Morgen stand er wieder wie früher auf der Lauer hinter seinem Zielfernrohr, und diesen Tag trug er zwei Kopfschüsse in sein Notizbuch ein.

Allmählich begann er mit der eleganten Großstädterin zu prahlen, die ihm nachgestellt hatte, und bald gab es nicht mehr viel Geheimnisse, die seine Freunde nicht auch wußten. In der Folge machte es ihm zu schaffen, daß sich die meisten mehr für die ausgewachsene Frau interessierten als für das scheue Mädchen und daß sich alle etwas an ihren seidenen Strümpfen und Spitzen entzündeten. Ein junger Oberleutnant sagte ihm gerade heraus, daß er ein Schöps sei, und diese Meinung blieb unwidersprochen, wenn man sie auch nicht als eine besondere Lebensweisheit betrachtete; schließlich legten sie alle der Sache viel weniger Wichtigkeit bei als Heinz selber, und hätten die meisten in seinem Fall auch selbstverständlich seine Wahl getroffen, aber er argwöhnte anders. Die ersten vierzehn Tage schrieb er an Linde täglich; reichte die Zeit nicht zu einem Brief, so schickte er ihr eine Karte: „Bin wohl und denke an Dich!" Dann fanden sich Tage, an denen er zwar auch wohl aber sich nicht gedrungen fühlte, es ihr mitzuteilen, obwohl er immer noch an sie dachte. Eine Zeitlang hielt er den zweitägigen Verkehr aufrecht, darauf schrieb er zweimal in der Woche, schließlich wöchentlich einmal, was mit den Tag

und Nacht anhaltenden Stürmen der Engländer glaubhaft zu erklären war. Im weiteren kamen Tage des Wegs, an denen er sich weniger wohl fühlte und immer noch an Linde dachte, aber nicht mehr an sie allein, endlich solche, an denen ihn nichts mehr an Linde erinnerte, dagegen manches an die schlanke, elegante norddeutsche Frau Malva Klinger mit den hochmodernen Röcken und Schuhen und den Errungenschaften der großen Welt, von denen er für diesmal so wenig profitiert hatte.

Die ersten Wochen hindurch beunruhigte er sich darüber, daß bei seiner Rückkehr um vier Uhr morgens in seinem Schlafzimmer das Licht gebrannt hatte, und über die andern seltsamen Umstände, die sich am Morgen seiner Abreise nacheinander zutrugen. Man fand nicht nur die Tante in ihrem Zimmer bewußtlos vor, sondern auch Brigitt wurde beinahe stehenden Fußes von einer Krankheit überfallen; sie machte in der Folge einen ziemlich schweren Anfall von Gelenkrheumatismus durch. Über die Krankheit der Tante erfuhr man lange nichts Näheres. Lindes Mitteilungen darüber lauteten etwas dunkel, besonders über den großen Verbrauch von Verbandstoffen, die fremde Pflegerin und die strenge Verschwiegenheit der Patientin. War ihm damals die Enthebung von der Abschiedszeremonie eine Erleichterung gewesen, so fing ihn später die ganze Sache an zu beunruhigen, weil er sie mit dem brennenden Licht in Zusammenhang brachte. Dann mischte sich etwas unaufrichtiges Mitleid zwischen seine Betrachtungen über die bittere Enttäuschung, die eine „immerhin liebende Frau“ durch ihn erlebt hatte, und dem Mitleid folgte eine ziehende oder leise nagende Art von Reue, die ihn in sehr gegensätzliche Unternehmungen hinein begleitete, zum Beispiel in die Abfassung seiner Feldberichte an Linde. Sie führte auch dazu, daß er in Briefwechsel mit der Kranken trat und nachher mit der Gesunden darin blieb; den Anstoß dazu gab freilich Linde, die in ihrem echten, heiligen Mitgefühl wünschte, daß Heinz

ihr ein paar gute Worte schreibe. Sie war es auch, die zuerst den Gedanken andeutete, daß bei der Tante vielleicht ein Selbstmordversuch vorliege aus Gründen, die sie ihm nicht weitläufiger auszuführen brauchte. Sie selber machte so bei ihm die Bahn wieder frei in ein Gehege, dem sie ihn für immer hatte entreißen wollen, in ihrer Großmut auch entrissen glaubte, in das zurückzukehren ihm aber nicht so schwer fiel, wie sie voraussetzte; eine weniger herzliche Zurede hätte dafür auch genügt. Die Frau antwortete sofort auf seinen ersten Brief, und so entwickelte sich schließlich ein Nebenverkehr, der Linde auf die Dauer nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, wie Heinz in gewissen klareren Augenblicken sich richtig sagte, aber nun waren die Dinge einmal wieder ins Treiben gekommen, so mochten sie treiben. Schließlich, solange er im Feld blieb, konnte ja nichts passieren, und nachher, redete er sich vor, würde es sich hier wie überall finden, daß eben die stärkere Macht siegte; mit dieser würde er dann marschieren. Eine solche Abfindung mit den Dingen nannte er „kausale Notwendigkeit", und er fühlte sich ganz ordentlich darin geborgen. Inzwischen verlangte es der männliche Anstand, daß er einer Frau, die für ihn einen Selbstmordversuch begangen hatte, nicht anders als ehrerbietig und zartfühlend gegenübertrat. Das tat er denn in einem Briefwechsel, der seinen Nachrichtenaustausch mit Linde nicht an Häufigkeit aber doch nach und nach an Gehalt übertraf, und zwar nach Umfang wie nach Gefühlswert.

Schwere und herzliche Sorgen hatte ihm von Anfang die Betrachtung gemacht, seine Geliebte mit der Feindin im gleichen Haus zu wissen, ohne durch seine persönliche Gegenwart sie vor verletzenden Bemerkungen und vor schlechter Behandlung schützen zu können. Diese Wirkung hätte zwar selbst seine leidenschaftliche Anwesenheit nie gehabt, aber die Selbstüberschätzung entsprach zunächst noch seinem innigen und ergriffenen Gefühl für die Geliebte. Vorerst äußerte sich dieses in Ratschlägen über das rechte, stolze und unnah-

bare Betragen gegen die Weltdame, indessen lag diese krank und gab dazu keinen Anlaß. Außerdem erwartete Heinz wie jedermann, daß sie bald nach ihrer Wiederherstellung die Koffer packen und ein Haus räumen würde, worin sie so viel peinliche Erfahrungen gemacht hatte. Als jedoch ihre Entschlossenheit sichtbar wurde, den Platz noch länger zu behaupten, besaß Heinz bereits nicht mehr die ursprünglichen Gründe, das Verhältnis seiner Geliebten zu der enttäuschten und beleidigten Frau zu bedenken. Jenes schmerzliche Zusammenleben machte ihn nun weniger traurig und besorgt als verlegen, und es wurde ihm um so peinlicher, je weniger er sich auf sein gutes Gewissen verlassen und die ganze Sache der Gerechtigkeit Gottes anheimstellen konnte. Schließlich, als die daraus fließenden Erwägungen die rechte Temperatur hatten, bekam Linde in einer Woche zwei Briefe; im zweiten machte ihr Heinz den Vorschlag, doch zeitenweise eine Gesellschaft zu verlassen, von der ihr so wenig Freude werde, und die weder ihrer „noch seiner" Selbstachtung dienlich sei. Sehe es immer noch nicht aus, als ob Tante Malva — er nannte sie längst nicht mehr die Klingse — bald reisen werde, so müsse man eben seinerseits sehen, dem Verhältnis eine Wendung zu geben. Er sei sehr besorgt um ihre, Lindes, Gesundheit und Lebenslust und könne das als ihr bester Freund nicht mehr länger mit ansehen. Es gebe genug Verwandte, die sie mit Freuden aufnehmen würden. Vielleicht würde es überhaupt nichts schaden, wenn sie eine Strecke, etwa ein halbes Jahr, in einer großen Stadt lebe; man müsse heute alles kennen. Über die Gründe der Tante zu ihrem hartnäckigen Verhalten wisse er nichts, aber vielleicht verlören sie sich, wenn ihr der „psychologische Anreiz" entzogen werde, und im Frühjahr sei dann das Haus wieder für Linde frei.

In dem letzten Satz verbarg sich eine bescheidene Lüge wie der Hase im Kohlfeld, denn schon durch die naive Schlußerwartung bewies Heinz, daß er über die Gründe zum „hartnäckigen Verhalten"

der Frau eine ganz deutliche Ahnung besaß; sie wollte, so ermittelte er überklug, Linde körperlich von dem Kampfplatz vertreiben, auf dem sie menschlich so schmerzhaft unterlegen war, um wenigstens eine „taktische Genugtuung" zu genießen. Dann, meinte er tiefblickend weiter, werde ihr auch am längern Beharren in dem kleinen Städtchen, das sie ja verachtete, nichts mehr liegen, zumal sie die wieder angeknüpften Fäden mit ihm von einem andern Platz aus ebenso bequem oder bequemer weiterspinnen könne. Aber just aus ähnlichen Betrachtungen zog das Mädchen die Gründe, seine Vorschläge abzulehnen, deren Fadenscheinigkeit es in seinem geradsinnigen Vertrauen nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte. Vollends von der Möglichkeit, daß Heinz die Beziehungen zu dieser Frau in irgendeinem zweideutigen oder gar verräterischen Licht erwägen könnte, war nichts in ihrem frommen Mädchenkopf. Ihre Antwort hatte folgenden Wortlaut:

„Liebster Mann, habe Dank für alle Nachrichten über Dich und Deine Welt. Ihr steht vieles aus, und wir leiden sehr tief mit. Du sagst, daß ihr für uns sterbt, so bleibt uns nichts übrig, als für euch zu leben. Indem wir's tun, ist es unser Gebet, daß ihr einen Trost und eine Zuversicht darin findet. Ach, was sind wir ohne euch, aber ihr seht die Heimat in uns, und so sind wir alles durch euch. Vor allen Dingen sollt ihr uns nicht jammern hören. Wir lachen nicht viel, aber wir weinen auch nicht viel. Wir kommen Tag und Nacht nicht von einem gewissen Stolz weg, der uns, ich möchte sagen, kühn und traurig macht. Doch gibt es auch Stunden, die uns fröhlich finden; ich weiß nicht, ob wir euch dann besonders lieben, aber jedenfalls sind wir dann in einer ganz besonderen Weise für euch da. Verstehst Du das? Leider seid ihr fern, aber wenn ihr da wäret, so wäre auch dies alles anders.

Dein Vorschlag ist lieb, und ich danke Dir für Deine Fürsorge, aber ich kann in diesem Fall nichts damit machen. Ich müßte nur

sagen, der Onkel braucht mich, so wäre alles übrige schon abgeschnitten. Oder ich könnte noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß ich nicht aus einer Schule laufen will, auch wenn sie mir nicht gefällt; ich weiß ja nicht, ob ich dem Lehrer besonders gefalle. Aber ich will ganz ehrlich sein und Dir den wahren Grund schreiben. Siehst Du, hier hängt alles mit Dir und unserm Glück zusammen. Die Bäume und Büsche erzählen: als er da war, trugen wir noch Laub. Das ist schon etwas. Die Vögel rufen manchmal ganz plötzlich: wir haben ihn auch gesehen. Oder Bob kommt, stößt die schwarze Nase an mein Knie und sieht mich ernsthaft an, bis ich ihm einen Blick zuwende; dann bewegt er schnell den kurzen Schwanz, und das heißt: ‚Wann kommt der Offizier wieder?' Ich habe mir im Pflaster ganz bestimmte Steine gemerkt, über die Du gegangen bist. Die Türme haben wir miteinander betrachtet und untersucht; das eine Eulennest ist noch da, und die Eule sitzt auch noch drin. Nun sage, ob ich von hier weg soll."

Von der Tante stand kein Wort im Brief; seitdem sie wiederhergestellt war, erwähnte Linde sie nicht mehr.

Der Stern oder Geist seines Schicksals dachte: „Vielleicht fehlt ihm nur ein ganz schweres Geschehnis, so klingt sein etwas ausgeklungenes Herz wieder mit den Sphären! Man müßte es erzittern machen!" Nun fehlte es ihm ja nicht an schweren Erfahrungen; jeder neue Sturmangriff der Engländer war eine, und wenn ihm ein Geschoß einen Kameraden wegriß, so war es auch eine. Aber einem gewöhnlichen Menschen wird alles rasch gewöhnlich; es braucht ein ungewöhnliches Herz, um auch im Gewohntesten immer das Ungewöhnliche zu fühlen. Ein Ungewöhnliches im äußern Geschehen betraf ihn in einer Nacht.

Die Engländer legten in der Zeit ihre Sturmläufe auf die späten Abend- und Mitternachtstunden, nachdem sie bis zur Dämmerung furchtbar mit schweren Geschossen gearbeitet hatten in der Erwar-

tung, die Erde und die armen Seelen bis auf den Grund aufzuwühlen. Das geschah auch, jedoch aus den armen Seelen wühlten sie immer neuen Heldenmut heraus. Wie nun aber auch die deutschen Gewehre stürmten und die Spechte des Todes, die Maschinengewehre, hämmerten, so drangen doch immer eine Anzahl überlebender Feinde durch die zerfetzten Drahtverhaue, wenn auch selber zerfetzt, kampfwütend vor und erschienen im Nachtlicht riesengroß über den Rändern der Schützengräben. Diejenigen Verteidiger, die nicht schon vorher herausgesprungen waren, um sich ihnen auf dem freien Feld entgegenzuwerfen, empfingen sie drunten, und nach dem wild lärmenden Vorspiel hob dann stets eine stumme, grausame Todesarbeit von Mann zu Mann an, wobei ab und zu ein zwischen den Zähnen geknirschter Fluch und selten ein Revolverschuß erklang. Gerade dieser Abschnitt der langen Grabenreihe war durch seine ungewöhnlich wilde Verteidigung bekannt. Die Engländer schickten immer neue und immer besser ausgewählte Truppen dagegen vor, aber immer seltener sah man etwas davon wieder, und auch wenige der Angekommenen überlebten einen solchen Gang außer mit entsetzlichen Wunden in deutschen Lazaretten.

Es war schon tief im Winter, daß man nach einem vulkanischen Tagesbombardement stumm und verbissen den gewohnten geisterhaften Dämmersturmlauf der englischen Infanterie erwartete. In Eile hatte man sich aus den Verwüstungen ausgegraben, einigen Schutt zur Verteidigung vor sich aufgeworfen, sich mit Handgranaten versehen und die blanken Messer griffbereit in die Stiefelschäfte oder unter die Gürtel gesteckt. Gesprochen wurde nicht viel. Im Laufschritt kamen aus der Reservestellung noch Mannschaften mit frischen Maschinengewehren für die zerschossenen oder ganz verschütteten an, die sie hastig aufstellten und einrichteten. Das war schon ein vollkommen gespenstischer Vorgang. Wer an seinem Platz nicht mehr genug Tiefe zum Stehen hatte, der kniete oder lag auf der

frisch aufgeworfenen Erde. Heinz stand mit einem Infanteriegewehr neben dem Grabengeschütz seiner Abteilung, das halb umgestürzt zwischen den Trümmern seines Aufbaues lag. Wie jeder Mann hatte auch er sich eine Anzahl Handgranaten bereitgelegt. Wer ihm im jetzigen Zustand unvermutet begegnet wäre, der hätte ihn nicht wiedererkannt. Da er im Lauf des Tages zweimal aus Verschüttungen hatte ausgegraben werden müssen, war er über und über mit Lehm bedeckt. Aus dieser elementaren Farbe blickte sein junges Gesicht bleich und etwas hohl in das letzte fahle Verglimmen des Tages hinter den englischen Grabenlinien, und da er fest die Lippen aufeinanderpreßte, so gewannen seine Züge einen bittern und leidenden Ausdruck, der ihn um Jahre älter und reifer erscheinen ließ, als er wirklich war. In seinem Geist lebte nicht die geringste Bewegung; er wartete schweigend und entschlossen auf die Engländer, und wenn er etwas dachte, so war es nichts als die Beobachtung: „Sie brauchen heute länger als sonst." Dieselbe Beobachtung machte jeder im Graben, aber keiner sprach sie aus; es herrschte ein vollkommenes Schweigen. Hinter den englischen Schützengräben zog wie den ganzen Tag das feuchte, graue Gewölk herauf, doch ohne zu regnen; jetzt schien es sich zu beschweren und wurde dunkler, weil sich die Dämmerung auch dort an die Körper hing.

Plötzlich wie aus dem Boden gewachsen oder aus dem Gewölk vorgetreten waren sie wieder da. Sie schrien nicht Hurra und hielten sich mit keinen Heldenhaftigkeiten auf, sondern liefen um ihr Leben, um möglichst schnell durch die Schieß- und Wurfzone hindurch dem Feind an den Leib zu kommen. Es war ein leiser, gehetzter Vorgang voll Schaurigkeit und Todesahnung. Aber auch das war nur ein Augenblick, denn schon schrien die Gewehre auf, rasselte das Maschinengewehrfeuer aus hundert Läufen ihnen entgegen und krachten die wenigen übrig gebliebenen Grabengeschütze. Bereits sah man Feinde wie unselige Schatten vor dem fahlen Himmel zu Dutzenden

hinsinken, andere schwankend noch einige Schritte vorstürzen und ebenfalls im Dunkel verschwinden, das auf der Erde lag. Doch unaufhaltsam hastete die gelichtete Linie vorwärts und betrat im nächsten Moment die doppelt mit Sterblichkeit geladene Region der Drahtverhaue und der Handgranaten. War vorhin der Tod unsichtbar in der Luft gewesen, so sprang er jetzt körperlich von der Erde auf.

Heinz warf wie eine Maschine, ganz ohne Erregung, beinahe bewußtlos. Leiber brachen zerfetzt mit sichtbarer Schwere frischblutend hin zu andern, die längst ausgeblutet hatten und vergeblich von immer neuen Eisenwirbeln erfaßt immer neu zerrissen auf die endliche Ruhe warteten. Aber auch durch den vorgeschleuderten Riegel von Rauch und Feuer brachen noch kampffähige Körper, nicht mehr viele, und auf dem Grabenrand hundertfach von Revolverkugeln und Bajonettstichen empfangen, jedoch einige Dutzend kamen dennoch ihrerseits zum Wurf und dann auch an ihren Mann; damit fuhren überall die Messer heraus. Indessen folgte der ersten Sturmlinie beinahe auf dem Fuß eine zweite. Wer mit seinem Mann zusammenhing, sah, wie er mit ihm fertig wurde; kaum fand man Zeit, den einen oder andern durch einen gutgeführten Stich von seinem Feind zu befreien, als man wieder ans Gewehr mußte. Inzwischen waren es so und so viel Schützen weniger, und der zweite Sturm brachte ebenso viel Feinde mehr zum Nahkampf. Da ihm der dritte und diesem dichtauf der vierte folgte, so füllte sich der Graben allmählich mit Engländern, toten und lebendigen, aber die Lebendigen nahmen immer mehr zu als die Toten, während sich bei den Verteidigern das Verhältnis umkehrte. Übrigens kamen die Engländer in Gasmasken und glichen mehr traumhaften und bösartigen Teufeln als Menschen.

Heinz hatte seinen Posten mit Bedacht gewählt, weil vor ihm der Drahtverhau beinahe vollständig weggeräumt war und ein ganz freies Einbruchstor offen ließ. Es wurde auch von den suchend und

eilig hin und her huschenden Gestalten gefunden und mit Leidenschaft benutzt, daher stand er bald erwarteterweise im Mittelpunkt der Nahkämpfe. Die ersten Eindringenden erledigte er durch sicher gezielte Revolverschüsse; was übrig blieb, das stachen Infanteristen mit den Bajonetten nieder. Indessen taten die englischen ihre Wirkung, und allmählich vereinsamte Heinz auf seinem Posten. Als er den Revolver leer geschossen und keine Zeit hatte, ihn frisch zu füllen, warf er ihn weg und griff zu seinem Seitengewehr. Den ersten Engländer, einen jungen Offizier, der zu ihm in den Graben sprang, bekam er mit einem raschen Griff an der Brust zu fassen. Ehe es ihm gelang, Stand zu nehmen, brach ihn Heinz schon rückwärts über das Grabengeschütz, wo er seinen letzten Seufzer tat. Dem nächsten, der sich wie ein Tiger auf ihn stürzte, wich er aus, so daß er zunächst in die Knie sank; bevor er sich wieder erheben konnte, empfing er seinen Todesstoß, der ihn vollends hinstreckte. Obwohl nun die Handgranaten schon rings um ihn krepierten, blieb er doch wunderbarerweise heil. Zwischen zwei Angriffen fand er noch rasch Zeit, auch seinerseits die Gasmaske vorzubinden, denn die englischen Handgranaten erfüllten den Graben nach und nach mit einem schweren, beizenden Qualm. Er wußte nicht mehr, was die andern taten, blickte sich auch nicht nach ihnen um. Einmal kam irgend ein Infanterist hergelaufen, um ihm zu helfen; ein Geschoß krachte, und er sank weg, als ob er nie dagewesen wäre. Einen Stürmer erledigte Heinz, als er seine Schußhandgranaten aufgebraucht hatte, durch einen Steinwurf vor die Brust, bevor er an den Rand des Grabens kam. Den Dienst des fehlenden Drahtverhaues begannen nun die gefallenen Körper der Engländer zu leisten, die sich dunkel gegen den Horizont häuften.

Aber es schien, daß die englische Heeresleitung die vielverwünschte deutsche Bastion heute nacht um jeden Preis endlich in ihre Hand bekommen wollte. Den Londonern folgten Schotten, diesen Kana-

dier, ihnen Inder; darauf kamen Australier und wieder Inder von den grausamen, viehischen Bergstämmen, deren Ausdünstung schon so widerlich ist. Heinz tat, was er konnte, schlug und stach an seinem Ort noch ein Erkleckliches um sich, alles in voller Zweckmäßigkeit aber schon ganz mechanisch, stieß einem Inder das Seitengewehr durch den aufgerissenen, schreienden Mund in den Hals, schlug einen andern mit dem Schädel auf das Geschützrohr, bis ihn die Kräfte verließen; inzwischen fühlte er freilich ebenso die seinen abnehmen, und sah er mit fatalistischer Gelassenheit den Moment voraus, der auch für ihn der letzte sein würde. Doch fand ihn der übernächste Brust an Brust mit einem kanadischen Unteroffizier am Boden liegen und um sein Leben ringen, während der fortgesetzte Sturm der englischen Massen nun schon ganz ungehemmt über ihn weg und tiefer in die deutschen Stellungen hineinfuhr. Weil droben nur jeder vorwärts wollte, blieb Heinz im Graben mit dem Unteroffizier und dieser mit ihm allein. Er lag, wie ihn der Anprall des großen Menschen hingeworfen hatte, auf dem Rücken im Grabenschlamm, mit der linken Hand den Messerstoß des Kanadiers aufhaltend, und von diesem gleicherweise selber am Zustoßen gehindert. Mit einer gefährlichen Aufmerksamkeit jeder des andern Blick bewachend strebte zunächst jeder angestrengt nach der ersten freien Bewegung, die dem andern das Leben kosten mußte. Ein nur halb parierter Stoß des Kanadiers hatte Heinz die Gasmaske weggerissen — zu seiner Befriedigung, da er ihm Blick und Atem befreite. Bald wußte jeder, daß er es mit einem vollgültigen Gegner zu tun habe, und dachte jeder auf eine überraschende Wendung, um den andern zu verwirren und in der nämlichen Sekunde abzutun, zugleich aber seinerseits mit größter Anspannung der Geistesgegenwart auf ähnliche Unternehmungen des andern gefaßt.

Das stumme Todesspiel dauerte bereits nach Minuten, und eben überlegte Heinz, daß, wenn er plötzlich die Stoßhand des andern

fahren ließe und blitzschnell dessen Kopf an sich risse, er vielleicht durch die Überraschung seine eigene Hand befreien könnte, um jenem im gleichen Moment die Schlußrechnung zu machen — als ihm ein unbewachtes leichtes seitliches Abirren im Blick des Kanadiers auffiel, dem er ebenso unwillkürlich folgte, ohne freilich etwas anderes zu bemerken als die Toten und Sterbenden, die um ihn herum lagen; in demselben Bruchteil einer Zehntelsekunde war er schon wieder mit ganzer Spannung über seiner Todesrechnung für den Feind. Nebenher fiel ihm ein gewisses Nachlassen der körperlichen Anstrengung beim Gegner auf, das er sogleich unbedenklich in die Kalkulation mit einsetzte. Führte er nämlich seinen Plan aus, während die rechte Hand des Kanadiers in der Luft frei wurde und die linke zunächst fortfuhr, Heinzens Stoßhand an der Erde festzuhalten, so mußte er notwendig im ersten Augenblick nach seiner rechten und also Heinzens linker Seite fallen; raffte dann Heinz alle Kräfte in einen Moment zusammen, so konnte es ihm gelingen, sich mit dem Kanadier schnell nach links hinüber zu werfen, und als beinahe sicher durfte er erwarten, daß der Unteroffizier über der doppelten Überraschung weder sofort daran dachte, mit dem nun freien Messer zuzustoßen, noch sich augenblicklich an das drohende Seitengewehr des Deutschen erinnerte, vielmehr würde er nach aller Wahrscheinlichkeit ganz instinktiv der Umwälzung begegnen wollen. In der Zeit würde aber Heinz schon zustoßen.

Nun war er seiner Sache so gewiß, daß er einem neuerlichen Abirren im Blick des andern nach derselben Seite überhaupt nicht folgte sondern sich in aller Tiefe auf den Augenblick zu sammeln begann, in dem er seinen Plan ausführen wollte. Dunkel ging es ihm noch durch den Kopf, daß er in seiner Nähe einen scheinbar schwerverwundeten Inder bemerkt hatte, der sich, immer noch den Dolch in der ausgestreckten Hand, wohl sterbend noch einmal regte; gleich erinnerte er sich auch, daß es der Mensch war, dem er das Seiten-

gewehr in den Schlund gestoßen hatte. Er wollte eigentlich noch einmal hinsehen, aber eine nun schon sehr merkliche Schwächeäußerung des Kanadiers, oder was Heinz dafür hielt, bestimmte ihn, sofort die Tat auszuführen. Eben spannte er seine Nerven und Sehnen zur höchsten Leistung, als plötzlich neben ihm eine dunkle Hand mit einem indischen Messer in die Höhe flog, um niederfahrend mit einem harten Stoß seine Brust zu treffen. Der halbaufgerichtete indische Soldat hatte freilich mit dieser Unternehmung alles gegeben, was er vermochte; er brach neben Heinz röchelnd zusammen, indem er aus seinen weitgeöffneten Augen, die vieles Weiß zeigten, voll befriedigten Hasses ihn aus nächster Nähe anstarrte. Zugleich spürte Heinz, wie eine freudige Bewegung durch die Glieder des Unteroffiziers ging; ebenso rasch wurde er sich klar, daß der Stoß an seiner gefüllten Brieftasche sich gebrochen hatte, und bevor der völlig überrumpelte Kanadier irgend einen Vorteil ausnützen konnte, fühlte er durch den Deutschen mit einem harten Ruck seinen Kopf herabgerissen, seinen ganzen Körper gewaltig herumgeworfen, und seufzend empfing er das deutsche Eisen seitlich in die Lunge.

Ohne ihm noch einen Blick zuzuwenden, erhob sich Heinz. Aber er merkte sofort, daß er für die nächsten Stunden nicht zu brauchen war. Vor seinen Augen hing es wie Trauerflor. Seine Knie wankten unter ihm, und von seinem Herzen ging ein Zittern aus, das sich dem ganzen Körper mitteilte. Nachdem er sich einige Schritte hingeschleppt hatte, ohne zu wissen wohin, setzte er sich auf die umgestürzte Schützengrabenkanone, und dort fanden ihn die zurückkehrenden Deutschen, als sie die Engländer vor sich hintreibend die Bastion wieder nahmen. Zwei Tage sprach er nicht. Am dritten begann er wieder aber mit einem tief veränderten Ton. Unterdessen kam sein Regiment in die Reservestellung, um aufgefüllt zu werden. Das indische Messer hatte acht Briefe durchstoßen, sechs von der Tante und nur zwei von Linde, und noch in seine Brust eine etwa zolltiefe

Wunde geschlagen. Dazu kam, daß die Briefe der Frau schöngeistig und wenigstens achtseitig waren, die Lindes einfach liebend und nur vierseitig, machte im ganzen dreißig Blätter von Frau Malva und nur vier von der Geliebten. Es war also nicht schwer, zu sagen, wer ihm das Leben gerettet habe. Am Abend des vierten Tages schrieb er zwei Briefe, einen an Linde und einen an die Weltdame. Der an Linde lautete:

„Liebes Mariechen, wir sind abgelöst nach einer verdammt dreckigen Nacht, in der nicht viele von uns übrig blieben. Aber was hilft das üble Leben? Jetzt liegen wir in Reserve und sollen erst wieder aufgepumpt werden. Bis dahin fahre ich jeden Tag nach Lille hinein und genieße meine Jugend. Das Messer eines Sikhs fing meine Brieftasche auf; zwei Bogen von Dir sind auch daran beteiligt. Daß ihr überhaupt noch von Seele, Nation und dergleichen zu reden wagt. Wartet, bis wir wiederkommen. Sonst habt ihr nichts zu tun. Und dann seht, was wir mit euch machen. So steht das. Mein Zielfernrohr ist in Scherben geschossen. Mag's der Teufel haben. Ein neues wird nicht angeschafft. Für mich ist die Heldenlaufbahn vorbei. Von jetzt an wird die Pflicht getan. Fasse das aber nicht in Deinem übersittlichen Sinn auf; das wäre ein Irrtum. Ich habe es einfach satt, mit dem Tod zu spielen. Das Leben hat dafür zuviel Reize. Laß Dir's gut gehen. Herzlich Dein Heinz."

Linde schrieb ihm zurück:

„Liebster Heinz! Ich habe eine Kerze gestiftet zum Dank dafür, daß Du heil aus der Gefahr gekommen bist. Oder vielleicht nicht einmal so rein aus Dank als aus Freude darüber, und in der Freude tut man gern etwas, das hübsch ist und wohl lautet. Wenn mir jemand sagte, ich wäre unfromm, so würde es mich sehr treffen, aber ich fürchte, daß sich jemand finden wird, und daß ich ihm nichts werde erwidern können. Der Onkel sieht mich manchmal verwundert an, und auch der Brigitt gebe ich zu denken; ich sehe es wohl. Aber ich

kann's nicht ändern. Und, lieber Heinz, ich bitte Dich herzlich, werde wieder ein Held, auch wenn ich je länger, je weniger eine Heldin bin. Es steht Dir so wohl, daß wir alle um Dich Angst haben; Gott verzeihe mir die Lästerung. Wie soll ich mich erklären? Das Herz läßt sich nicht gern etwas nehmen. Du denkst daran, daß ich damals sauer dazu sah. Heute seh' ich süß. Liebster Schatz, ändere nichts; Gott wird Dich bewahren! Mehr kann ich heute nicht schreiben; in mir braust's wie ein Bienenvolk, und jeder Flügel will zu Dir. Man hätte viel Honig. Wenn Du aber auf Urlaub denkst, so folge dem Gedanken nicht. Schicke mir die vier Blätter oder eins davon; ich will sie sehen, dann bekommst Du sie wieder. Deine Marie Linde."

Sie bekam sie nie, aber Frau Klinger hatte er von sich aus eins von ihren geschickt. Dazu schrieb er folgendes:

„Liebe Tante Malva! Ich habe vor einigen Tagen mit den Engländern eine ekelhafte Nacht erlebt und darüber allerlei Scheu verloren. Sieh Dir das beiliegende Blatt an. So sehen sechs Briefe von Dir aus, etwa dreißig Blätter, die ich in der Brieftasche trug. Ohne sie wäre ich wohl nicht mehr in der angenehmen Lage, an Dich zu schreiben, denn der betreffende Schuft hat obwohl sterbend doch noch ganz anständig zugestoßen. Ich kann es also betrachten, wie ich will, so hast Du mir das Leben gerettet. Und ich kann auch das betrachten, wie ich will, so habe ich Dich nicht in gleicher Weise vor Verwundung bewahrt. Das ist der Sinn von dem, was ich von der verlorenen Scheu sage. Du bist eine große Frau, und ich bin ein deutscher Offizier, und wir werden einander nichts mehr vormachen. Sieh mal, ich habe meine Orden und meine beiden Eisernen Kreuze. Weiter komme ich ohnehin nicht mehr. Und das Eiserne erster wird mir später schon die Türen auftun, die ich offen haben will. Es war ein Moment, da gehörte ich mehr dem Tod als dem Leben; von einem solchen Standpunkt aus bekommt manche Sache ein anderes Gesicht. Jetzt habe ich den Wunsch, durchzukommen, weil ich nachher mit

meiner Jugend und Kraft etwas anzufangen weiß. Es soll mir keiner mehr mit dem Kaisertum der deutschen Seele und der deutschen Weltanschauung die Ohren vollreden. Was ist das, die deutsche Weltanschauung? Du mußt hören, was sie gerade vor meinen Fenstern singen. ‚Denn dieser Feldzug geht auch vorüber, und diese Schweinerei ist bald vorbei.‘ Wir haben alle die Nase voll vom Heldentum. Nehmt euch in acht, wenn wir zurückkommen. Manchmal leben wir in einer ganz gefährlichen Wut, aber meistens denken wir nicht weiter als in unsre Patronentaschen und Brotbeutel. Jetzt hat man uns in Reserve gestellt, um das Bataillon wieder aufzufüllen. Vorläufig bin ich jeden Nachmittag in Lille. Etwas elegantes Leben zu sehen tut wohl nach der Dreckhamsterei. Alles was wahr ist, für solche Frauen kann sich der Franzose schon schlagen. Wofür schlagen wir uns eigentlich? Ich frage für die andern; für mich bin ich nicht im Zweifel. Aber um ehrlich zu sein: noch lieber hörte ich jetzt mit der Schlägerei auf und zwar aus der gleichen Betrachtung. Leb wohl und vergiß mich nicht. Dein Heinz."

Ihre Antwort lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Junge! Wenn ich's genau überlege, so muß dieser furchtbare Stoß dich noch getroffen haben. Warum verschweigst Du mir das? Hast Du Dich unnötigerweise in diese Gefahr begeben, so muß ich Dich heftig tadeln. Und hat die Nacht, von der Du sprichst, Dich von einer Jünglingsschwärmerei geheilt, so sei sie immerhin gesegnet. Deinen Entschluß kann ich nur billigen. Nach dem Krieg kommt wieder ein Frieden; was hilft er dem, der ihn nicht erlebt? Wohl Dir, daß Du weißt, wofür Du kämpfst, und noch besser, wofür Du leben bleiben willst. Was dann eure Wut angeht, so werden wir uns schwerlich sehr in acht nehmen, wenn ihr zurückkommt. Dazu sind wir schließlich wohl auch nicht da. Nun, was Du noch nicht weißt, das wirst Du ja erfahren. Kannst Du nicht einen Urlaub bekommen? Es ist ja nicht gesagt, daß Du ihn wieder in einer Klein-

stadt bei Kleinstädtern verbringen wirst. Sei ein Mann, mein Junge, und rechne mit Deinen Kräften, damit ich auf Dich stolz sein kann. Deine Malva."

Nach diesem Brief beantragte er Heimaturlaub, aber er wurde ihm abgeschlagen, weil die Wiedereinrichtung des Bataillons bereits in vollem Gang war. Da faßte er sich ziemlich kalt und begann seine neue Soldatenlaufbahn.

Zweiter Teil

Ehrgeiz

Inzwischen fand unter der Anführung des Dechanten die alljährliche Herbstprozession auf den Kalvarienberg statt. Man betrachtete sie als einen Erntedankgang, aber sie stammte unter allerlei Umbildungen aus einem frühern Jahrtausend, und gelehrte Leute, zu denen auch der Dechant gehörte, wußten, daß sie ursprünglich im Land der Wotanseiche mit dem herbstlichen Lichtwechsel zu tun gehabt hatte. Früher war der Festtag im Monat festgelegen, aber in Anbetracht des unsichern Wetters hatte der Dechant den Gang unter der Billigung seiner Behörden auf den Sonntag vor dem Vollmond gelegt, da dort nach der Erfahrung von altersher noch am sichersten gutes Wetter angetroffen werden konnte. Bisher war ihm auch noch keine Prozession verregnet.

Aber mit dieser hatte es seine besondere Bewandtnis. Nicht als ob einer sternenhellen Nacht niederträchtig ein trüber Morgen gefolgt wäre. Die Frühstunden brachen vielmehr in tiefer und reiner Bläue aus der Himmelshöhe herein, nachdem nur einmal der Morgennebel gehörig in der Tiefe verarbeitet war. Auch an den Hausgenossen ereignete sich nach den Seltsamkeiten jenes Abschiedsmorgens keine neue Überraschung. Zwar hüteten noch die beiden Frauen das Bett, jede das ihre, aber Brigitt ging es weiter nicht bedenklich obwohl schmerzhaft genug, und die Tante hatte sogar angezeigt, daß sie heute zum Mittagessen zum erstenmal wieder aufstehen werde. Der Dechant betrachtete diese Meldung sogar mit besonders zufriedenen Blicken, nicht weil sie ihm wieder die anregende Tischgesellschaft der großstädtischen Verwandten versprach, sondern weil er sie für eine Voranzeige ihrer endlich in nähere Sicht gerückten Abreise hielt. Obwohl sie bei seinen Krankenbesuchen religiöse – sogar katholische – Lektüre in ihren Händen sehen lassen und mit ihm

ebensolche Gespräche geführt hatte, — für eine protestantische Rationalistin ordentlich einsichtige — und obwohl sie von ihm verschiedentlich auf weichen und zugänglichen Stimmungen betroffen worden war, so hatte es ihm doch nicht gelingen wollen, Vertrauen zu ihr zu fassen. Auch nahm er ihr ernstlich übel, daß sie das Liebesglück der jungen Leute zu stören versucht hatte, und wenn er auch lange nicht alles wußte, so war schon dies genug, um ihm mit einiger Deutlichkeit zu zeigen, daß ihre Wirkung auf die Geselligkeit der Menschen, jedenfalls seines Hauses, sich seit zehn Jahren nicht verändert hatte.

Von Seite der Tante erwartete er also in nächster Zeit nur Erfreuliches. Was Linde anging, so war sie neuerlich etwas blaß und sah mitgenommen aus; er setzte den Zustand auf Rechnung der Sorge um ihren entfernten Geliebten, und außerdem hatten ihr die letzten Wochen bei ihrem Eigensinn, keine Hilfskraft zu nehmen, Tag für Tag ein sicheres Übermaß von Geschäften im Haus und um die beiden Kranken gebracht, von dem es ein Wunder schien, daß sie es bei ihrer zarten Konstitution noch so lange zu treiben wußte. Der Dechant selber war dabei mit ihr längst nicht mehr auf seine Rechnung gekommen, da sie für ihn wenig oder keine Zeit hatte, und so versprach er sich von der bevorstehenden Abreise der Tante auch für das Mädchen etwas. Er stand so lebhaft unter dem Gefühl dieser angenehmen Aussicht, daß sie ihn noch viel sonntäglicher stimmte, als er's ohnehin schon war, und während er sich in seinem schönen alten Mahagonischlafzimmer rasierte und ankleidete, summte er nach so langer Zeit zum erstenmal wieder den Gregorianischen Lobgesang. Darauf zog er ein Paar festere Schuhe an, da er doch einen Gang über Land vorhatte, tat einen letzten Blick in den Spiegel, setzte das schwarze Pfaffenmützchen auf, freute sich noch einmal, wie still und gediegen das Morgenlicht auf den Formen des polierten Mahagoniholzes spielte und stieg dann mit dankbaren Gefühlen nicht nur für die

Jahresernte sondern auch für die seines bisherigen Lebens die Treppe hinunter, um sich wenn auch bloß als unbeteiligter Zuschauer ins Frühstückszimmer zu begeben — das bevorstehende Hochamt verlangte einen nüchternen Magen von ihm —, von Bob, der schon eine Weile eifrig an der Tür gekratzt hatte, freudig begleitet.

Dort hatte Linde schon alles hergerichtet. Auf der goldnen Maserung der Birkenmöbel lachte die offene Sonne. Die blauen Sessel mit den weißen Nägeln leuchteten erfreut auf, als ihr Herr eintrat. Die edlen Formen des Gläserschranks belebten sich unter seinen Blicken. Violette und blaue Astern standen in Vasen oder als lebende Pflanzen in Töpfen auf guten Plätzen. Bemerkte er noch die weißen angenehmen Mullgardinen, so fand er, daß nachgerade in dem Zimmer ebensoviel von Lindes Wesen sich aussprach als von seinem. Just trat sie auch wie eine kleine Siederei mit dampfenden Kesseln und Kannen durch die Tür klar und entschieden in aller Arbeit und Plackerei, der sie sich eigenwillig unterzog, und mit hellem Morgengruß auf Stirn und Lippen.

„Nun, da bist du ja, du unverbesserliche Unruhe," begrüßte er sie nicht durchaus mißfällig. „Was hast du denn schon wieder um halb sieben heute früh im Haus herum zu wirtschaften gehabt?"

Linde lachte eine Spur. „Warum schläfst du nicht, anstatt mir aufzupassen?" sagte sie freundlich, aber ein wenig betreten. „Ich bin doch so leise bei dir vorbeigegangen. Daß die Dielen knarren, dafür kann ich freilich nichts, so viel ich mich darüber ärgere."

„Sieh nur zu, daß du bei diesem Betrieb übrig bleibst!" versetzte der Dechant ernster. „Hast du dafür gestern in alle Nacht hinein gearbeitet, daß du nicht einmal den Sonntag mit einer christenmäßigen Beschaulichkeit beginnen kannst?"

„Wenn du so viel redest, Onkel, so werden wir alle zu spät zum Hochamt kommen," erwiderte sie bescheidentlich ablenkend. Dann begann sie von ihrer Patientin Brigitt zu berichten, der es heute er-

träglich ging, da sie fieberfrei war. Die Tante hatte sich ihrerseits eine berufsmäßige Pflegerin kommen lassen, und auch die gab zu reden. Sie war ein Weib zwischen Dreißig und Vierzig, nicht vom allerbesten Ruf und mit einem ziemlich üblen Mann behaftet, aber die einzige in ihrem Fach und besonders von den protestantischen Familien, die sich nicht gern der Nonnen aus dem Kloster bedienen mochten, in den vorkommenden Notfällen zugezogen. Nun hatte man sie schon um die drei Wochen schmutzig, unverschämt und ewig spionierend ungern ertragen, ohne gegen ihre Tyrannei etwas Wirksames unternehmen zu können, da sie an der Tante einen Rückhalt hatte. Das bequeme Leben, das ihr diese im Haus machte, war auffällig. Daß sie als einzige Person Butter und belegte Brote zu jeder Tageszeit haben mußte, mochte noch hingehen, aber sie hielt ihr auch jede gröbere Arbeit fern, die ausnahmslos Linde zufiel. Da sie außerdem noch Anspruch auf Lindes Sekretärdienste machte — sie diktierte ihr eine Reihe literarischer und gedankenreicher Briefe an großstädtische Freunde —, wußte der Dechant wohl, warum er nichts mehr von dieser hatte, und warum sie mit Nachtstunden verlorene Tagesstunden ersetzen mußte, aber er wußte nicht, welchen Narren die Schwägerin an dem unerquicklichen Weibsstück gefressen hatte, daß sie es so verwöhnte.

Übrigens trat gleich darauf dieses selber im Eßzimmer auf, um die gute Morgenstimmung doch in etwas zu stören, und zwar durch ein Ei vom Frühstück der Tante, das schlecht sein sollte. Linde roch und konnte nichts daran finden, sagte übrigens gehalten, daß sie für heute kein anderes im Haus habe, da Eier jetzt schwer zu bekommen seien, und die Pflegerin ging ab mit dem Ei, das sie nachher mit Genuß selber aß, und mit einer unverschämten Glosse über die Hausordnung, gegen die nichts zu sagen war, wenn man sich nicht in einen endlosen Zank verwickeln wollte. Beim Hinausgehen klemmte sie noch den nicht ganz saubern blauen Rock zwischen die Tür, die sie

noch einmal aufstieß und dann offen hinter sich stehen ließ, während sie schimpfend die Treppe hinaufstieg.

Mit diesem rostigen Nadelöhr und dem zugehörigen schlechten Faden schlug sich dann die besondere Bewandtnis zur Naht, von der schon die Rede war. Eben bemerkte der Dechant halb verdrossen und halb verwundert, daß die Person ein ganz hübsches Weib sein könnte, wenn sie nur etwas ordentlicher leben wollte, als die Hausglocke schrill anklang, Bob wuffend vom Fensterbrett herunterfuhr, und Linde, die sich gerade vom Schließen der Tür wieder gesetzt hatte, von neuem aufstehen mußte. Gleich darauf ertönte draußen die krähende Stimme eines betrunkenen Menschen und die abwehrende Lindes, von der andern eifrig überschrien, die nun schon im Haus zu sein schien, und über allem der zornige Alarm des Hundes, mit dem sich der Besucher ebenfalls auseinandersetzte. Der Dechant erhob sich, um selber zum Rechten zu sehen. Im Hausgang stieß er mit einem Kerl zusammen, der durch seinen Atem wie durch unmißverständliche Worte und Gebärden das erschreckte Mädchen vor sich her trieb und überaus unternehmungslustig nach dem Pfaffen verlangte. Beim Licht der offenen Küchentür war es der stadtbekannte liederliche Ehemann der Pflegerin. Streng nach seinem Begehr gefragt, blieb er dabei, daß er den Pfaffen sprechen wolle, und erst, als ihm bedeutet wurde, daß hier kein Pfaffe sei, aber draußen viel frische Luft, begann er sich den Mann im dunklen Hausflur näher anzusehen und fand, daß er der Pfaffe selber sei, obwohl er eigentlich von vornherein nichts anderes erwarten konnte. Da begann er gewaltig herauszurücken. Er war gar kein so übler Schlag Mensch, ordentlich gewachsen und nicht eben dumm aussehend, aber unsäglich verkommen und verhetzt.

„Sehen Sie mal an, Sie sind ja — upp! der Pfaffe selber!" rief er, ganz überrascht von dem Glückszufall, und immer in der Tiefe gegen Bob kämpfend. „Hören Sie mal, Sie Herr Pfaffe, ich

— ich glaube nicht an Sie. Es gibt keine Pfaffen. Tja. Nicht die kleinsten Pfaffen gibt es für einen gebildeten Weltbürger. Denn wenn es den kleinsten Pfaffen gäbe, so stände ich doch nicht hier und sagte: ‚Es gibt keinen Pfaffen, nicht einmal den allerwinzigsten!‘ An Ihren Hund glaube ich, der hat mich ins Bein gebissen. Das ist eine Belialswirtschaft hier! Weg! Aber wenn Sie ein Pfaffe sein wollen und erlauben in Ihrem ei — eigenen Haus so — so unsaubere — so ahstößige Dinge — so — solche Unzucht, was? Und Mord und Totschlag und Blutvergießen! — Befehlen Sie mal Ihrem Hündchen, sonst muß ich ihm zu meinem Bedauern die Schnauze zertreten. — Tja, was glauben Sie denn? Wenn ich nicht ein Lu — Lungenleiden hätte, so wäre ich doch auch ein He — eld draußen im Schützengraben. Aber wir haben den na — nationalen Auftrag, im Land die Sittlichkeit — aufrecht zu erhalten. Mittelst moralischer Kontributionen an der fehlbaren Bourgeoisie. Sobald wieder Frieden ist, sollen Sie einmal sehen, wie da aufgeräumt wird mit der Bourgeoisie. Bringen Sie gefälligst in Anschlag, daß ich ein gebildeter Ma — Mann bin, der bessere Tage gesehen hat. Und daß ich nicht umsonst hier vor Ihnen stehe. Und dann sagen Sie mir, Sie Herr römischer Pfaffe, warum liegt denn die feine Dame da droben im Be — Bett? Ihre — geehrte Frau Verwandte? Haben Sie sich nie gesagt, daß das den Geistern hier zu denken geben muß? Was?"

Der Dechant hatte ihm bisher mit groß aufsehendem Blick zugehört, während seine Miene zugleich einen stark nach innen gekehrten Zug annahm, und die Zornader an seiner Stirn schwoll.

„Es ist gut, daß jedenfalls Ihre Bildung festgestellt ist," sagte er ruhig wenn auch mit drohendem Unterton. „Mehr ist für den Augenblick wohl nicht nötig. Wenn Sie morgen noch den Schwung in sich verspüren sollten, dies Gespräch fortzusetzen, so kommen Sie wieder, aber in nüchternem Zustand; es soll ihnen dann nicht an Auskunft fehlen!"

„In — in nüchternem Zustand?“ krähte der Mensch. „Ich bin in nü — nüchternem Zustand, sogar in einem sehr gebildeten upp! — nüchternen Zustand, wenn Sie gestatten. Wenn Sie ihn aber noch nüchterner wollten, so müßte ich sagen: ‚Wie — wie sollte ich dann das Geschäft der moralischen Kontributionen an der hiesigen Bourgeoisie ausüben?‘ Dazu muß ein gebildeter Mann schon etwas angetrunken sein, wie Sie leicht begreifen werden. Aber es ist gut; Sie wollen Zeit, um sich zu bedenken. Ich werde morgen wiederkommen. Aber in nü — nüchternem Zustand, Sie römisch-katholischer Spaßmacher? Wissen Sie die Geschichte von der Thronbest — steigung des Kaisers, als der Kaiser gesagt hatte: ‚Und daß ich das halten werde, glaube ich, schwöre ich!‘ Und als er das gesagt hatte also, und der Wilhelm Lehmann hatte nicht verstanden, denn er war taub auf dem linken Ellbogen, Sie Spaßmacher, Sie! Ich könnte mich schief lachen über Sie! Nüchtern soll ich Ihnen kommen? Psch — hih! Aber wissen Sie, was der Fritz Schulze dann sagte, als der Wilhelm Lehmann mit seinem tauben linken Ellbogen nicht verstanden hatte? ‚Dann zieh dir det nächste Mal den Rock aus, du Affe, damit du besser hören kannst. Er hat jesacht: Und daß ich det halten werde, det jloobe ich schwerlich!‘ Wie haben Sie gesagt? Nüchtern soll ich Ihnen kommen? Sie, ich will Ihnen was sagen: Das glaube ich schwerlich! Jawohl, Ich gehorche ihrem sanften Druck nach der Türe. Ich warne Sie freundschaftlich davor, mich als einen gemeinen Verbrecher zu betrachten! Aber wenn Sie skandalöse Dinge im Haus geschehen lassen, Hochzeitsnächte ohne den Segen Gottes und Blutbäder, und wer weiß was sonst noch: ach Sie Spaßmacher, und da soll ich Ihnen nüchtern kommen? Daß Ihnen der Nabel abdorre! Morgen um zehn Uhr vormittags bin ich wieder hier.“

Weiter mit sich selber redend und mit den Händen fechtend stolperte er über die Schwelle und aus dem Haus. Als er sich umdrehte, um noch einmal auf die Nüchternheit zurückzukommen, schlug schon

die Türe ins Schloß. Er machte eine tief grüßende Bewegung gegen sie und torkelte plaudernd davon, und alles in allem erweckte er den Eindruck eines ausnehmend glücklichen und harmlosen Menschen.

Der Dechant fühlte von dieser Stimmung nichts an sich. Als er mit schwer denkender Stirn ins Eßzimmer trat und sein Blick Linde suchte, fand er sie blaß mit aufgestütztem Kopf am Tisch sitzen. Sie starrte mit einem verständnislosen Gesichtsausdruck vor sich hin, und in ihrer Haltung war etwas, was ihn für sie leiden und auf eine gewisse männliche Art betreten machte. Unwillkürlich fiel ihm ein, daß sie seit Heinzens Abreise nicht mehr zur Beichte gewesen war. Schließlich wurde ihm ihr Anblick beschwerlich, und er trat ans Fenster, um einige Augenblicke auf den Platz hinaus zu sehen. Dann erinnerte er sich an die Pflegerin, wandte sich ins Zimmer zurück und ging nach dem Hausflur, wo er ihren Namen rief. Als sie nicht antwortete, stieg er die Treppen hinauf, um sie zu suchen. Er fand sie in ihrem Zimmer, wo sie sich stellte, als ob sie mit Ordnen beschäftigt sei. Sie blickte ihm scheinbar verwundert und unwirsch entgegen, und er sah ihr an, daß sie um alles wußte.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, warum ich Sie suche," bemerkte er, nachdem sie den Blick unsicher von ihm abgezogen hatte. „Sie standen ja wohl über der Treppe und machten Ihrem Mann Zeichen. Sehen Sie zu, daß ich Sie bei meiner Rückkehr von der Prozession nicht mehr hier vorfinde."

Sie antwortete nur mit einem Achselzucken, indem sie ihm den Rücken drehte. Er zog die Tür zu und stieg langsam die Treppe wieder hinunter. Drunten fand er Linde in der gleichen Haltung wie vorher. Er konnte es nicht verhindern, daß ihm ein fremdes, leise erkältendes Gefühl von Mißtrauen durch die Seele ging.

„Hat dich denn der Betrunkene so sehr erschreckt?" fragte er endlich immer noch nicht ohne Güte aber mit beschatteter; er legte ihr die Hand auf den Scheitel und bog ihr den Kopf leicht zurück, eine

Liebkosung, die er gerne brauchte, weil es ihn immer freute, ihr reines und offenes Gesicht mit den stillen Augen und dem feinen Mund unter seinem Blick aufgeschlagen wie ein schön gedrucktes Brevier beschaulich zu lesen. Jetzt war es nicht offen, oder es hatte sich verblättert. Die Augen sahen ihn zwar an, aber ohne Ausdruck und Mut. Und der Mund blieb geschlossen; sie hatte ihm auf seine Frage nichts zu antworten, nichts Wichtiges und nichts Unwichtiges. „Kind, hast du mir etwas — anzuvertrauen?" fragte er noch. Sie ließ den Blick nicht sinken; es fehlte ihr ebenso an Freiheit, ihn wegzunehmen, wie an Mut, seinem von innen heraus mit Festigkeit zu begegnen. Schließlich ließ er sie. Indem er sich zum Gehen wandte, geschah es mit einem Gefühl väterlicher Betroffenheit; beinahe war er ratlos. Gern hätte er ihr, von der ihn ja noch nichts Handgreifliches trennte, ein gutes und entlastendes Wort zurückgelassen, aber er vermochte keins zu finden, das ihm zugleich entgegenkommend und würdig schien. „Sie sieht doch aus wie eine Schuldige!" fuhr es ihm wieder ganz unwillkürlich durch den Kopf. Darüber erschreckt und besorgt zwang er sich doch noch zu einer gleichgültigen Bemerkung.

„Frau Kienold" — das war die Pflegerin — „wird im Lauf des Vormittags das Haus verlassen. Nun, darüber reden wir noch. — Ich denke um ein Uhr zurück zu sein." Sie nickte stumm. „Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Während der Dechant zur Sakristei ging, begann seine Erinnerung lebendig zu werden. Es begegneten ihm festlich gekleidete Kirchgänger, die ihn ehrfürchtig grüßten; er antwortete gedankenabwesend. Verfolgte er die Zeit von der Abreise seines Neffen zurück bis zu dessen Ankunft, so fand er alles einfach, klar und verständlich. Der Morgen der Abreise hatte ihm schon damals zu denken gegeben; heute gewannen ihm noch einige Wahrnehmungen während der vorvergangenen Nacht an Bedeutung. Zuerst etwa eine Viertelstunde nach

Mitternacht glaubte er etwas schwere, ungleiche Schritte den Korridor hinunter gehört zu haben, die nach seiner Meinung von der Magd herrührten. Etwas später war es ihm, als vernehme er das heftige Geflüster oder Geraune einer erregten Person und zwar wiederum Brigitts, worauf nacheinander aus der Gegend von Heinzens Zimmer zwei Personen weggingen, die eine nach dem Zimmer der Tante, wo die Tür hörbar ins Schloß fiel, die andere etwas später und viel langsamer nach der Treppe zur Mansarde, deren Stufen dann unter ihr deutlich knarrten. Nachher spielten sich in Brigitts Zimmer, das über seinem lag, die bekannten Nachtgeräusche ab.

Darauf morgens um vier Uhr weckte ihn aus einem seltsam unruhigen Schlaf eine männliche Stimme, die ihm mit halb unterdrücktem Klang zu sagen schien: „Gute Nacht, mein Liebling!" Aber die Worte waren noch in seinen Schlaf gefallen, so daß er nicht sicher wußte, ob er sie nicht bloß geträumt habe. Das Geräusch einer Tür dagegen, und zwar deutlich derjenigen des Soldaten, vernahm er dann in vollkommen wachem Zustand. Nun hatte er sich vor dem Einschlafen, unwillkürlich beunruhigt von den vernommenen Geräuschen, noch Gedanken gemacht über das Liebesverhältnis der jungen Leute zueinander, und den gehörten Ausruf konnte er sich als Traumvorgang sehr leicht erklären. So hatte er bisher das Mädchen im Licht herwärts der Geheimnisse auf seiner Seite stehen sehen, die Schwägerin und Heinz im Dunkel drüben, und die Magd ungewiß dazwischen hin und her fackelnd. Heute zum erstenmal erfuhr vor seinen Augen dies Verhältnis eine Veränderung. Linde rückte plötzlich zu den andern in die Dunkelheit, und hatte er geglaubt, mit der Entfernung der störenden Fremdperson die ganze äußerlich haftende Hausfrage los zu werden, so bemerkte er heute zu seinem erkältenden Unbehagen, daß die Frage ihm ziemlich tief im eigenen Fleisch saß.

Unterdessen war er in der Sakristei mit den Meßgewändern be-

kleidet, und da ihn darauf fürs erste die Vorgänge des Gottesdienstes in Anspruch nahmen, kam er mit seinen Erwägungen nicht weiter. Indem er das heilige Gerät ergriff und den Opfergang zum Hochaltar antrat, fühlte er sich im höchsten Symbol ebenso erfaßt und begriffen wie die ganze auf die Knie niederfallende Gemeinde, deren Mittler mit Gott er in dieser Stunde war. Die wiedererstandene Orgel brauste ihm begrüßend entgegen und dämpfte ihren Ton, das heilige Gleichnis ehrend, scheu zum ehrfürchtigen Gesang. Der Weihrauch strömte in dichten Wolken aus den geschwungenen und leise klirrenden Gefäßen der Meßknaben. Das Glöckchen ertönte gebieterisch durch den hohen Raum, und die Hände der Gemeinde regten sich fromm zum Zeichen des Kreuzes. Jetzt sah er keine Gerüste und keine Baugeschäfte mehr; in seiner priesterlich erregten Phantasie spürte er nur noch hinter sich seine trübe Gemeinde, und ahnte er vor sich die klare Gottheit, und jetzt wie immer überfiel ihn angesichts der hohen dunkel leuchtenden Fenster des Chors die Anschauung, daß, wie durch diese das Tageslicht in den Dom, durch seine dunkel leuchtende Seele das Licht der Ewigkeit gedämpft in das versammelte Dasein der Gemeinde falle. Er erfüllte jeden Satz seiner lateinischen liturgischen Feier mit Leben und priesterlicher Leidenschaft zur stets neuen verwunderten Andacht seiner Vikare, die ihm still dienten.

Heute ragte zum erstenmal wieder über dem Hochaltar das gewaltige, kühne Kruzifix aus dem Mittelalter, das der Dechant gegen die Begehrlichkeit der Museumsleitungen und den mittelbaren Druck der Regierungsorgane so zäh als erfolgreich verteidigt hatte, und blickte aus seiner furchtbaren Stimmung von Leiden erschüttert und durch Leiden erschütternd auf die Gemeinde und den Priester herab. Das Kyrie des Dechanten hatte lange nicht mehr so viel gegenständliche Wucht der Wirklichkeit entfesselt wie heute unter dieser alten wildgroßen Darstellung des dämonischsten und zugleich heiligsten

Menschen. Zum Gott in diesem brauste dann wieder desto schimmernder das Gloria der Orgel auf, immer von der tiefen, betrachtenden Stimme des Dechanten unterbrochen und neu erregt. Sein Credo aber erdröhnte von den unwandelbaren Fundamenten seiner christlichen Sicherheit mit männlich reifer Kraft voll und unwidersprechlich, so daß seine gläubige Stimme den ganzen tiefen Raum organisch füllte und jeden, auch den unbelebten Gegenstand darin im Gedanken an seinen Schöpfer auf einen Augenblick lebendig bewegte. Lebendiger bewegte und tiefer füllte er noch die bereiten Seelen mit dem Gedanken an den Erlöser, der für sie geboren, gemartert, getötet und wieder erweckt wurde. Im Wort von der heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche endlich baute sich menschlich erkennbar die gotische Architektur des christlichen Bewußtseins über jedem Herzen als Gewißheit des Lebens und des Sterbens irdisch-himmlisch auf, und jedes Herz war solchermaßen gefaßt und stark gemacht zum strengen Erlebnis des Opfers, der durch die Gnade Gottes und den Glauben des katholischen Menschen ewig wiederholten Inkarnation jenes höchsten Wunders am Kreuz. In der bang ergriffenen Stille der knienden Gemeinde und dem unerbittlichen Laut der dreimal schrillenden Glocken starb jedes fromme Herz den Tod des Erlösers nach, während jede Hand, ihre Menschlichkeit bekennend, an Stirn und Busen schlug. Erlöst und erneuert atmeten sodann Seelen und Lichter auf, während die Glöckchen das Zeichen der Wiedererhebung der Leiber gaben, der Priester vor dem Altar das Dankgebet anstimmte, und die Orgel mit leisem Singen einfiel.

Bald darauf begannen die Glocken zu läuten, womit Stadt und Land der Auszug der Prozession aus dem Dom verkündet wurde. Nach vollbrachtem Dank erfaßte der Dechant das Allerheiligste und wandte sich damit erneut der Gemeinde zu, um nun über die Stufen des Altars hinabsteigend durch den Mittelgang den Dom der Länge nach zu durchschreiten, gefolgt von seinen beiden Gehilfen und von

den Ministranten. Vor dem Portal stand ihm der Traghimmel bereit, unter den er feierlich trat, indessen die Orgel mit vollem Ton ins Geläute fiel, die Flügel des Portals sich weit auftaten, und das freie Tageslicht breit in den von Weihrauchgewölk und Kerzenschein erfüllten Raum hereinflutete. Hinter den Ministranten setzten sich die Kinder an, die Mädchen in weißen Kleidern, aber darunter mit warmen Unterröcken und Tüchern so wohl versehen, daß sie sich mit einiger Mühe bewegten, dann die Blechmusik, darauf die Männer und endlich die Frauen, zuletzt die alten, auch diese vorsorglich eingepackt. Das Fest war dieses Jahr spät in den Monat gefallen; die Sonne schien zwar ungehindert, aber dazwischen regte sich ein frischer Wind von den Bergen. Aus andern Gegenden Deutschlands waren Nachtfröste gemeldet.

Nun bewegte sich der Zug unter dem vollen Glockengeläut und dem ersten Choral der Blechmusik vom Dom über den Platz, dann durch eine alte Bürgergasse nach der Hauptstraße, diese hinunter über den Markt mit dem bunten Brunnen und den schönen, phantasiereichen Fachwerkbauten, etwas steiler abwärts zum Fluß und dort über die ehrwürdige, steinerne Brücke dem jenseitigen Uferweg nach dem Kalvarienberg zu. Von Zeit zu Zeit dröhnte ein Böllerschuß aus einem der schwebenden Stadtgärten, die farbig herüberleuchteten. Die Glocken läuteten volltönig weiter. In gleichmäßigen Zeitabständen klang von der Blechmusik eine Strophe des Chorals dazwischen, der auf einer eigenartigen altkirchlichen Melodie ging. Schon bauten sich drüben die Gassengänge der Stadt mit allen Mauern und Wachttürmen, Treppen, Toren, Birken und Obstgärten frei zum klingenden Dom auf, über sich den blauen Himmel, zu Füßen den geruhigen Fluß, und das Ganze heimatlich eingesäumt von einem Kranz herbstlicher Berge und Wälder. Die nächste Erhebung jenseits des Tales war der Kalvarienberg, und er trug auch von allen den buntesten und schwermütigsten Wald. Eine Viertel-

stunde führte der Weg dem Fluß nach; beim breiten Wehr bog er nach links ab. Die Kirchenfahnen wehten rein und fromm im Wind. Die Kreuze schimmerten sehr hell in der gütigen Herbstsonne, und ihr Silber oder Gold stand nicht vertraulich doch freundlich zu allen Gegenständen der offenen Welt Gottes und geheim lebendig zu ihren Farben und ihrem Licht.

Dem Dechanten, der einmal die Augen hebend des Domes und daneben seines Hauses ansichtig wurde, fiel wieder das Geheimnis auf die Seele, das sich darin drohend eingenistet hatte. Während hinter ihm das ziehende Volk abwechselnd eine Strophe des Chorals sang oder die hochsinnigen Stationen des Rosenkranzes betete, bald sich seinem himmlischen Vater im Paternoster zuwendend, bald der heiligsten Mutter in der engelmündigen Begrüßung, begannen seine Gedanken von neuem jene Ereignisse zu umschweben. Er fand seit dem letzten Hinsehen ihre Gebärde noch befremdender geworden; besonders mit Sorge erfüllte ihn das Verhalten der beiden Liebenden am andern Morgen. Sie hatten einander mit Blicken betrachtet nicht anders als Jungverheiratete. Sie lächelten und schwiegen, standen eins im andern versunken herum, und anstatt des Trennungswehs, das er von ihnen erwartet hatte, zeigten sie seit dem letzten Abend einen Stimmungsumschwung, dem notwendig ein in ihren Augen grundsätzliches Ereignis vorausgegangen sein mußte.

Dann begannen die großen Überraschungen des Morgens zunächst mit dem Umstand, daß die Tante nicht zum Frühstück erschien, und Linde, die sie holen wollte, mit einer Art von wissender Miene den Bescheid brachte, sie habe sich eingeriegelt und gebe keine Antwort. Der Dechant fragte, ob sie gesagt habe, daß Heinz fort müsse; sie meinte, das wisse jene doch. Als er sie noch einmal hinaufschicken wollte, um zu erfahren, ob die Tante etwa krank sei, machte sie Umstände. Mehr als klopfen und rufen könne sie doch nicht; wenn eins nicht antworten wolle, so sei ihm nicht weiter zu helfen. Der Dechant

horchte verwundert auf. Warum denn in Gottes Namen solle sie nicht antworten wollen? Darauf gab Linde keine Auskunft. Schließlich stieg er selber hinauf, um mit dem gleichen Ergebnis herunterzukommen. Nach einer ganz seinerseitigen Besprechung mit den jungen Leuten wurde er unruhig, und als sie nach dem Frühstück nicht antwortete, befahl er Brigitt zum Schlosser. Sie murrte, sie habe keine Zeit; wer denn dem Soldaten den Reiseproviant rüsten solle. Die Frau Professor schlucke ja schachtelweise Schlafmittel; vielleicht wirkten die noch. Es brauchte am Ende ein ernstliches Machtwort, damit die alte Person aus dem Haus kam; als er ihr nachblickte, bemerkte er dann freilich, daß sie sehr übel ging, und er dachte, daß sie vielleicht deshalb so wenig Lust bezeigt habe. Zu all dem blickten die Kinder überraschend selbstverständlich und einmütig drein und so, daß ihnen jedermann ansehen konnte, wie gut sie ohne den Abschiedsgruß der Tante weiter zu leben hofften. Nun, dann kam der Schlosser und brach die Tür auf mit dem Erfolg, daß man die Tante mit einer Brustwunde – wie gesagt – offenbar bewußtlos in ihrem Blut fand. Das war kein kleiner Schreck, wenigstens für den Hausherrn. Die jungen Leute erschraken zwar auch etwas mit, aber mehr sozusagen aus allgemeinen Gründen, und die Magd, wie es schien, gar nicht, sie sah sogar aus, als ob sie alles schon gewußt hätte. Da er aber die Magd im allgemeinen und ihre Gefühle für die fremde Frau im besonderen hinlänglich kannte, so brachte er sich wohl darüber auf, daß sie nicht einmal ordentlich mit anfassen zu wollen schien, als es darum ging, die Bewußtlose zu Bett zu bringen – sie war auf dem Teppich zusammengebrochen –, aber sonst fiel ihm zu jener Stunde noch nichts weiter ein.

Inzwischen lief der Schlosser zum Arzt, unter dessen Händen endlich die Kranke erwachte. Ihre erste Handlung war, daß sie außer diesem alle Personen hinausschickte; was sie dann mit dem Arzt allein sprach, erfuhr niemand. Inzwischen wurde sie verbunden, und nach

einer Stunde kam die fremde Pflegerin ins Haus. Der Arzt war noch nicht mit der Tante fertig, so begann Brigitt zu schlottern und mit wachen Augen zu phantasieren; als sie sich zu Bett zu schleppen versuchte, blieb sie unterwegs auf der Treppe liegen, und dort fand sie Linde laut predigend und von einem magern Fasan erzählend, dem sie mit der Geflügelschere beigekommen sei. Darüber erschrak sie nun viel heftiger. Sie rief in der ersten Aufwallung nicht etwa den Dechanten sondern Heinz, und mit dessen Hilfe brachte sie den alten Menschen unter Dach und unter die Bettdecke. Der Arzt fragte nachher lachend, ob das nun so weiter gehen solle. Was Brigitt anging, so sah es ihm nach Nervenfieber aus, und er verordnete Eis. Es war alles in allem ein verhetzter, regenkalter, unwirtlicher Morgen gewesen nur nicht für den Liebesverein. Die jungen Leute machten den Eindruck, als hätten sie die Sonne für sich gepachtet; wenigstens schien sie ihnen wie den transparenten Kürbisköpfen aus Augen, Mund und Nase, und alle Erregung störte ihnen nicht eine innerliche Heimlichkeit und Gewißheit, die sie sich überall neu bestätigten, wo sie einander vor die Augen kamen. Schließlich war der Dechant nur froh, als es für den Soldaten endlich Zeit war, zur Bahn zu gehen. Begleiten konnte ihn niemand. Der Dechant hieß ihn mit Gott gehen. Wie aber in der letzten Sekunde die Liebenden dann noch einmal aneinander hingen und sich küßten, das ging ziemlich weit über Freundschaftsbezeugungen und sogar über bräutliche Liebesweise hinaus. Er erklärte sich diese Leidenschaftlichkeit lange mit den Schrecken des Krieges, in die das Mädchen den Soldaten wieder hineingehen sah, aber er stand noch heute unter dem beinahe körperlichen Eindruck, den ihm der Anblick gemacht hatte, und er konnte das Mädchen die nächsten Tage nicht ohne eine gewisse Scheu ansehen.

Die Voraussage des Arztes bestätigte sich; Brigitt hatte ein tüchtiges Nervenfieber durchzumachen, während dessen sie sich auffallend mit der „Klingse" herumschlug und ewig nicht von einer

gewissen Geflügelschere loskam. Fragte man sie aber danach, so wurde sie geheimnisvoll und fing an, Kochrezepte auszukramen, die meisten über Fasanen. Im Verlauf der Krankheit stellte sich auch noch ein Gelenkrheumatismus ein, so daß der alte Mensch genug zu schaffen hatte und der junge, der ihn pflegte, Linde, auch. Von der Tante erfuhr man weniger und nur, was sie wollte. Sie erklärte nach einigen Tagen vollständiger Abschließung von der Hausgemeinde, daß sie gestrauchelt und in eine Scherbe von der Glocke der Nachttischlampe, die mitgestürzt sei, gefallen sein müsse. Wirklich hatte man solche Scherben an jenem Morgen vom Boden aufgelesen, und alles schien eigentlich hinlänglich erklärt. Trotzdem spürte er, daß ihn aus den Vorgängen Geheimnisse anstarrten und ihm drohten. „Unwissenheit ist stets ein würdeloser Zustand!" dachte er unbehaglich. „Sie steht gleich neben der Unreinlichkeit." Währenddessen sang unter dem Vorantritt der Musik die Gemeinde die Strophe: „In deiner heiligen Huld ertrinkt nun unsre Schuld. Es enden alle Pfade im Abendrot der Gnade! So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!" Berührt hörte er auf diesen Text, der ihm in seiner mystischen Selbstherrlichkeit immer zu denken gegeben hatte, und auf die nächsten fünf Minuten vergaß er seine Fragen über denen des tiefsinnigen alten Liedes.

Darauf näherte man sich dem bunten Waldrand und der ersten Passionsstation. Unter einer uralten Buche stand ein steinernes Kreuz und eine kleine Kapelle mit der Darstellung des betenden und kämpfenden Erlösers im Garten Gethsemane. Dort hielt er eine kurze Andacht, worauf der Zug wieder weiter ging, zuerst auf einem etwas ausgefahrenen Waldweg an der Flanke des Hügels aufwärts und dann mit einer scharfen Kehre nach der waldfreien Kuppe, wo nun einem Feldweg nach von hundert zu hundert Metern die anderen Kapellen standen, fast alle unter wilden Apfelbäumen; jede enthielt ein Bild vom Leidensweg des Herrn, und

vor jeder machte der Dechant einen kurzen, ehrfürchtigen Aufenthalt. Zuletzt auf der Höhe der Kuppe kam man zu einem alten Friedhof mit einer kleinen, ebenfalls alten und schon etwas verwitterten Kirche, das Ganze umstanden von einem Kranz gewaltiger vielhundertjähriger Buchen, die hier an Stelle einer Orgel aus sehr vollen Registern im Wind rauschten. Darunter lagen in Reihen die alten und die neuen Toten und warteten auf die Auferstehung des Fleisches. In die Kirche zog der Dechant mit seinem heiligen Gerät ein, das er dort auf den Altar stellte unter den Klängen der Musik, die in der morschen Totenkirche wunderlich von den Wänden und der hölzernen Decke hallte. Währenddessen hatte sich die Mehrzahl der Gemeinde um die aufgeschlagene Feldkanzel aufgestellt, die der Dechant kurz darauf betrat, um den Leuten eine gedrängte und seltsame Erntepredigt zu halten.

Zuerst verwies er auf die abgeernteten Felder hier oben auf dem Hügel und drunten im Tal — man sah sie zu beiden Seiten des Flusses erdbraun und frischbestellt in der Sonne ruhend liegen, und darüber auf ihrem Berg die alte Hessenstadt mit dem ehrwürdigen Dom —, darauf auf die kleineren Felder des Kirchhofs, auf denen noch die letzten Blumen der Liebe blühten, und endlich auf die großen draußen in Frankreich und Rußland, wo der Tod die Ernte hielt, aber nicht behielt, denn er mußte alles bis zum letzten Hälmchen dem Schöpfer in die Scheunen der Ewigkeit einliefern; dort wurde der Segen nach seinem Willen von der Spreu befreit und in die Äcker der Unendlichkeit noch einmal ausgesät, um nun zu weisen, was darin steckte.

„Und ihr könnt mir glauben, daß Gott eine schlechte Ernte nicht weniger fürchtet als wir," sagte er. „Denn wie unser Glück und unsre Kraft ist sein Glück und seine Kraft von einer Jahresernte abhängig. Eine gute Ernte macht ihn froh und reich, eine schlechte schwach und arm. Wie habt ihr vorhin gesungen? ‚So steigt der

Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!' Wer das bedenkt und begreift, dem wird Gott unentbehrlich, und der wird Gott unentbehrlich. Habt ihr schon darüber nachgedacht, wer Gott ist? Vielleicht. Aber ihr wißt es nicht. Ich weiß es auch nicht. Seit tausend Jahren predigen und singen wir von Gott und kennen ihn nicht. Wir wissen nur, daß er unser Gericht sein wird. Und sicher werden wir seine Ernte sein. Aber wer dies schreckliche Geheimnis ist, meine Freunde, wird sich erst dort klären. Und erst dort wird sich auch in vollem Umfang das schreckliche Geheimnis klären, wer wir sind. Vielleicht gibt es aber nach dem Dort noch ein Dort! Oder vielleicht, daß wir uns voreinander entsetzen und unsern Anblick nicht ertragen! Es kann auch sein, daß wir einander liebend in die Arme stürzen, durch Ewigkeiten und Unendlichkeiten unaussprechlich beglückt stürzen und nach dem letzten Ende keins mehr finden werden. ‚So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!' Singt diesen Vers zu Hause euch noch oft vor, und bedenkt ihn noch öfter. Er kann euch sehr frei und übermütig machen — nämlich in Gott.

„Aber wir wollen zu den großen Erntefeldern in Frankreich und Rußland zurückkehren. Es ist die Frage aufgeworfen: Hat Gott diesen Krieg gewollt, oder hat er ihn zugelassen? Meine Freunde, wer von euch in seiner Ernte einen Apfel fände, wie das eine Frage ist, der würde wenig Freude daran haben. Wollen wir ein Gewitter? Manchmal wünschen wir eins, und dann kommt's, oder es kommt nicht. Lassen wir's zu, wenn es kommt? Wir könnten's nicht abhalten, wenn wir schon wollten. Glaubt ihr denn, Gott sei allmächtiger als wir? Wenn ihr's glaubt, warum sündigt ihr dann noch? Wenn ihr's aber nicht glaubt, warum seid ihr nicht stolzer? Wenn der Frühling mit Stürmen und Gewitterregen kommt, was tut ihr? Ihr bestellt euren Boden. Das Wetter ist da, und ihr seht, daß eine Ernte daraus wird. Denkt nicht, daß Gott

ein schlechterer Landwirt sei als ihr! Glaubt nicht, daß es für ihn nicht auch gutes Wetter und schlechtes Wetter gebe! Vielleicht ist ein großer Krieg für ihn ein fruchtbarer Sommer. Ist er für uns nicht auch einer? Wofür führen wir eigentlich diesen Krieg? Was wollen wir kriegen? Meine Freunde, wenn wir nicht in diesem Krieg Gott und unsre Seele kriegen, so verlieren wir den Krieg! Was glaubt ihr aber, wofür Gott in den Krieg ging? Um uns zu strafen? Kann ich mit einem Hagelschlag, in den ich gehe, meine Kinder strafen? Ich könnte mir's einbilden, aber es wäre keine sehr großartige Einbildung. Er ging in den Krieg um seine Ernte. Er sucht uns auf jede Weise und in jedem Wetter zu kriegen, weil er's ohne uns nicht machen kann, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag. Er hat mehr Leidenschaft als wir; das unterscheidet ihn von uns. Er ist immer, was wir sind, wenn wir in einer heftigen Liebe liegen. Darum, wenn nun einer von euch kommt und fragt: ‚Was soll ich mit diesem Krieg?', dem bin ich um keine Antwort verlegen. Ich sage ihm, verhalte dich dazu wie Gott, nur von der andern Seite. Hänge dein ganzes Herz daran mit aller Leidenschaft, als ob er deine Liebste wäre. Versteh mich recht, du sollst nicht dein Herz an die Zöpfe und Zähne deiner Liebsten hängen, das wäre eine Erbärmlichkeit gegen dich, denn du bist unsterblich, und ein Unrecht gegen sie, denn sie ist sterblich.

„Was aber Gottes nächste Ernte angeht, um die kümmern wir uns nicht! Grundsätzlich nicht. Das ist seine Sache. Wir kümmern uns nur um unsre demütige Leidenschaft, daß sie die rechte Farbe hat, um unsern heiligen Zorn, daß er immer heiß und gerecht brennt, und um unsre Frömmigkeit, daß wir weiterhin die Herzen damit bewegen. Ich sage euch, Gott wird sich ebenso in Leidenschaft, Frömmigkeit und Zorn um uns bekümmern, denn wir sind seine Ernte. ‚So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!' Wir singen jetzt diese Strophe noch einmal miteinander."

Das war die Bergpredigt, die nachher so viel von sich reden machte und die ihn angesichts der schweigenden Gräber, der brausenden Bäume und des weiten, hellen deutschen Landes geradeso überfallen hatte, wie er die Gemeinde damit überfiel. Seine Hilfspfarrer, die ihn bei allen Aussetzungen, die sie an ihm machen mußten, aufrichtig liebten, taten in der Folge, was sie konnten mit Auslegen und Deuten, bis er wenig oder nichts anderes gesagt hatte, als was die Kirche schon seit tausend Jahren sagte und was alle andern auch sagten.

An die Predigt schloß sich eine kleine Frühstückspause an, in welcher jeder seinen mitgebrachten bescheidenen Mundvorrat verzehrte. Der Dechant legte es der Gemeinde ans Herz, ihre Papiere wieder einzustecken, als ob sie Banknoten wären, um nicht den geweihten Platz durch ihr Nachgelassenes zu verunzieren. Er trat fragend und hörend zu dieser und jener Gruppe, eine Unternehmung, über die sich jedermann baß verwunderte, denn er war in den letzten Zeitläufen nicht mehr unter den Leuten zu sehen. Wenn er nicht zwischen dem Maurerschutt steckte, so saß er in seinem Arbeitszimmer, und die Seelsorge hatte er beinahe ganz auf seine Gehilfen abgeschoben. Wer etwas von ihm wollte, mußte ihn ausdrücklich erst auftreiben und hatte dann noch leicht an seiner Ungeduld zu leiden oder an seiner menschlichen Teilnahmlosigkeit. So war er nach und nach aus einem Bruder oder Vater zu einem großen Tier geworden. Wo er hinkam, da hörten denn auch die Leute auf zu essen, machten Reverenzen, wenn sie standen, und erhoben sich eilfertig, wenn sie saßen, und andere als ehrfürchtige oder scheue Antworten bekam er nirgends zu hören.

Inzwischen führte die Tante ihre Ankündigung aus und stand zum erstenmal wieder auf; die Prozession hatte sie bereits bei fortgeschrittener Toilette betroffen. Sie war etwas blaß und litt noch an ihren Nerven, so machte der fromme Aufzug eine gewisse Wirkung auf sie. Sie hielt sich für „religiös beeindruckt" und stellte über ihre „Ergriffenheit" allerlei erbauliche Betrachtungen an, worin das liebe Volk und die deutsche Seele auftraten. Eben hatte sie festgestellt, daß religiöse Stimmung und „rationalistische" Lebensauffassung sich gar nicht widersprächen, weil sich diese ja auch zum Beispiel mit Spiritismus, Musik und dem Traumtanz vertrügen, also ebenfalls mystischen Stimmungen. Sie war im besten Zug, noch eine ganze Reihe wohlunterrichteter Feststellungen zu machen und sich an viele andere, die sie gelesen hatte, zu erinnern, als die Pflegerin hereintrat und die Neuigkeiten des Morgens brachte.

„Hier sind die Briefe und Zeitungen," murrte sie, ihr die Post reichend. „Und dann wollte ich sagen, daß ich jetzt gehe. Ich habe von diesem Haus genug."

„Wieso?" fragte Frau Klinger verwundert. „Ich habe Ihnen ja noch nicht gesagt, daß ich Sie entbehren kann. Warten Sie doch, bis ich Sie entlasse."

„Was ist da viel zu warten? Bin ich nicht mein freier Herr? Sehen Sie, daß ich meinen Lohn kriege. In einer halben Stunde will ich heraus sein."

Über diese patzige Antwort mit Recht etwas geärgert fragte die Tante: „Das ist wohl süddeutsch?" Daneben bemerkte sie mit Mißfallen, wie rasch ihre Nerven in Schwingung gerieten. „Hier hat man ja über viele Dinge andere Begriffe," bemerkte sie noch.

„Wir sind jedenfalls nicht gewöhnt, daß eine Krankenwärterin mitten aus der Pflege davonläuft."

Natürlich begann sich die Pflegerin nun auch zu ärgern. „Die Pflege, was die Pflege ist, die ist fertig," sagte sie. „Wenn Sie mehr wollen, so müssen Sie sich eine Maniküre bestellen. Sonst gehen Sie vielleicht in ein Sanatorium; dort ist alles los."

„Sie überlassen das wohl mir! Was ist das für ein Ton? Sagen Sie, was ich Ihnen schuldig bin, und dann wird es mir auch lieb sein, wenn ich Sie nicht länger sehen muß!"

„Mir kann man hier nicht großartig kommen. Unsereins sieht doch, was in einem Hause los ist. Ich kann die Leute hier nicht besonders leiden; der Pfaffe hat mir sogar heute früh die Tür gewiesen, weil mein Alter besoffen hereinstolperte und Krawall machte. Aber Zicken gibt es hier nicht. Das mit dem Scherben von der Lampenglocke mag Ihnen ein anderer glauben. Was geht's mich an. Oder meinen Sie, ich sehe nicht, was Sie das Mädchen arbeiten lassen? Schön. Mir haben Sie gute Tage gemacht. Warum? Sie dachten, ich werde Ihre Partei nehmen. So geschwind nimmt unsereins nicht Partei. Meine Taxe ist fünf Mark den Tag. Vier ganze Nachtwachen zu zwanzig und sechs zu zehn. Macht zusammen zweihundertundfünfzig Mark."

Frau Klinger spannte ihre Augenbrauen. „Soll das ein Erpressungsversuch sein? Dann hätten Sie sich nämlich in mir verrechnet."

„Ich habe Ihnen die Taxe gesagt."

Noch einen Moment behielt die Genesende den starken Schein bei, dann fühlte sie sich unter dem groben und teilnahmlosen Blick des Weibes von einer menschlichen Schwäche angewandelt, in deren Verlauf sich alles zur Zufriedenheit der Pflegerin abwickelte, und zwar unter vollkommenem Schweigen. Frau Klinger freilich zitterten die Hände vor Erregung und Ärger, und zum Schluß konnte

sie sich doch nicht enthalten, noch einen guten Abschluß zu versuchen.

„Ich hätte Sie gegen den Herrn Dechanten im andern Fall verteidigt, daß Sie noch länger bleiben konnten, denn eine so gute Stelle werden Sie nicht jeden Monat bekommen. Aber bei dieser Aufführung ist mir die Lust dazu natürlich vergangen."

„Schon gut," meinte die Person kurz und strich ihr Geld ein. „Wenn Sie wieder Bedarf bekommen. Wünsche bald vollständige Wiederherstellung." Damit ging sie. Ihr Handkoffer stand schon gepackt vor der Tür. Unten an der Treppe begegnete ihr Linde.

„Gehen Sie denn schon, Frau Kienold?" fragte sie bedrückt. „Wollen Sie nicht vorher etwas essen?"

„Kann mir selber Essen kochen," erwiderte die Gefragte übellaunig. „Sie bilden sich wohl ein, daß man nichts zu tun hat, als auf Ihren Fraß zu warten. So schlecht wie bei Ihnen habe ich lange nicht mehr gegessen, das muß ich schon sagen, und so elenden Kaffee habe ich überhaupt noch nie getrunken. Es ist eine Schande, daß man so was einer Krankenpflegerin zu bieten wagt. Aber das ist wohl katholsch." Sie überflog sie mit einem mißfälligen Blick und fügte dann anzüglich noch hinzu: „Eine Person, die Augen und Ohren hat wie ich, hätte ich etwas mehr traktiert an Ihrer Stelle. Nun, das wird sich alles noch lernen; ich habe auch gelernt. Mahlzeit."

Es wäre ihr sehr schwer geworden, bei ihrem Abgang ihrem Ruf etwas nachzugeben, und sie tat sich darum diesen Zwang nicht an. Linde dagegen, die von den Menschen immer mehr Gutes als Übles erwartete, sah sie mit Bestürzung ziehen. Sie machte zum erstenmal in ihrem Leben die traurige Erfahrung, daß es kein unbedingtes Geheimnis gibt, denn es finden sich immer Leute, die es wittern oder es aus gewissen Naturschlüssen voraussetzen, weil es wenigstens als Möglichkeit in der Luft liegt. Doppelt schwer zu ertragen

schien es ihr, ihrem reinen Besitz so entstellt und durch die Gemeinheit verzerrt zu begegnen, und über allem stand sie unerwartet vor der Frage, wie sie sowohl der Entwertung als der Entdeckung überhaupt entgegentreten wolle, denn sie begriff wohl, daß ihre ganze Würde und der Wert des Erlebnisses davon abhingen, ob sie Herrin und Verwalterin des Geheimnisses blieb, oder ob es zum kurzweiligen Histörchen geworden in der Leute Mäuler und als Vergehen zur Aburteilung kam.

Sie war noch auf keinen Entschluß gestoßen, als die Tante in einem weißen Kimono langsam und blaß die Treppe herabstieg. Sie sah sich mit den Blicken einer Genesenden großäugig nach allen Seiten um aber zu gespannt, um beschaulich zu sein. Sie fand, daß im Haus keine gute Luft herrsche und daß Durchzug gemacht werden müsse. Mit der Gelegenheit könne Linde ihr Zimmer einmal gründlich vornehmen; mit Reinlichkeit und Akkuratesse sei sie nicht gerade inkommodiert worden. Ob im Salon geheizt sei? Linde verneinte; sie habe das Eßzimmer geheizt, das gegen Süden liege. Die Tante lachte. Sie wolle aber nicht im Eßzimmer sitzen, sondern im Salon; wozu sei ein Salon denn da? Bürgerliche Hausordnungen seien die irrationellste Sache von der Welt; sie werde nie dahinterkommen, warum zum Beispiel hier immer zuerst das Speisezimmer aufgeräumt werden müsse, sogar dann, wenn eine Kranke zum erstenmal wieder aufstehe und Bequemlichkeit verlange. Mit leicht geröteten Wangen entgegnete Linde, daß sonst die Wohnstube zuerst aufgeräumt werde, und sie gerade heute die Ausnahme gemacht habe, weil sie gedacht habe, daß ein Genesender die Sonne suche; an Bequemlichkeit werde es ihr nicht im Eßzimmer fehlen, da sie den alten Lehnstuhl zum Fenster gerückt habe.

„Es ist schon gut. Du brauchst dich nicht zu erklären; du hast ja immer die besten Intentionen gehabt. Mache jetzt nur Durchzug im Haus, damit die stickige Luft hinauskommt. Und hole mir von

oben das Buch, das auf meinem Nachttisch liegt. Bringe mir's in Gottes Namen ins Eßzimmer. Daß ihr auf dem Land diese Angst vor frischer Luft habt. Aber bei dem versteckten Leben, das ihr führt, ist das ja schließlich kein Wunder."

Linde ging das Buch holen und brachte es mit verschlossenem Gesicht; wer sie kannte, der wußte, daß sie zürnte.

„Hast du auch die Brille? Du weißt, daß ich ohne Brille nicht lesen kann. Ich finde dich nicht übertrieben aufmerksam. Du sprachst damals im Roten Kreuz so vieles von den herzlichen Beziehungen zu den Kranken und Verwundeten. Vielleicht erstrecken sich die mehr auf das männliche Geschlecht. Bringe mir auch mein Plaid mit."

Linde holte schweigend auch die Brille und das Plaid. Anstatt zu lesen, saß sie jedoch leise fröstelnd in der Sonne und begann zu überlegen. An eine Abreise konnte sie zunächst wegen ihres Zustandes noch nicht denken, und außerdem war es ihrem Ehrgeiz unmöglich, ohne eine Genugtuung von den hiesigen Menschen und Verhältnissen genommen zu haben. Sie war beleidigt, erbittert, verletzt, nicht nur körperlich, geschwächt und aufgebracht, und ihre Fassung war die Frucht von Anstrengungen, die mehr Kraft auffraßen, als ihr blutarmer Körper vorläufig von Tag zu Tag herstellte. Bisher hatte sie nur gelegen, gewartet, gehorcht, gespäht, ihre Schmerzen ertragen, an ihrer Niederlage gewürgt, und in schlaflosen Stundenreihen sich fruchtlos und aufreibend mit den Vorgängen jener Nacht herumgeschlagen. Sie war über sich selber entsetzt, begriff sich nicht und sah düster in ihre Zukunft. Stellte sie sich vor, wo sie jetzt sein konnte, wenn ihr unduldsames und hastiges Attentat gegen sich selber gelungen wäre, so überlief sie immer wieder ein kaltes Grauen. „Warum muß man lieben?" grübelte sie melancholisch. „Und warum hat man dies Sauberkeitsbedürfnis? Zu unsrer Ruhe ist das jedenfalls nicht da." An

Brigitt dachte sie nur mit Furcht und tiefster Abneigung wie an ein aufdringliches, schmutziges Tier, das nicht einmal ungefährlich war. „Furchtbar zurückgebliebene Menschen gibt es. Wir sind noch weit von der allgemeinen Bildung und Aufklärung entfernt, und Leute wie mein Schwager sorgen dafür, daß sie auch nicht zu bald kommen."

Mit einer neuen schweren Aufregung erfüllte sie dann der seltsame Gedankenaustausch, der zwischen ihr und Heinz anhob. Sein erster Brief war von ihr in tiefer und hilfloser Qual entgegengenommen und wider den eigenen Wunsch eigentlich nur aus Schwäche und Haltlosigkeit gelesen worden. Die Kenntnisnahme hatte sie dann auf bittere Weise erheitert, weil Heinz sich auf Linde als Anlegerin des „Schrittes", wie er seinen Brief bezeichnenderweise nannte, ausdrücklich berief. Aber der ganze Vorfall war ihr doch zugekommen wie das Brettchen dem Schiffbrüchigen, und sie war nicht die Frau, die sich an dergleichen nicht schließlich eifrig und geschickt anklammerte. Das Anklammern war so recht ihre Kunst; sie glich darin jenen Brackwassertierchen, die man auf ganze Bündel von Hälmchen und Zweigen verankert findet, in ihrem Fall anerkannte Einrichtungen und persönliche Handlungen, Künste, Wissenschaften, Bäder, Bücher, und in diesem Fall ein Stück frisches gesundes Leben. Seit jenem Brief, den sie mit großer Mühe selber beantwortet hatte, wuchs in ihr eine stille, gespannte Aufmerksamkeit, eine Behutsamkeit des geistigen Schrittes, die nun für die nächste Zeit keine auch nicht die kleinste Veränderung ihrer äußeren Lage erlaubte, und das war ihr ein anderer Grund, warum sie an die Abreise zunächst nicht denken konnte. Sie fand nicht, daß sie sich ihm oder diesen Leuten gegenüber verschuldet, daß sie in irgend einem Fall in fremde Rechte gegriffen hatte, zu weit gegangen war. Umso tiefer schlug die Beobachtung bei ihr ein, daß seine Briefe das schlechte Gewissen diktierte, die Unsicherheit über

seine moralische Lage, die unbefriedigte sinnliche Begehrlichkeit seiner Jungemannsnatur. Da war ein Erlebnis ungenossen geblieben, sogar ein außerordentliches; wie konnte er dabei beruhigt sein! So verzweifelt ihr vorher ihre Umstände geschienen hatten, so interessant kamen sie ihr allmählich vor, und manchmal spiegelten ihr Ehrgeiz und die blassen, dünnen Träume ihres Blutes für die erlittene Niederlage vor sich selbst ein reiches Maß von Genugtuung und sogar eine Art von fraulichem Spätglück vor; aber in diese Träume sah sie noch zweifelnd und gespenstisch hinein, und sie war noch nicht soweit, daß ein längeres Verweilen dabei ihr ungestörtes Vergnügen bereitet hätte.

Über dem Denken und Erwägen sprang einmal unerwartet die Tür vom Wohnzimmer auf, und Bob, der seinen Lieblingsplatz am Fenster aufsuchen wollte, hinter seiner schwarzen Nase her ins Eßzimmer. Sie erschrak zuerst heftig, dann ärgerte sie sich über den kalten Luftzug, der aus dem ungeheizten Nebenzimmer durch die offenstehende Tür hereinströmte, und über sich selber.

„Mußt du stupide Kreatur denn eine Tür immer wagenbreit aufstoßen, wenn du irgendwo hereinkommst?" schalt sie. „Nun soll ich wahrhaftig deinetwegen aufstehen und schließen." Bob hatte, als er ihrer ansichtig wurde, sofort die Ohren zurückgelegt und unschlüssig seine Schritte eingehalten. Sobald sie sich nun erhob, duckte er sich etwas und stieß ein leises, unbehagliches Knurren aus. Sie blieb stehen und fixierte ihn unruhig. Aber seine brave Seele dachte an keinen Angriff, sondern nachdem er sich den Achtungsabstand erknurrt hatte, drehte er sich langsam um und ging hinaus, froh, diese Gesellschaft verlassen zu können. Frau Klinger jedoch, der die Knie vor Erregung wieder zitterten, setzte sich in ihren Stuhl zurück und verließ ihn zunächst nicht mehr, obwohl sie sich über den Luftzug erbitterte. In der Zeit hatte sich Bob draußen in der Sonne einen Platz gesucht. Dort lag er verdrießlich mit dem Kopf zwi-

schen den Vorderpfoten und lauerte mit dem einen Auge auf fremde Hunde, aber es kamen keine.

Linde besorgte das Zimmer ihrer Tante, kehrte, machte Durchzug, wusch auf, klopfte und bürstete. Die nächste Stunde verging ihr wie die letzte Zeit mit Fegen und Scheuern überhaupt: Aufräumen, Kochen, Wassertragen, Waschen, Bügeln, und Gott wußte, was sonst noch alles. Den ganzen Tag hatte sie die Hände voll, wurde sie verlangt bald in den Krankenzimmern, bald vom Dechanten, bald von Leuten, die mit ihr zu unterhandeln hatten, plagte sich mit einem unbeweglichen, schweren Menschen, abgesehen von der Herbstarbeit in Garten und Keller und der Einmacherei, die auch getan sein wollte. Sie mutete sich zu, war weder kleinlich noch ängstlich, und hätte nur gern doppelte Kräfte gehabt, um allen und allem so gerecht werden zu können, wie sie es wünschten, die Tante einbegriffen. Indessen hatte sie nur noch einen Teil der früheren und wurde jeden Tag weniger, ohne daß es irgend jemand auffiel. Eben hatte sie die Kocherei weiter in Gang gebracht, so stieg sie — heute schon zum zehntenmal — nach oben unters Dach, um nach der kranken Magd zu sehen. Brigitt war jetzt fieberfrei und sah aus müden und alten Augen sehr schweigsam in den neugeschenkten Tag, dem sie offenbar noch nicht viel Freudigkeit entgegenbrachte, denn zunächst machte ihr das Herz zu schaffen, und anstatt sich dem so nötigen Genesungsschlummer hingeben zu dürfen, litt sie an Schlaflosigkeit. Das bedeutete für Linde wieder Nachtwachen; eigentlich konnte sie sich nie länger als auf eine Viertelstunde von ihr entfernen, und auch dann wußte sie nie, was inzwischen geschah. Brigitts letzte Nacht war mittelmäßig gewesen, doch hatte dann der Morgen zwei Stunden leichten Schlaf gebracht, aus dem sie eben vorhin das Getöse eines im Durchzug zugeschmetterten Fensters aufgeschreckt hatte; ihm folgte noch drunten im Haus eine Tür.

„Ist's heut so windig?" fragte sie mit müder Stimme das eintretende Mädchen. „Es sieht draußen so warm aus."

„Hat dich das Fenster geweckt?" fragte Linde. „Ich hab's nicht aufgemacht, Brigitt."

„Wer denn?" wunderte sich die Haushälterin. „Hast jemand zur Hilfe eingestellt? Das ist gut, Linde."

„Nein, ich habe niemand eingestellt. Aber die Tante ist heute zum erstenmal aufgestanden und hat gefunden, daß im Hause schlechte Luft herrsche."

„So, ist sie wieder auf?" Und nach einem kleinen bittern Schweigen: „Ich liege nun so weiter. Ich dachte immer: ‚Welche wird die Geschwindere sein?' Sie war die Geschwindere. – Aber es ist gut, so wird sie bald abziehen."

Linde hatte sich ein paar Minuten auf den Stuhl beim Fenster gesetzt.

„Die Pflegerin ist nun auch aus dem Haus," berichtete sie, nur um etwas zu sagen.

„Siehst du?" griff Brigitt eifrig auf. „Dann geht sie auch bald, sonst hätte sie die Kienold nicht entlassen."

Linde erwiderte nichts darauf, und eine Weile war es still in dem kleinen, sonnigen Zimmer. Auch hier hatte Linde für weiße Vorhänge gesorgt, und auf dem Tisch stand in einer Vase ein Strauß Astern. Vor dem Fenster hatte Brigitt dann noch einen ganz kleinen Garten hängen, von dem aber nun das meiste verblüht war. Ein „fleißiges Lieschen" wimmelte mit seinen kleinen roten Blümchen zwar noch ganz uneingeschüchtert im Wind; aber die Geranie wehrte sich bereits in ernsterer Stimmung gegen den kränkenden Einfluß des Spätherbstes, und ein Nelkenstock verrichtete seine letzten Taten. An den Scheiben wumste eine dicke, pelzige Winterfliege herum. Draußen riefen ein paar Meisen. Endlich nahm Brigitt aus ihren trüben Gedanken wieder das Wort.

„Sag mal, Linde — mir ist doch so im Kopf, als hätt' ich recht phantasiert," hob sie behutsam an. „Was hab' ich denn so geschwatzt? Oder hab' ich nichts geschwatzt?"

„Und ob du geschwatzt hast," versetzte Linde. „Sogar gepredigt hast du wie ein Kapuziner. Man konnte es manchmal im ganzen Haus hören. Aber es kam nicht viel dabei heraus. Immer hattest du es mit einer Geflügelschere zu schaffen und mit einem mageren Fasan. Wenn man aber auf dich einging und etwas fragte, so wurdest du ganz geheimnisvoll, und fingst an, Kochrezepte auszukramen. So gut du sonst kochst, so möchte ich doch niemand raten, sich danach zu richten. Ich glaube, nicht einmal Bob würde es nehmen."

„So, so, von einer Geflügelschere. — Sag mal, wo ist sie eigentlich hingekommen?"

„Du hast sie auf dein Zimmer geschleppt. Man fand sie auf dem Tisch. Ich habe sie dann heruntergenommen und versorgt. Der Kreisphysikus sagt, das kommt oft vor, daß sich eins so an Nebendinge hängt mit seinen Phantasien."

„Sie haben darüber gesprochen miteinander?"

„Nun ja, warum sollten sie nicht? Der Kreisphysikus hat sogar viel darüber gelacht. Der Onkel hat nicht gelacht, der sah immer sehr ernst drein; ich glaube, er hat große Sorge um dich."

„Gott vergelts dem guten Herrn. —

Wie sieht sie denn aus — die Klingse mein' ich. Und was war denn überhaupt los mit ihr?"

Linde zögerte einen Augenblick. „Sie sagt, daß sie beim Straucheln, während sie zu Bett wollte, die Nachtlampe vom Tisch gerissen habe, und dann in eine Scherbe gefallen sei. Es scheint, daß sie viel Blut verloren hat. Jetzt ist sie noch sehr nervös und bleichsüchtig."

„In die Scherbe gefallen? So, so. — Dann muß es aber nach ein Uhr passiert sein."

„Warum muß es das, Brigitt?"

„Und es muß eine ganz besondere Scherbe gewesen sein."

„Brigitt, weißt du etwas Besonderes?"

„Nein, nein. Und Heinz weiß auch nichts; der war in guter Hut. — Du, wird dir nicht was überlaufen oder anbrennen in der Küche?"

„Ich werde sehen gehen," sagte Linde, tief mit Rot übergossen, und erhob sich. „Kann ich dir irgend etwas tun?"

„Nein, mir ist gut. Die — Prozessionsmusik heut früh hat mir wohl getan. Wie spät ist's? Ich denke, sie werden bald zurückkommen."

Linde gab die Zeit an und ging, und Brigitt blieb allein zurück. Sie hatte sich schon vorher von Linde einen Fensterflügel öffnen lassen, um die Prozession von möglichst weither zu hören, wenn sie dem Fluß nach zurückkam. Eben trug ihr der Wind wieder die ersten fliegenden Klänge der Musik zu, und sie faltete fromm die verkrümmten Hände, um in Gedanken mitzusingen. Nachher holte sich sich unter Mühe und Schmerzen den Rosenkranz herbei und begann, demütig zu beten und aus einem leise tragenden Dankgefühl heraus, weil nun alles sich so zum Guten wendete, die Feindin bald abreiste und für die restierenden Umstände eine freundliche und treue Entwicklung bevorstand. „Gott, verzeihe uns allen unsere Sünden und sei uns gnädig — den Katholiken und auch den Protestanten." Darüber schlief sie sogar ein, überhörte das neuerliche Kommen ihrer Pflegerin und erwachte erst wieder, als die Prozession das Städtchen heraufzog und die Musik dröhnend allenthalben aus den engen Gassen hervorbrach. Da ging es schon gegen ein Uhr und erschien Linde mit dem Krankensüppchen.

Es geschah an jenem Sonntag noch mancherlei im Haus des Dechanten, was des Erzählens wert wäre, wie denn in Gottes Augen, durch die die erweckten Priester und Dichter ein wenig mit sehen, nichts von allem ohne Bedeutung und ewigen Schein ist, was von Menschen getan, gesprochen und gedacht wird bei Tag und bei Nacht. Das Hauptsächlichste von allem war ein Blick, den der Dechant von der Prozession mitbrachte, mit dem er seine Nichte beim ersten Wiedersehen noch einmal voll und tief erfaßte, unter dem sie von neuem die Augen niederschlug und sozusagen ihr Visier schloß und den er schweigend durch viele Tage hindurch, denn er war ein guter Schmoller, in gleicher Erwägung und gleicher ernster Drohung mit sich herumführte; wenigstens begegnete sie ihm überall, wo sie dem Dechanten begegnete. Die Tante war, als sie die Prozession die Stadt herauf spielen und singen hörte, aufgestanden und nach ihrem Zimmer gegangen, um sich vollends anzuziehen. Als der Dechant eintrat, fand er sie bereits in ganzer Toilette lächelnd seiner warten. Er begrüßte sie in aller Luftfrische, die er mitbrachte, und beglückwünschte sie zu ihrer Wiederherstellung, was sie dankend entgegennahm.

„Und du, mein Freund?“ fragte sie anteilnehmend. „Hast du einen schönen Morgen gehabt? Ich habe euch beinahe ein bißchen beneidet. Du kannst dir etwas darauf zugute tun, daß du einer ausgemachten Nationalistin und Protestantin solche Geständnisse abnötigst. Die Magd ist noch immer krank, höre ich. Das tut mir leid, für Linde! Nun, dafür fange ich langsam an, wieder in Frage zu kommen. Ich denke, wir werden ganz ordentlich miteinander das Pensum deiner unersetzlichen Kraft aufarbeiten. Linde ist ein bißchen blaß geworden die Zeit, findest du nicht auch?

Das wird sich jetzt bald geben. Ich bin ordentlich gerührt, daß ich wieder in diesem altmodischen Speisezimmer sitzen kann. Und da kommt die Suppe. Essen wir also."

Sie ließ sich nicht weiter davon anfechten, daß der Dechant auf zwanzig von ihren Worten kaum drei erwiderte.

„Und wie ist's dir seither ergangen, Klemens?" fragte sie, die Serviette auf dem Schoß ausbreitend.

„Danke. Die Arbeit reißt nicht ab. Du wirst nachher den Stoß von Briefen sehen, der sich auf meinem Tisch angehäuft hat. Und zum Eigentlichen kommt man beinahe nicht mehr."

„Nun, was das angeht," meinte sie, „das soll dir keine übermäßigen Sorgen machen. Ich will dir gern als Sekretärin dienen, da doch Linde keine Zeit für dich hat. Sage mir, wann ich morgen antreten soll."

„Ich denke," erwiderte der Dechant bedächtig, „daß du morgen zunächst noch fortfahren wirst, deine dünne Krankenhaut wieder in ein richtiges Alltagsfell zurückzuverwandeln, das einen Landregen und auch — einen Eisenbahnstoß verträgt. Ansprüche wollen wir hier auf dich weiter nicht machen, sondern" — er neigte sich ihr höflich zu — „lieber Ansprüchen von deiner Seite zur Verfügung stehen."

Linde, die auf seine Antwort mit einiger Spannung gewartet hatte, atmete heimlich auf. Wenn jetzt die Tante ihre Post wieder selber erledigen könne, bemerkte sie leise, so werde sie schon Zeit finden, dem Onkel bei der seinen zu helfen. Aber darauf sagte er überhaupt nichts. Aus allem ging hervor, daß er sich zwischen den beiden Frauen einen ziemlich genauen Standpunkt gewählt hatte, den er entschlossen war, jedenfalls für die nächste Zeit zu behaupten. Aber auch das ging nicht so, wie er es sich gedacht hatte. Mit dem Wetterumschlag verschlimmerte sich der Zustand der Magd wieder und machte vermehrte Pflege nötig. Linde war die meiste Zeit oben, und Frau Malva schickte sich an, versprochenermaßen in

der Wirtschaft mit einzugreifen. Sie übernahm die Obliegenheiten der Dame des Hauses, sah überall zum Rechten, besorgte die Einkäufe, empfing Besuche, alle wirkliche Arbeit überließ sie nach wie vor der Nichte, die sie leise, aber unerbittlich kommandierte. Sie kümmerte sich persönlich um die Versorgung des Dechanten und um seine Socken und Hemden und ließ sich sogar dazu herbei, in den ersteren die Löcher zu stopfen. Und während er ihre Fleischbrühe trank und ihren Kuchen aß, fing er in einiger Einsamkeit an, sich darüber zu beunruhigen, daß noch immer nichts von ihrer Abreise verlautete. Da er jetzt niemand mehr hatte, mit dem er ohne Umstände darüber reden konnte, so stellte sich als nächste und sehr männliche Folge davon schlechte Laune bei ihm ein. So schmollte er sozusagen auf beiden Mundwinkeln, und jedenfalls fand man ihn diese Zeit nicht sehr gesprächig. Daß sich die Tante immer zu feineren Teilen wie Gold in den Danziger Schnaps ins Hauswesen mischte, konnte er nicht verhindern. Wenn ihm auch nicht schien, als ob es dadurch an Wert oder Reiz gewänne, so mußte er doch ihre Sachlichkeit und Unaufdringlichkeit anerkennen, aber gerade mit diesen Vorzügen machte sie ihn immer öfter stutzen. Übrigens war sein Standpunkt auch diesmal vollkommen unmaßgeblich; die Schwägerin tat seinem Hauswesen sogar bitter not. Eben in jener Zeit schlug sich Linde mit einer beginnenden Krankheit herum, hustete, fröstelte, ertrug tagelang, ohne etwas davon zu sagen, ihre Kopfschmerzen und eine bleierne Gliederschwere, Müdigkeit, Erbrechen und auch gelegentliche Magenkrämpfe. Leider steckte sie die Magd mit ihrem Schnupfen an, die ihn am wenigsten brauchen konnte, aber dafür wachte sie auch nächtelang bei ihr und plackte sich mit ihrem unbehilflichen Körper wie ein Gesundes, und darüber hinaus fehlte es ihr nie an einem freundlichen Wort, an einem Trost oder an der rechten gemütsfesten Heimweisung einer Klage Brigitts über die viele Mühe und Arbeit, die sie mit ihrer unnützen alten Person

verursache. Es war nicht immer leicht, mit dem verdrießlichen und mißtrauisch gewordenen Menschen fertig zu werden. Ihren Schnupfen ertrug Brigitt christlich, aber den des Mädchens beschrie sie laut. Darüber hinaus brachte sie sich über die Leute auf, die Linde in diesem Zustand herumlaufen und arbeiten ließen. Sie wollte den Dechanten darüber zur Rede stellen, aber der Dechant ließ sich selten mehr bei ihr sehen. „Warum kommt der Dechant nicht mehr? Warum zieht man keine Hilfe ins Haus? Und warum reißt die Klingse immer noch nicht ab?" Diese Fragen stellte sie nachgerade täglich, ohne von Linde eine andere Antwort darauf zu bekommen als ein Achselzucken oder eine Vertröstung. Dann schien es ihr, daß auch Linde anfange, ihrer überdrüssig zu werden, daß ihre Liebe nachlasse, und daß sie sie mit vorwurfsvollen Blicken betrachtete. Gleichzeitig warf sie auflodernd wie ein brennender Wald ihre ganze Liebe auf das junge Mädchen, setzte es testamentarisch zu ihrer Erbin ein, trieb eine geradezu unchristliche Abgötterei mit ihm unter strengem Ausschluß aller andern Sterblichen und beobachtete mit hilfloser Angst, wie Lindes Wangen blasser und ihre Augen trüber wurden, und wie sich in ihrem Lächeln eine sichere Trauer einnistete, womit sie aller Welt etwas Gutes und Schönes zu versprechen schien, nur sich selber nicht. Ihre zarten, feinen Hände waren rot und verarbeitet. Brigitt küßte erbarmungsvoll jeden neuen Schnitt und jede Brandblase. Wenn Linde, wie es gerade in der letzten Zeit häufiger vorkam, still und müde vor sich hinblickte, so kochte der alte Mensch gallig auf; verfiel sie aber einmal in ihre frühere Art, zu scherzen und zu plaudern, so hörte Brigitt gerührt und ungläubig zu, fest davon überzeugt, daß das Mädchen trotzdem schwer krank sei und ins Bett gehöre. Zu sehr Partei, um eine gute Partie zu sein, gab sie nicht gerade die geeignete Kammerfrau ab für ihre verlassene und verstörte Prinzessin, denn inzwischen begann der briefliche Verkehr zwischen Heinz und der Tante jene überraschende Wendung

zu nehmen, und kam für Linde die Zeit heran, in der sie eigentlich der Weisheit einer Mutter bedurft hätte.

Auch von diesen Entwicklungen fühlte ihr der treue Mensch das Hauptsächlichste ab. Wenn dort alles gut gestanden hätte, so wäre an Linde über aller Müdigkeit ein anderes Licht zu sehen gewesen; darüber kannte sie sich nun schon aus. Als sie endlich den Geduldsfaden verlor, begann sie zuerst, allgemeine Bemerkungen in die Unterhaltung zu streuen von den Offizieren im besondern und den heutigen jungen Männern im allgemeinen, nur um zu hören, wie das aus ihrem Wald zurückhallte. Aber es hallte gar nicht, weder lang noch kurz, auch nicht, wenn eben ein Brief von Heinz gekommen war. Brigitt wußte, daß er mit Frau Klinger ebenfalls in Verbindung stand, und das übrige dachte sie sich, da sie im Verlauf ihres Dienstlebens bei einem vielgesuchten und vielverlassenen Geistlichen zur Pessimistin geworden war. So schien es nun, als ob alles umsonst gewesen sei, daß sie um einen undankbaren Burschen und luftigen Wicht eine Person zum Selbstgericht getrieben und ihr Gewissen mit Protestantenblut besudelt habe, und am Ende war ihr Mitleid mit sich selber beinahe ebenso groß wie das mit Linde, größer als beides der Zorn auf die menschliche Natur, am größten die brennende und nagende Ungeduld, Klarheit zu bekommen, damit man unter allen Umständen wieder etwas unternehmen konnte.

Es war nach einer Nacht voll ärgerlicher und aufreibender Schmerzen — sie hatte auch einige Herzanfälle gebracht — und ebensolcher Betrachtungen. Die Magd atmete noch rasch und erzürnt, während Linde übermüdet im alten Lehnstuhl saß und in einem trüben Halbschlaf vor sich hindämmerte. Die Zeit ging gegen vier Uhr; um diese Stunde trat gewöhnlich die Erleichterung ein. Auf dem Nachttisch brannte eine kleine Flamme, unter dem Schirm das Lämpchen. Eine Motte umschwirrte es, von zwei sonst sehr

eifrigen Mottenjägerinnen nicht beachtet. Linde sah eben ihren Geliebten, der auf einen Engländer zielte, abdrückte und sich lachend umdrehte mit der Bemerkung: „So, den hat's!" Drüben flogen zwei Hände auf, genau so, wie er's damals beschrieben hatte, und ihr war furchtbar weh ums Herz für den Engländer und für Heinz. Da wurde plötzlich Brigitts erboste Stimme neben ihr laut.

„Wie ist denn das jetzt mit ihm? Warum kriegt man davon gar nichts zu hören? Ich bin überzeugt, dem Bob erzählst du; mich schweigst du an, daß mir alle Glieder knacken. Sonst hieß es, man vertritt Mutterstelle an dir. Jetzt liegt die Brigitt im Bett, gleich ist's aus mit der Mutterstelle, und man ist ein alter Besen, um den sich keiner mehr kümmert. Denn was weiß die Brigitt! Nicht? Sie kann noch einigermaßen Knödel kochen, aber sie ins Vertrauen ziehen — da sei Gott vor. Als ob die Brigitt lange wartete, bis man sie erst ins Vertrauen zieht. Du, ich hab' auch meine Geheimnisse, und könnt' ich noch gehen, so hätt' ich viel mehr. Was meinst du denn, warum ich im Bett liege? Hat Nervenfieber bekommen. Schön, Nervenfieber bekommt man vom Kuchenbacken. Bringt mich doch fort, damit es hier vollends drunter und drüber gehen kann! Und damit ich vor Denken und Grübeln noch ganz verrückt werde. Du, sei gut zu einem alten kranken Menschen, der dir redlich gedient hat. Gott wird dir's vergelten. Hm! Ich dachte, du seist gut aufgehoben. Du seist an den Mann gekommen! Ich bin ein altes Mensch und hab' geheult vor Freude. War meine letzte Freude für lange Zeit. Ich sage dir, Mädchen, laß mich nicht so daliegen und betteln. Ich bring's fertig und krieche aus dem Bett und fall' dir zu Füßen. Wann ist Kriegstrauung?"

Sie machte Miene, sich zu erheben, und Linde fuhr aus ihrer Verwirrung auf. „Brigitt, wirst du liegen bleiben!" schrie sie die Kranke erschreckt an. Die Magd, die ihren in Scham brennenden Blick bemerkte, ließ sich einigermaßen eingeschüchtert ins Kissen

zurückfallen, aber aus ihren bleichen, unzufriedenen Zügen flackerte gereizt die Forderung weiter.

Auch Linde war eine gute Schmollerin und durch den frühen Tod ihrer Eltern, besonders ihrer Mutter, an Einsamkeit und Selbstverantwortung gewöhnt. Es fiel ihr schon schwer, Erfahrungen, die in Familien aufgewachsene Menschen ganz leichthin mit andern bereden, preiszugeben, geschweige persönliche Angelegenheiten von dieser Tragweite, und so hatte sie immer einen schwierigen Stand zwischen ihrer Selbstherrlichkeit und ihrer überstrengen Keuschheit. Indessen kratzte Bob an der Tür, weil er reden gehört hatte und notwendig überall dabei sein mußte, wenn etwas Grundsätzliches verhandelt wurde, und Linde stand auf, um ihm zu öffnen. Er dankte ihr durch ein kurzes heftiges Wimmeln seines Schwanzstummels und ging dann schnaubend zu Brigitts Bett, an dem er sich einmal hin und einmal her rieb, um sich endlich mit einem Seufzer auf die Vorlage niederzulassen.

„Was soll denn stehen, Brigitt?" antwortete das Mädchen endlich. „Und wer wird jetzt an Kriegstrauung denken? Du weißt, daß er regelmäßig schreibt; es wird ihm oft schwer genug fallen bei dem Leben, das er führen muß. Plage doch nicht dich und andere mit Grillen."

„Es ist schon gut," sagte die Magd, die mit ihren tiefliegenden dunklen Augen jede Regung in ihrem Gesicht verfolgte. „Aber er schreibt auch der andern. Wenn er das ließe, so würde es ihm gleich viel weniger schwer fallen. Viel Lustiges scheint nicht eben in seinen Briefen zu stehen. Ich wette, daß die Klingse an ihren mehr Spaß hat."

„Wir wollen dies Gespräch lassen," bemerkte Linde still. Und dann scheinbar heiterer: „Du hast's nun einmal gegen die Tante; da wird man dir ohnehin keine andere Ansicht beibringen."

„Nein, das wird man auch nicht. Hat sie etwa besonders viel

Glück in dies Haus gebracht? Dein Offizierchen kann sich einmal vor den Schädel schlagen; ich weiß, warum ich das sage."

„Brigitt, willst du mich mit Gewalt böse machen?" warnte Linde und war es schon halb. „Es gibt dir niemand das Recht, so zu sprechen."

„Mein Kindchen, du willst mich aufs Trockene setzen; also steht es übel. Das ist doch einfach; man muß dich nur ansehen. Aber das soll sie mir büßen. Alles Böse kommt von ihr. Warum geht sie immer noch nicht? Weil sie hier ihre Absichten verfolgt, weiß Gott, welche. Sie schleicht und schweigt und spinnt derweil des Teufels Garn. Oh, nur einen einzigen Tag möchte ich wieder einmal unten im Haus sein, um zu sehen, was da geht."

Für eine Weile verstummte sie wühlend, und Linde hatte keinen Grund, sie zu stören. Bob legte den Kopf zwischen die Pfoten, weil er glaubte, das Gespräch sei jetzt zu Ende. Auch Linde war bereits dieser Meinung, als die Magd plötzlich wieder anfing.

„Es kostet mich doch ein Wort, und es ist aus mit ihr!" rief sie verwundert und erbost aus. „Aber sie hält mich wohl auch schon für tot oder blödsinnig geworden. Über diese Sache laß du dir nur keine grauen Haare wachsen, Kindchen; darüber hat die Brigitt zufällig etwas zu sagen. Ich garantiere dir dafür, daß sie in zweimal vierundzwanzig Stunden aus dem Haus ist."

„Ich weiß," versetzte Linde bedrückt, „daß du Geheimnisse hast. Aber ich will sie nicht kennen lernen. Laß du jetzt die Hand aus den Dingen. Ein Übel erzeugt nur immer ein anderes."

„Du weißt?" zweifelte Brigitt sehr. „Woher weißt denn du? Und was weißt du?"

„Ich weiß seit dem Prozessionstag."

„Ach so. Noch wenig weißt du, Kindchen. Sie war selbe Nacht im Zimmer des Leutnants. An der Tür attrappierte ich sie. Wenn das der Dechant erfährt, so fliegt sie. Aber Gott ist barmherzig;

das Zimmer war leer. Und den Glasscherben, den hat wohl eine dumme Magd in Bewegung gebracht. Ich hatte ihn schon lange in ihrem Nachttisch liegen sehen, du. Ein solches Gewissen hat sie, daß sie immer einen kleinen Revolver mit sich führen muß. Das ist die Strafe für den protestantischen Unglauben. Ich hab' sie soweit getrieben, ich, Brigitt Löhner, und wenn das dein Heinz erfährt, so wird ihn das nicht sehr hochmütig auf sie machen. Leider hab' ich sie nicht weit genug getrieben, Gott sei's geklagt."

Linde war umso tiefer erbleicht, je weiter die Magd gesprochen hatte. Aber anstatt schließlich ohnmächtig vom Stuhl zu sinken, richtete sie sich stolz und erzürnt auf, und ihre Augen funkelten vor verhaltener Entrüstung. „Brigitt," rief sie mit bebender Stimme: „Wenn du willst, daß ich dir in meinem Leben noch ein gutes Wort gebe, so hüte dich, an diese Dinge künftig auch nur mit einem Blick zu rühren. Du bist hier die Haushälterin und sonst nur, was man aus dir freiwillig macht. Die Tante ist unsere Verwandte und unser Gast, solang es ihr gefällt. Und ich bin alt genug, mein Leben selber zu verteidigen. Du hast dich hier in deinem Bett in Hirngespinste verwickelt und meinst, das, was du weißt, sei alles, was man wissen könne, willst klüger sein als Gott und behender als das Schicksal. Ich weiß, daß du alles von Herzen gut meinst, und das ist das einzige Versöhnliche und Schöne daran. Aber man darf auch aus Gutmeinen nicht in anderer Menschen Dinge hineingreifen und sie mit ihren Geheimnissen beschämen."

Brigitt traute unter dieser Standrede ihren Ohren und nachher noch lange ihren Augen nicht, bis sie sich allmählich mit Wasser füllten; als sie dann endlich die Zunge wieder zum Reden fand, wurde ein ungeschlachtes und herzbrechendes Weinen daraus, das Linde mächtig ans Herz griff, leider auch der Magd selber, so daß der Anlaß bald in Vergessenheit geriet und alle Aufmerksamkeit der Folge zugewendet werden mußte. Nun, sie überstand auch den

zweiten Schreck, kam nachher noch einmal ins Weinen, dann ins Klagen und Beteuern, obwohl ihr Linde schon alles zum voraus zugegeben hatte, und hörte diese mit redlicher Inbrunst trösten und gut zureden. Wenn sie am Ende nicht vom Fleck weg beruhigt einschlief, so lag sie jedenfalls tränenmüde und ihrer schmerzhaften Überspanntheit ledig still mit geschlossenen Augen da, bereits in Lindes Ratschluß ergeben, obgleich noch nicht ohne wahres Vertrauen, und innerlich schluchzte sie über die herrische Zurechtweisung noch ein wenig nach. Am bekömmlichsten erwies sich das Erlebnis ihrem Schnupfen, den sie sich vom Hals geheult zu haben schien; jedenfalls war er von Stund an wie weggeblasen.

Anders Linde. Hatte sie noch auf ein Stündchen Morgenschlummer gehofft, so sah sie sich durch eine Erregung, die sich nachher in äußerlichen Frost umsetzte, darum gebracht. Immer stand ihr die schweigend drohende Verwandte vor Augen, deren unheimliche Umrisse sich Brigitt in abergläubischer Dämonie beinahe riesenhaft an die Wand projiziert hatte. Sie fühlte sich krank bis in die Seele hinein und hätte sich vielleicht zugestehen können, daß ihre Sache verloren sei. Aber es gab zwei bewußte Empfindungen, die es immer noch nicht litten: ihr Stolz und ihre Einsamkeit in der Welt. Darüber hinaus waren freilich noch einige weniger bewußte, aber ursprünglichere wirksam, die Sehnsucht nach dem eigenen Frauentum, die Hoffnung auf das Wunder „Dennoch", und nicht zuletzt der Glaube an das geistige Teil in Heinz, von dem sie nie Verrat erleben würde, was auch sonst geschehen mochte. Mit diesen fünf Engeln durfte sie gegen zwei Dämonen — das Weib und den Dämon in Heinz selber — noch für eine Zeit durchzukommen hoffen, und inzwischen stießen ihr wohl Hilfsvölker zu, von denen heute nichts zu sehen war, an die sie aber nach wie vor glaubte.

Nachdem sie sich so bis gegen Morgen mit ihrem innern und äußern Zustand leidlich obsiegend beholfen hatte, die letzte Stunde

noch auf ihrem Bett, und eben aufstehen wollte, um ihren überfrühen Tag zu beginnen, ereilte sie ganz unversehens ein Blutsturz, — kein sehr schwerer, doch da sie ohnehin nicht mehr viel Kräfte zuzusetzen hatte, so sank sie zitternd ins Bett zurück, wo sie dann wie ein Stein in Schlaf oder in Bewußtlosigkeit fiel. Etwas später als sonst war sie aber noch vor dem Hellwerden wieder bei der Hand. Von dem Vorfall erfuhr niemand etwas, und von der Versäumnis hatte sie durch erhöhte Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit bis zum Frühstück bereits wieder einiges eingebracht. Wenn sie Ansprüche an sich selber stellte, so blieben sie selten unerfüllt.

Es gibt Tage, die besonders mit Ereignissen geladen scheinen, von denen wie die Kirschen des Pagen Seydlitz immer eins das andere nach sich zieht. Zum Frühstück, das man elektrisch beleuchten mußte, weil draußen nun aus einem schweren, tiefen Spätnovemberhimmel der Regen troff, brachte der Postbote drei Briefe, die alle naß geworden waren, erstlich den bekannten des Leutnants an Linde, worin er ihr vorschlug, auf eine Zeit das Haus zu verlassen, zweitens einen ebenfalls vom Leutnannt an die Tante und dann noch einen an den Dechanten, von dem nachher die Rede sein wird.

In dem Brief an die Tante gab sich Heinz zum erstenmal in gewissen verschleierten Wendungen, die sonst nicht seine Art waren, Rechenschaft über schwebende Fragen oder solche, die ihm mit der Zeit diesen zweifelhaften Charakter angenommen hatten, deutete Aussichten an, die noch keins von beiden bisher berufen mochte, obwohl sie schon seit geraumer Zeit zwischen ihnen standen. Nachdem er dies und das von der Sehnsucht und Unersättlichkeit des Mannes, in welche Regung er nachgerade viel Einblick zu haben glaubte, so scheinbar „objektiv" als heimlich wühlend geschrieben hatte, teilte er ihr den Vorschlag an Linde mit und bat sie, ihm darin zu helfen.

„Ich kann verstehen," hieß es da wörtlich, „daß Du nach Deiner Wiederherstellung Lust und Bedürfnis hast, wieder abzufahren. Aber ich würde es nicht für richtig halten. Nach meiner Meinung hast Du in dem Haus noch eine Mission zu erfüllen. Zudem widerstrebt es mir, offen gestanden, mit einem etwaigen Umschwung in unserm Verhältnis zu verziehen. Das haben wir nicht nötig, abgesehen davon, daß ich Soldat bin, auch können wir beide beanspruchen, als ernste, reife Menschen für unsere Entschlüsse Achtung und Verständnis zu finden. Alles soll sich würdig und vernünftig ent-

wickeln; wir werden ja unser Jahrhundert nicht verleugnen. Ohnehin wirst Du bei Lindes Überbürdung mit dem häuslichen Kleinkram, wozu sie immer sehr geneigt hat, dem Dechanten bald viel sein. Er wird mit der Zeit Deinen weltmännischen und großzügigen Einfluß schätzen lernen; vielleicht wirst Du unermüdliche Schrittmacherin der männlichen Talente sogar anfeuernd und fördernd auf ihn wirken und ihn aus seiner Theologie herauslocken. Das wäre freilich ein großer Triumph Deines Rationalismus. Aber im Gegensatz dazu muß Linde aus dem Haus in die Welt hinaus, um sich zu entwickeln und einen Kurs in Modernität zu machen. Sie dort zu wissen, ist mir nachgerade wie ein Stilfehler, der mich innerlich unfrei macht und mir, wie Du vielleicht begreifst, nicht sehr erwünscht sein kann. Also hilf mir bitte in dieser — ich möchte sagen: Korrektur des dortigen Bildes." Und so weiter.

Nun wußte sie, warum die Vorstellung ihn „unfrei" machte, was für eine Vorstellung das überhaupt war. Der letzte Grund seiner Unlustgefühle bestand in der Achtung, die er nach wie vor auch bei scheinbar schwindender Liebe der jungen Respektsperson und seinem Verhältnis zu ihr darbrachte. So glaubte sie zwar, daß in der Entfernung sein Liebesgefühl abgenommen habe, zumal es durch sie selber angefochten wurde, aber sie glaubte nicht an eine Erschütterung der Liebesgrundlage, vielmehr war sie vorläufig davon überzeugt, daß alles neu da sein werde, sobald die jungen Menschen einander wieder zu sehen bekämen. Daran hinderte gar nicht, daß der heutige Brief des Leutnants — ohne jede Gewaltsamkeit, denn sie hatte ihn nicht erwartet — als Liebesantrag ausgelegt werden konnte, und zwar an sie, Malva Klinger. Sie lächelte viel mehr zweifelsüchtig als triumphierend, als sie ihre Rivalin mit einem Blick streifte. Trotzdem war ihr zu viel bekannt von den unfruchtbaren Qualen der Sehnsucht, den ziehenden Leeren der Einsamkeit und den kalten Schrecken des unerbittlich anrückenden Alters, als

daß sie ein solches Angebot nicht sehr sorgfältig bedacht hätte, zumal in einem Fall wie dem vorliegenden, wo sie längst liebte. Ein Entschluß jedenfalls stand ihr sofort fest, noch während sie den Brief zusammenfaltete und wieder in den Umschlag steckte: sie würde Heinz nicht bei der Entfernung des Mädchens helfen. Hatte im Gegenteil alles Interesse daran, Linde in dem „störenden Verhältnis" zu erhalten und ihn in seiner „unerwünschten Unfreiheit". Wenn sie überhaupt Aussicht besaß, die Liebesgrundlage zu erschüttern, so war es durch die Pflege dieses wertkränkenden Umstandes. Obendrein gewann sie darin — durch sein Leiden an den Dingen — in Tiefen Gewalt über ihn, die ihr sonst nicht zugänglich werden würden.

Unterdessen hatte auch der Dechant seine Morgenlektüre beendigt. Sie war von einer Qualität, daß sie ihm die aufmerksam auf die heutige Leistung gesammelte Stimmung, mit der er zum Frühstück erschienen war, von Grund auf störte; in der Folge davon verspürte er sogar Lust, den andern ihre friedliche zu verderben. Indem er sie aber nacheinander betrachtete, fand er nur sehr schwache Spuren einer solchen an ihnen, und bemerkte er weiter denkend, daß der Friede in seinem Haus überhaupt eine fragliche Ware geworden sei. Die Tante lebte zwar mit ihren Büchern und ihrer ausgebreiteten Korrespondenz ihren gewohnten weltläufigen Stil weiter und hatte sich nachgerade so geschickt ins gestörte Hauswesen eingefügt, daß sie selbst ihm manchmal geradezu unentbehrlich schien. Andererseits hatte sie ihn bis auf diesen Tag schon zu allerlei widerstrebenden Freundlichkeiten halb verführt und halb gezwungen, und während er sich daran erinnerte, wandte er den Blick unbehaglich zu Linde. Die hatte schmale Wangen und dunkel unterstrichene Augen, und es fehlte ihr weder an Güte noch an strengen Lieblichkeiten, aber am rechten glücklichen Jugendlicht, obwohl sie eben einen Liebesbrief aus der Hand gelegt hatte. Es brauchte manchmal nicht viel, daß er sie freundlich zwang, eine Hilfskraft ins Haus zu nehmen; es

fehlte nur, daß von den beiden Schmollern einer dem andern einen Vorsprung ließ. In der Zeit beruhigte er sich damit, daß ihr ja die Tante einen großen Teil der Arbeit abnehme. Jetzt saß sie da und rührte traurig sinnend in ihrem Kaffee, ohne etwas zu genießen. Mit einem verdrossenen und heimlich aufgebrachten Blick erhob er sich so plötzlich und ungeduldig, daß beide Frauen fragend die Augen nach ihm wandten. Aber er hielt sich nicht mit Erklärungen auf; bloß an der Tür drehte er sich noch halb um und sagte: „Komm dann nachher einmal zu mir herauf, Linde; ich habe mit dir zu sprechen." Bald darauf hörten sie ihn mit unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab gehen.

Eine Weile horchten die Frauen stumm auf das einsame Geräusch, Linde mit den Gedanken bei dem entfernten Freund, die Tante ganz Gegenwart. Sie räusperte sich.

„Warum ißt du nicht?"

„Mir ist heute nicht ganz gut," erwiderte Linde einfach. „Ich will ein wenig fasten."

„Heinz schreibt, er hätte dir geraten, den Ort zu wechseln, und ich solle ihm dabei helfen. Ich werde ihm natürlich nicht helfen sondern denke, daß du hierbleiben wirst."

„Warum denkst du das?"

„Ich könnte sagen, weil der Dechant dich braucht, und hätte sonst gar nichts nötig. Aber es wäre nur halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, daß du die Nachsicht deines Onkels nötiger brauchst als er deine Dienste. Es haben jetzt nicht alle Leute soviel Gutmütigkeit, ein kränkliches und nicht übermäßig tüchtiges junges Mädchen um einiger Nettigkeiten willen zu unterhalten. Du hast immer noch nicht begriffen, daß wir Krieg führen, und was das in seinem ganzen Umfang bedeutet. Nun, manchen hat Gott ihren sanften Egoismus gegeben, daß sie sich leichter haben, aber sie sollten wenigstens einsehen, daß andere das Leben nicht so leicht finden,

und ihre Haltung danach einrichten. Mir scheint deine christliche Selbstgenügsamkeit nachgerade etwas billig, und es wäre gut, wenn du dich bemühtest, wieder etwas mehr zum allgemeinen Leben beizutragen."

„Insofern wäre es vielleicht doch besser, auf eine Zeitlang den Ort zu wechseln, da ich dir hier so viel Anstoß gebe."

„Insofern wäre es besser, deine Tonart zu wechseln. Ich bewundere nichts so sehr an dir als die Stirn, die du nach allen Vorgängen noch hast."

„Von was für Vorgängen sprichst du?"

„Viel Sicherheit tönt nicht aus deiner Frage. Aber sei ganz ruhig: ich bin nicht vom Bedürfnis besessen, von dir um Verzeihung gebeten zu werden. Solche frommen Scherze liegen mir gar nicht. Aber es hätte für dich gesprochen, wenn du während der langen Zeit meines Hierseins einmal Gelegenheit genommen hättest, eine begangene kindische Niedertracht ins gleiche zu bringen. Auf deinen Charakter hab' ich mich nie verstanden."

„Wenn du keine Bitte um Verzeihung erwartest, was verstehst du dann darunter, etwas ins gleiche zu bringen?"

Die Tante bemerkte mit Erstaunen die Herausforderung in der Frage. Einen Moment stutzte sie sogar: „Oh, ganz einfach und von Mensch zu Mensch," brach sie dann mit einem etwas unangenehmen Lachen los. „Ganz natürlich! Es ist nicht die mindeste Übernatürlichkeit dabei. Wir sind nur gewöhnliche Weltmenschen, aber wir halten auf gute Sitten, obwohl wir manchmal auch höhere Ideen hätten. Man kann ja Kindereien begehen aus Dummheit, aus Bosheit, ja aus Bequemlichkeit; du siehst, es fehlt mir nicht an Toleranz. Aber wenn man ältere Personen in Mitleidenschaft gezogen und sogar menschliche Verhältnisse auf lange hinaus verdorben hat, und man fängt dann einen frommen Wandel an, so glaubte ich bisher, dergleichen beginne damit, daß man zuerst seine persön-

lichen Verhältnisse ordnet auch mit solchen Personen, die man nicht besonders gut leiden kann trotz aller Heiligkeit. Abneigungsmotive sollen ja sonst bei wirklich frommen Menschen nicht mehr wirksam sein. Aber vielleicht bist du noch eine sehr grüne Heilige, und dann muß man dir manches nachsehen. Nun, ich in meinem Teil stehe auf dem Standpunkt, daß ich mein Verhalten zu dir von deinem Verhalten zu mir abhängig mache. Du kannst mich so erleben und kannst mich anders erleben. Das wollte ich dir schon lange einmal sagen. Mit schönen Worten bin ich nicht mehr zu fangen."

Linde saß mitten in einem gerechten Zorn.

„Hattest du das Gefühl, daß es mir darauf ankomme, dich mit irgend etwas zu fangen?"

„Ich brauche dir über meine Gefühle ja wohl nicht Rechenschaft zu geben," achselzuckte die Tante etwas dürr und erhob sich. „Wenn dir daran liegt, sie kennen zu lernen, so mußt du dir, wie schon gesagt, einen andern Umgangston dafür aussuchen."

„Den Ton in diesem Haus gibst ja gegenwärtig du an."

Frau Malva zog die Augenbrauen in die Höhe. „Sehr nett," anerkannte sie hochmütig. „Aber ich werde nicht mit dir zanken, meine Liebe. In einem so vertraulichen Verhältnis stehen wir nicht zueinander."

„Das war auch immer meine Auffassung!"

Selbst der Tante fiel der schwermütige Gesichtsausdruck auf, mit dem sie diese Worte sprach, und er gab ihr nachher noch zu denken. Für jetzt erwiderte sie lächelnd und mit vorgeschobenem Kinn: „Wie du meinst, mein Kind. Dann gehst du aber etwas unbequemen Zeiten entgegen."

„Ich bin davon noch nicht ganz überzeugt," sagte Linde um einen Schein blasser und bitterlich ihren Blick festhaltend. „Ich denke, wenn du dagegen bist, daß ich den Platz hier verlasse, so will das heißen, daß du ihn bald räumen willst."

Der Hieb saß. Die Frau, die sich schon zum Gehen gewandt hatte, kehrte um und tat beinahe unbewußt einige Schritte zum Mädchen zurück, das noch auf seinem Stuhl saß. „Ich bin dir immerhin verbunden, daß du endlich dein wahres Gesicht zeigst," erklärte sie hocherstaunt. „Mein Kindchen, um eine solche Haltung mit Erfolg durchführen zu können, bist du ein bißchen provinzlerisch, und hast du schließlich auch nicht den sittlichen Standpunkt. Zum Glück stehen noch Mächte und Personen hinter uns, die dir Autoritäten bedeuten und bei denen dir an deinem guten Ruf etwas gelegen ist. Nein, meine Liebe, ich werde den Platz zunächst noch nicht räumen; darüber beruhige dich nur. Hast du mir sonst noch einen zartfühlenden Vorschlag zu machen? Es scheint nicht. Nun, ich stehe dir ja jederzeit zur Verfügung."

Mit diesen Worten ging sie ziemlich rasch ab, solchermaßen das letzte behaltend. Linde erhob sich wenig später müde und unter einem großen innern Schweigen, um ihre Tagesgeschäfte fortzusetzen. Nachdem sie in den untern Räumen fertig war, stieg sie zum Dechanten hinauf, um zu hören, was er ihr zu sagen hatte.

Über dem Dechanten hatte in jener Zeit die Kunstleidenschaft vollständig die Herrschaft gewonnen. Die Stunden, die er nicht auf dem Bauplatz verbrachte, wozu ihm die Kirche jetzt ganz geworden war, steckte er in seinem Museum oder im Arbeitszimmer über alten Chroniken und über seiner neuen, zusammenfassenden, von der gegenwärtig eben die ersten Kapitel wurden. Anders als kunsthistorisch beschäftigt sah man ihn überhaupt nicht mehr im Dom. Die gottesdienstlichen Handlungen samt der Beichte und der Predigt überließ er unbeschränkt seinen Hilfsgeistlichen, die erstere, weil ihm die Stimmung dazu fehlte, die letztere, weil ihm die Vorbereitung zu viel Zeit weggenommen hätte, denn er besaß bereits einen auf den Termin festgelegten Vertrag mit einem Verleger. Gegenwärtig wurden die photographischen Aufnahmen gemacht, mit denen nach-

her das gelehrte Werk ebenso anschaulich unter- und überbaut als kurzweilig geschmückt werden sollte. Der Dechant lebte ständig in einer gewissen geistigen aber nicht geistlichen Erregung, und für alle nicht kunstgeschichtlichen Verhältnisse und Beziehungen seines Lebens verlor er in zunehmendem Maß die Aufmerksamkeit und den Sinn. Außerdem spannte ihn ein Ereignis, von dem noch die Rede sein wird. Er lebte abwesend, wühlend und in einem ständig seine Glut steigernden Vorfeuer des weltlich-wissenschaftlichen Ehrgeizes nach Erfolg und Ruhm. Das war auch mit ein Grund, warum die Tante in ihrer Hauspolitik schließlich von ihm unbehelligt blieb; jetzt schob er alles auf und hinter sich, was an ihn sonst noch Ansprüche stellte, und zwar nicht lässig und lahm, sondern mit heftig entschiedenen Bewegungen und stets reizbarer, leidenschaftlicher Abwehrgebärde.

In diese Stimmung hinein hatte ihn diesen Morgen ein Schreiben des Erzbischofs getroffen. Er beschäftigte sich mit seiner Kirchenrenovation, über die er einige grundsätzliche Bedenken äußerte. „Wir haben es gutgeheißen," stand darin, „daß Du nebenbei einige Gelegenheit benutztest, um das eine oder andere Gerät wieder ans Licht zu bringen, was Dir denn auch vielfach gelungen ist. Du weißt, daß Wir von vornherein keinen großen Nachdruck auf diese Möglichkeit legten, von der Wir nur als Gelegenheit sprachen. Wir meinten daher auch keineswegs, daß, wie es seither immer mehr den Anschein gewonnen hat, Du das ganze Werk auf eine Liebhaberei und auf eine Leidenschaft einstellen würdest, die weniger Gott und der Gemeinde dienen als der weltlichen Wissenschaft. Laß Du die Kunstgeschichte denen, die diesen Zweig von vornherein für sich gewählt haben. Du hast, soviel Wir wissen, den Dienst Gottes an der Seele der Menschen für Dich gewählt. Die Klagen über Deine so ungebührlich in die Länge gezogene Kirchenrenovation mehren sich. Ich weiß, daß Du in einseitigem Eifer mit der weltlichen Be-

hörde Abmachungen trafst, die den Termin der Wiedereinweihung Deines Domes um Monate hinausgeschoben haben. Darüber wirst Du Dich noch besonders vor Uns zu verantworten haben. Die Gemeinde kniet im Maurerstaub. Die heiligen Geräte und Symbole der Jetztzeit liegen im Schuppen, während Du alte ausgräbst, und die Gläubigen sehen auf eine zerstörte Stätte, auf Attrappen aus unbemaltem Karton und auf rohe Gerüste, die längst wieder aus der Kirche sein sollten, wir wollen daher, daß Du am nächsten Montag Dich bei Uns einfindest, um Uns Rechenschaft über den Stand der Dinge zu geben und Unsern endgültigen und unwidersprechlichen Entschluß über die weitere Führung jener Geschäfte zu erfahren. Wir werden dann auch noch andere Fragen zu besprechen haben, die Dein persönliches Leben und Deine Hausordnung angehen und die ebenfalls unser lebhaftes Bedenken erregen. Sieh zu, daß Du über alles befriedigende Auskünfte geben kannst, die Wir Uns gerade von Dir herzlich wünschen. Inzwischen empfange Unsern Segen."

Vom Segen spürte er diesmal nicht viel, so sehr er den alten Herrn verehrt hatte; er steckte jetzt voll weltlich erregter Ströme, die einem solchen frommen Einfluß widerstrebten. Heftiger brandeten sie an dem unerwartet entgegengestellten Hindernis auf, und der Unmut dieses Sohnes der Kirche über die vorgesetzte väterliche Gewalt war nicht klein, aber sofort stark von schlechtem Gewissen bestritten. Nun wäre der Unfrieden in solchem Umfang trotzdem nicht ganz zu verstehen und würfe ein schlechtes Licht auf den Charakter des Dechanten, wenn man nicht erführe, daß er gerade diese Tage über eine alte Handschrift geraten war, die alle seine Leidenschaften aus dem Grund neu aufregte. Denn in dieser Handschrift stand klipp und klar, daß unter dem Boden des Chores, da, wo in der darunter liegenden Krypta alle Traggewölbe nach dem Mittelpfeiler zusammenlaufen, in diese Vereinigung zur Zeit des Dreißigjährigen

Krieges ein Kasten mit goldenen Geräten, die schon in der Handschrift als alt bezeichnet wurden, versenkt worden sei. Mit dieser Nachricht erklärte sich dem Dechanten erstens auf einen Schlag die auffällige Armut des alten, vielverehrten Gotteshauses an Silber, Gold und Edelsteinen, an denen viel jüngere und weniger berühmte Dome unverhältnismäßig reicher waren, zweitens der Umstand, daß er nirgends auf einen Hinweis über den Verbleib der unzweifelhaft vorhanden gewesenen Votivgaben gestoßen war, und drittens weckten sie in dem einfach lebenden und persönlich so anspruchslosen Mann urplötzlich einen rechten Heißhunger, eine geistige Wolfsgier nach kirchlichem Besitz, Reichtum und schwerer Pracht, daß er seit den Tagen, die er mit diesen schwülen Vorstellungen im Kopf herumlief, sich selber nicht mehr kannte. So gut ihm die Armut und Einfachheit seines Domes bisher gefallen hatten, so ehrgeizig wild, um nicht zu sagen: verwildert umflogen nun seine Gedanken die Stelle im Chor, in welcher ein solcher Glanz verborgen war. Durch die Hebung des Schatzes konnte womöglich sein Dom von einem Tag auf den andern alle übrigen an Besitz und geschichtlicher Bedeutung überstrahlen, abgesehen von dem Ruhm, den ihm die Tat persönlich einbringen mußte.

Die Schwierigkeit dabei aber war die, daß der Architekt ein bedenkliches Gesicht machte, nicht über die Urkunde, an die glaubte er ebenso wie der Dechant, aber über die technische Ausführung der Hebung. Er wollte sie nicht wagen ohne eine ausgiebige Stützung des Gewölbes und zwar des ganzen, da man nie wissen konnte, welche Überraschungen man mit der alten Krypta erlebte, wenn man sich mit ihrer Struktur einließ. Der Bau war im ganzen nicht mehr sehr kernig und hing hauptsächlich durch sich selber zusammen; ein Turm war schon vor dreißig Jahren eingestürzt, und ein Eingriff wie der beabsichtigte ein Unternehmen von ernstlicher Tragweite an Mitteln, Zeit und Geld. Anstatt eines günstigen Zufalls nun, der

dem Dechanten weitergeholfen hätte, kam dieser Brief des Erzbischofs seiner Leidenschaft außerordentlich ungünstig in die Quere, und wenn es ihm nicht gelang, den hohen Herrn am Montag für die Ausgrabung zu gewinnen, so wußte er nicht, was weiter werden sollte. Indessen glaubte er im letzten Grund nicht, daß der Erzbischof auch unter diesen Umständen an seinem Einspruch festhalten würde, und nötigenfalls ließ sich vielleicht zwischen ihm und der weltlichen Behörde ein Abkommen zustande bringen, nach dem er sich noch ein bißchen länger geduldete, und die weltliche Behörde einige Arbeiter mehr stellte.

Für diese Angelegenheit rüstete er sich also mit einigem Mut, für die auferlegte Rechtfertigung mit Ergebenheit zum voraus wissend, daß er sie nicht zum besten bestehen werde, und, was den letzten Satz des Hirtenbriefes nicht an die Herde sondern an den zweifelhaften Unterhirten anging, der sich mit dessen privaten und häuslichen Angelegenheiten befaßte, so sah er sich zu seinem tief betroffenen Verdruß nun doch genötigt, zwischen allen Geheimnissen Stellung zu nehmen, denn das Geraune oder Geschwätz, wenn es kein Geschrei war — er wußte ja nicht mehr — was in der Gemeinde vorging — hatte offenbar bereits den Weg ins erzbischöfliche Palais gefunden. Er mußte also über diese Dinge zumindest Bescheid wissen, und das war der äußere Grund, warum er Linde zu sich befohlen hatte. Die innere Veranlassung besaß er schon lange.

„Setze dich, Linde," sagte er nicht ungütig zu dem Mädchen, als es eingetreten war, und wies ihm einen Stuhl an. „Du kommst nicht zu oft dazu. Warum nimmst du nicht wieder einmal dein Mittel ein? Mir scheint, daß du's brauchen könntest. Am besten wäre gewesen, du hättest damals eine Aushilfsköchin angestellt, als ich's dich hieß. Nun, wie du willst. Hoffentlich geht's mit der Brigitt bald wieder aufwärts. Wie war die Nacht?"

Linde gab Auskunft und wartete wieder. „Hm!" machte der De-

chant und ging nachdenkend und mit seiner Verstimmung kämpfend einige Male auf dem Teppich vor dem Bücherregal auf und ab. „Deshalb habe ich dich übrigens nicht herbestellt. Du hast mir vor einiger Zeit eine Auskunft verweigert, du weißt welche, du hast sie so wenig vergessen wie ich. Es brauchte weiter nichts dahinter zu stehen — eine Störung in den innerlichen Beziehungen, sonst nichts. Vom übrigen, dachte ich, werde das Haus von selber rein werden. Nun, derlei Angelegenheiten haben die Eigenschaft, daß sie um sich greifen wie Petroleumflecken. Wo sie hindringen, verbreiten sie üble Gerüche und verraten, daß etwas nicht in Ordnung ist. Heute stellt der Erzbischof dieselben Fragen an mich, die ich damals an dich stellte. So weit haben wir das gebracht, daß man uns von außen ins Haus greifen kann. Du bist mir immer noch die nächste, mit der ich über diese Dinge reden mag. Ich gebe dir jetzt Gelegenheit, unser Vertrauensverhältnis wiederherzustellen. Benütze sie, Kind. Was ist jene Nacht um die Tante vorgegangen?"

Nun war für Linde der Augenblick der Rache da, ganz ungesucht zu benützen und mit dem besten Gewissen zur allgemeinen Befreiung zu wenden. Sie mußte freilich bedenken, ob es möglich sein werde, das Geheimnis der Frau preiszugeben, ohne das eigene zu gefährden, aber sie bedachte es nicht sondern sagte nach kurzem Zögern: „Ich weiß es nicht!", ohne eine einzige egoistische Nutzanwendung angestellt zu haben. Aber weil ihr einmal die Triebkräfte ihrer Handlungen aus zwei Quellen flossen, der Liebe und der Feindschaft, so erkannte sie neben ihren innersten Gründen der Vornehmheit gleichzeitig einen äußern, der ebenfalls zu einem innern wurde: sie durfte nicht dazu beitragen, die Tante von hier zu vertreiben, denn aus der fortdauernden Gegenwart der bittern Frau gewann sie etwas wie ein Sicherheitsgefühl dafür, daß mit ihrer Liebensmöglichkeit keine eingreifende Veränderung geschah. Solange Linde um Heinzes Geschick sozusagen unter seinen Augen mit der Feindin kämpfen durfte,

solange konnte diese jedenfalls kein Sonderabkommen mit ihm treffen. Nebenher fand sie freilich ihre Gewissensplage gegenüber dem wohlmeinenden Mann und der geistlichen Person fortgesetzt ungünstig.

„Hm!" machte der Dechant, wieder enttäuscht. „Ich hoffe, daß dich kein unangebrachtes Feingefühl hemmt."

„Mich — hemmt kein Feingefühl," sagte sie und glaubte es selber.

„Linde, was hat es mit der Verletzung deiner Tante und mit Brigitts Nervenfieber auf sich? Ich sehe dir an, daß du in mehr eingeweiht bist, als du den Schein haben willst. Ich muß es wissen. Am Montag soll ich dem Erzbischof Antwort stehen."

„Ich weiß — nichts," erwiderte Linde mit Anstrengung.

„Hat Brigitt ein Geheimnis, so mußt du sie fragen."

Und auf die erste Frage zurückkommend, sagte sie noch: „Die Tante spricht ja von der Lampenglocke."

Von ihren etwas eintönigen Ableugnungen gereizt, trat der Dechant ihr ungeduldig näher. „Das ist nicht die Miene, mit der man Wahrheit spricht," bemerkte er bewegt. „Es fällt mir schwer, dir geradezu ins Gesicht zu sagen, daß du lügst, aber du solltest bedenken, daß ich dich von Kind auf kenne. Was die Lampe in Bewegung gebracht hat, werde ich dich nun gar nicht fragen; du wirst mir antworten, daß der Zufall gewaltet habe. Aber warum fand ich dich am Prozessionsmorgen, als der Betrunkene dagewesen war, so vollständig erschüttert und niedergebrochen? Das sage mir. Darüber mußt du wenigstens Bescheid wissen."

Gequält ließ sie ihn wieder einen Augenblick auf Antwort warten. „Ich — war erschrocken über den Menschen," sagte sie dann tonlos, und wartete weiter, sie wußte nicht worauf.

Ihm schlug das Herz vor Unmut, und der Blick trübte sich ihm, was bei ihm stets mit großen Gemütserregungen verbunden war.

Rasch trat er vollends auf sie zu, legte ihr die Hand auf den Scheitel und bog ihr mit einer innerlich heftigen doch nicht unzarten Bewegung den Kopf zurück. „Linde," sagte er leise, beinahe knurrend: „Linde, du weißt, daß ich dich in der Beichte fragen kann! Willst du's darauf ankommen lassen?" Aber als sie ihm nur mit abgewandtem Blick das blasse Gesicht wies und mit fest geschlossenen Lippen schwieg, ließ er ihren Kopf schwer verdrossen fahren und wandte sich, um seine ruhelose Wanderung wieder aufzunehmen. „Es ist gut, du kannst gehen," sagte er endlich, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, mit einer Stimme, die sie noch nicht aufgab, aber die ihr tief erzürnt drohte. „Ich werde die Wahrheit ja von andern Personen im Haus erfahren; nur wird es dir nicht zugut kommen, daß ich zu ihnen gehen muß."

Linde erhob sich mit einem Seufzer, stand noch einen Augenblick schweigend mit düsterm Blick und verließ langsam und unter einem Frostschauer das Zimmer. Draußen fiel sie nach der schlaflosen Nacht und den Erregungen des Morgens eine solche Schwäche an, daß sie zuerst ihr Zimmer aufsuchte, um sich ein wenig auf dem Bett auszuruhen. Sie sank sofort in eine fieberige Bewußtlosigkeit, aber ein wenig wache Qual blieb immer noch vorhanden. Aus der gewollten Viertelstunde wurden zwei und mehr, so mühselig sie auch um die Herrschaft über ihre Glieder kämpfte. Endlich, als die Tante sie lange nirgends mehr gesehen hatte und auch nicht in der Küche fand, obwohl es ihr längst Zeit zum Kochen schien, ging sie sie suchen und fand sie, wo und wie sie zu finden war. Da sie auch auf kühle und spöttische Worte sich diesmal nicht aufraffte, befahl sie das Mädchen vollends zu Bett. Sie war heute zum erstenmal in diesem Zimmer, das mit einigen Abwandlungen aussah wie überall die Kammer eines gedankenreichen, warmherzigen und reinlichen Mädchens. Alles blickte ihr von Wänden, Tisch und Kommode freundlich und geordnet entgegen. Vor dem

kleinen Altärchen der Mutter Gottes standen farbige Strohblumen still und liebreich, und ebenso standen sie vor einem Bild des Leutnants auf der Kommode, nicht zum Vergnügen der Tante, und indem sie sich daran erinnerte, was in diesem Zimmer sich gegen ihre Wünsche zugetragen hatte, überfiel sie ein ungeduldiger Verdruß, den sie schwer verbarg. Unterdessen sagte sie ruhig: „Dann sieh nur, daß du morgen wieder zu brauchen bist!" und verließ sie.

Von Lindes Zimmer weg stieg sie in die Küche hinunter, um zu sehen, was zu tun sei. Kochen war nun gerade die Angelegenheit, von der sie am wenigsten verstand. Außerdem wäre es zu einem richtigen Mittagessen zu spät gewesen. So fand sie zu ihrem und zum Glück des Dechanten einen Teller kalte Kartoffeln, die sie briet, und ein Töpfchen mit ebensolchem Kohl von gestern, den sie aufwärmte. Der Dechant fand das Glück jedoch nicht übermäßig und aß mit geringer Begeisterung. Da er nun außerdem der Frau, um der sich so viel Dunkelheit und gefährlicher Schein zusammenzog, am Tisch allein gegenüber saß, war ihm auch innerlich nicht wohl, und flogen seine Gedanken wie Schwalben, denen man das Haus zerstört hatte, irrend und unermüdlich um sein Zerstörtes. Sie beobachtete ihn eine geraume Weile; schließlich fand sie es für gut, das Wort an ihn zu richten.

„Du bist heute schlechter Laune, mein Freund," redete sie ihn leicht lächelnd an. „Ich glaube, daß du diesen Morgen üble Post bekommen hast. Darf man nichts davon hören? Es wird ja doch mit dem Kirchenbau zusammenhängen, mit dem dein ganzes Wohl und Weh verknüpft ist. Ist dir wieder ein Vorgesetzter in den Weg gefahren?"

Der Dechant zuckte die Schultern. „Es ist die alte Leier," sagte er unlustig. „Den Leuten dauert alles zu lang; sie glauben, ein Münster bessert sich in einem Tag wie ein Ziegenstall."

„Mit dem Unterschied, daß unter einem Ziegenstall keine be-

sonderen Werte gefunden werden," meinte sie mit Laune. „Mein Freund, man muß nicht mit Leuten über Dinge disputieren, die sie nicht verstehen. Wer etwas durchführen wollte, hat es noch allemal allein schaffen müssen."

„Ja, wenn die verschiedenen Instanzen nicht wären," brach er los; ihre Anteilnahme löste ihm die Sprache wie Malzzucker den Husten, und so kam er, ob er wollte oder nicht, auf seine alte Chronik und den Schatz im Chor zu sprechen. „Gut, wenn ich davon nichts wüßte, so möchte doch jeder zu seinem Recht kommen. Aber zu denken, daß wir das Chor schon vorgehabt haben und vielleicht nur zehn Zentimeter mit der Spitzhacke von dem Gewölbe entfernt waren —!" Er schlug sich leidenschaftlich mit der flachen Hand vor den Kopf, ohne zu vollenden.

„Nun, und wer steht dir im Weg zu diesem Schatz?" fragte sie.

„Der Erzbischof!" achselzuckte er lakonisch; sie hörte, daß hier vor seinem Zorn eine Barre über dem Weg lag, und hielt es für gut, sie zu achten.

„Er wird dir schon nicht die Handschrift in Luft auflösen," sagte sie tröstend.

„Das ist's ja," zweifelte er trübe. „Wird er was darauf geben? Um einer alten Handschrift willen, die nicht einmal beglaubigt ist, darf er nicht einen solchen neuen Aufwand an Zeit und Mitteln zulassen."

„Wird das einen so großen Aufwand geben?" erkundigte sie sich. Er erklärte es ihr.

„Mit den nötigen Leuten wäre alles zu leisten, aber die kosten auch wieder Geld, und ich bin zu Ende. Ob wenigstens die Regierung auf die Handschrift sich bewegt, ist mehr als fraglich, ohne Beziehungen, wie ich dastehe. Wäre sie mir doch nur ein Vierteljahr früher in die Hände gekommen. Ist aber das Haus einmal geweiht, so kann ich überhaupt an nichts mehr denken."

„Das heißt," warf sie lächelnd ein: „Du wirst an gar nichts anderes mehr denken als an den vergrabenen Schatz. Aber wie wäre es, wenn wir die Sache in der Stille miteinander machten? Wieviel brauchst du denn? Fünftausend? Zehntausend? Ich stehe dir zur Verfügung. Du wirst doch keine unüberwindliche Abneigung gegen protestantisches Geld haben?"

Aber der Dechant schien eine zu haben. „Liebe Malva," sagte er spröde abspringend: „Das ist gut gemeint, und ich danke dir, aber darüber können wir nicht reden. Ich habe ohnehin schon genug Geschrei um mich."

Sie merkte, daß sie sich wieder zu weit vorgewagt hatte, und schwieg ein Weilchen. Dann versuchte sie, der Sache von einer andern Seite beizukommen. „Sieh mal," sagte sie endlich, „du solltest mir nicht die einzige Gelegenheit verwehren, die lange Gastfreundschaft, die ich hier genieße, durch einen kleinen Dienst ein bißchen auszugleichen. Du wirst mich nämlich noch nicht ganz bald wieder loswerden, außer wenn du aggressiv gegen mich vorgehst. Die kleine Stadt und das stille Haus mit seiner saubern und einfachen Atmosphäre tun mir wohl. Ich habe nicht die beste Zeit hinter mir. Erst die Krankheit und der Tod meines Mannes. Dann die Prozesse — ein besonders vorausblickender und genauer Familienvater war er ja nicht gerade —, bei denen beinahe jede menschliche Gemeinheit wenigstens einmal irgendwo durchschlug. Auch der Krieg mit seinen Spannungen und Selbstbetäubungen. Nun, ich will dich nicht mit Einzelheiten beschweren. Genug, von dieser Unruhe habe ich hier schon alles verloren. Inzwischen wird meine kleine Villa fertig werden; in die Großstadt zurückzugehen hätte ich jetzt einen Schauder. Bist du also nicht durchaus gegen mich eingenommen — ich bin ja nicht immer ein bequemer und vergnügter Mensch —, so möchte ich bei dir erst ganz zum innern Gleichmut kommen, bevor ich mich wieder weiter hinaus wage.

Manchmal ist's mir, als ob ich über Kellern mit Leichen lebte. Du hast gewissermaßen ein Heilwerk an mir zu vollbringen. Dafür mußt du mich auch etwas tun lassen. Daß ich dir nach Kräften deine zwei Patienten ersetze, ist ja selbstverständlich; aber ich wünschte, daß du mir erlaubtest, dir in einer so wichtigen und wertvollen Angelegenheit zu helfen. Ich müßte sogar sagen, daß ich sonst doch schwierig fände, länger hier zu sein. Das Leben ist ja ein Geschäft auf Gegenseitigkeit."

Der Dechant war mit einiger Verwunderung in den Augen diesen Ausführungen gefolgt, und die vertraulichen Eröffnungen machten immerhin einen gewissen Eindruck auf ihn, wenn auch keinen durchaus angenehmen. „Du kannst natürlich bei uns bleiben, solang du dir einen inneren Vorteil davon versprichst," sagte er, über Widerstände zustimmend. „Und da auch Linde gegenwärtig nicht im Stand ist, so kann es wirklich nichts schaden, wenn sonst noch jemand sich um das Haus kümmert. — Was das andere angeht, darüber können wir ja noch reden," schloß er froh, mit einem guten Abgang den Tisch aufheben zu können.

Im Lauf des Nachmittags zeigte er ihr aber immerhin die alte Chronik und die Pläne des Münsters und ging sogar mit ihr in die Kirche hinüber, um die Anstalt am Platz zu betrachten. Er konnte gar nicht recht hinsehen vor Herzweh und Leidenschaft, indessen Frau Malva allerlei Interessiertes und sogar Gescheites über die Sache vorbrachte und jedenfalls in aller Zurückhaltung ganz seine Partei war. Das tat ihm dann doch wieder wohl, und er begann heimlich mit schwach gelichtetem Mißtrauen nach den fünf- oder zehntausend Mark zu schielen — aber doch immer noch mit Mißtrauen.

In der Zeit — es ging wohl an die zwei Stunden — lagen die beiden Patienten mutterseelenallein im Haus und konnte mit ihnen passieren, was wollte. Brigitt hatte richtig nichts zu essen

bekommen, und der Dechant dachte vor lauter ungehobenen Schätzen auch nicht an sie. Über Lindes Zustand besaß die Magd Nachricht. Das Mädchen hatte sich trotz aller Schwäche einmal hergeschleppt, um zu sehen, ob sie auch zum Ihren gekommen sei. Brigitt log: ja und trieb nur erschreckt, daß Linde wieder ins Bett kam. Unterdessen litt sie keinen kleinen Hunger.

Als man ins Haus zurückkehrte, erinnerte er sich des alten Menschen, nur geschah dies nicht wegen ihres leiblichen Wohls sondern wegen des bischöflichen Sendschreibens. Bald darauf trat er durch die Tür. Sie dachte, er wolle sie wieder einmal besuchen, und war sehr erfreut. Die Eingangsfragen nach ihrem Befinden beantwortete sie mit einer dankbarlich stolzen Miene, denn wenn ihr Herr sie beehrte, so befand sie sich wohl. Darauf kam sie mit einer ernstlich besorgten auf das Mädchen zu sprechen, und er wurde schweigsam. Als er darauf seinem Ziel näherrückte, wurde sie schweigsam. Ungern trug er ihren Rechten als kranke Person Rechnung, und die Unterhaltung wurde dornig. Schließlich schwiegen sie beide, sie mit peinlich verschlossenen Zügen, denn sie dachte an Lindes Verbot, wenn sie auch in Angst gehorchte, er mit ratlosen und erbitterten, denn jetzt blieb ihm nur noch die Tante übrig oder vor dem Erzbischof das Bekenntnis, daß er nicht wisse, was in seinem Haus vor sich gehe, abgesehen von einer Verschwörung gegen seine Person, deren Grund oder Absicht er ebenfalls nicht kannte. Nach einem schmerzlichen und unaufrichtigen Gespräch über das Wetter verließ er endlich unbehaglich grollend die Magd. Aber sie grollte selber über seine Teilnahmlosigkeit gegenüber Lindes Zustand. „Und das will ein Priester sein, ein Stellvertreter Christi!" brummte sie hinter ihm her, um dann über die Lästerung sehr erschreckt zu verstummen. Fehlte es in der Folge ihrem Leib noch bis abends, wo ihr die Tante durch ein fremdes Kind ein bißchen Essen hinaufschickte, durchaus an Nahrung, so hatte ihr

Geist dafür mehr als genug, wenn sie an die drei Hausgenossen dachte, an jeden mit den zugehörigen Gefühlen. Zum Glück hatte ihr Linde heute früh das ungebärdige Wesen gebrochen, so daß ihr Herz einen geduldigen und ziemlich treuen Takt schlug. Früh nach dem Nachtessen, von dem sie wenig aus der Hand der Feindin genoß, schlief sie ein; als sie nachts noch einmal von ihrem Herzen gestört erwachte, fand sie wie immer Linde neben sich.

Der Dechant beschloß, die Tante aus diesem Spiel zu lassen. Dafür sah er in zunehmender Ergrimmtheit durch den Schluß der Worte Linde zu. Sie hatte schon am nächsten Tag ihren gewohnten Wandel fortgesetzt, wenn auch trotz ihres Ruhetages unerquickt und sich in stiller doch leider ganz unbemerkter Heldenhaftigkeit von einem Geschäft zum andern geschleppt. Am Sonnabendvormittag stellte er sie im Hausgang oben. „Ich erwarte dich morgen zur Beichte," sagte er fremd und leidend, blickte ihr noch einmal beunruhigt ins blasse Gesicht und ging dann mit raschen Schritten nach seinem Arbeitszimmer. Er hatte vor, die Predigt zu machen, die er morgen zur Abwechslung wieder halten wollte, weil er sich dazu aufgeregt fühlte. Aber es wollte ihm heute kein Satz gelingen, so nahe ihm das Material dafür — er dachte über die Krankheit der falschen Leidenschaft zu reden — zur Hand lag — nicht nur in der Person seiner Nichte, sondern viel näher in der eigenen, aber davon war ihm zur Zeit nichts bewußt. Fünf Blätter ballte er ärgerlich zusammen und warf sie in den Papierkorb, bis eines auch noch viel geflickt und verschmiert zu den andern kam. Als er fertig war, wußte er durchaus nicht mehr, wie der Eingang lautete, und beim Nachlesen bemerkte er, daß dieser nicht im geringsten zum Schluß stimmte. Gereizt und in ziemlich unfrommer Stimmung erschien er zum Mittagessen, das ihm denn auch nicht bekam. Es befielen ihn bald nachher Magenschmerzen, und er mußte Pfefferminztee bekommen; als der nicht half, rüstete ihm

Linde eine heiße Leibflasche, die etwas Linderung brachte. Auf den Nachmittagstee verzichtete er, und zum Abend genoß er nur zwei Stückchen Zwieback, obwohl es Heringe mit Kartoffeln gab, die er sonst zärtlich liebte. Auch dies schrieb er dem Mädchen auf die Rechnung. Er konnte es vor Groll fast nicht ansehen, obwohl es immer noch viel lieblicher dasaß als die Tante, mit der er im wohlgebildeten Hin und Her der Unterhaltung in aller Verstimmung höflich die Blicke kreuzte. Zeitig nach einem verpfuschten Tag zog er sich zurück und konnte beinahe nicht schlafen vor Erregung und vor Herzspannen auf den Morgen.

Als Linde am Sonntagmorgen zur Beichte ging, stand Bob umsonst erwartend und mit kurzen, anfragenden Bewegungen seines Schwanzes da, ob er mit dürfe. „Aber mein armes Kind, du bist doch ein Heidenseelchen," sagte sie und streichelte ihm den dunklen, ausdrucksvollen Kopf. „Wie willst du denn mit Frauchen beten gehen? — Das Auge ist heute wieder schlimm; wir müssen's nachher ein wenig waschen. — Und dann riecht sein Fell wieder nach Mäusen, und das ist immer das Schönste an ihm!" schloß sie plötzlich leidenschaftlich, drückte ihn rasch an sich und ging aus dem Vorgarten, während er ihr mit seinem gesunden Auge ernst und denkend nachblickte. Darauf führte er, irgendwie heimlich von ihr erregt, plötzlich die vordere Streckung aus, nachher die hintere, um noch eine ganze Weile unruhig umherzustreichen.

Linde war die Nacht wieder spät zu Bett gekommen. Über dem Schreiben an Heinz und dem Denken an ihn war ihr die Zeit nicht eben glücklich, aber schnell vergangen, und schließlich hatte sie ihr doch etwas wie eine Befriedigung zurückgelassen, denn es war ihr gelungen, ihm in freien und lebendigen Worten zu sagen, warum sie nicht in die Welt hinaus wolle, aber das Beste von allem hatte sie unter die Zeilen versteckt wie die Mutter die Ostereier unter die Buchsbaumhecken im Garten; dort konnte er suchen, wenn seine Sehnsucht am grünen ordentlichen Buchs noch nicht satt wurde. Indessen hatte er der Tante erst neulich angedeutet, welche Art es mit seiner Unersättlichkeit auf sich habe, und zwischen den Zeilen las er jetzt mehr bei ihr als bei seiner wahren Geliebten. Daß er dabei immer tiefer ins Hungern geriet, merkte er halb und halb, und er gab ganz dem Mädchen die Schuld daran, weil es ihn am richtigen Zugreifen hindere.

Nachdem Linde den Brief in den Kasten geworfen hatte, trat sie in den Dom. Der Beichtstuhl des Dechanten stand vorn im Schiff, linker Hand vom Hochaltar. Sie kniete lange auf der andern Seite vor dem einzigen Nebenaltar, den seine Altertumswut der Gemeinde gelassen hatte. Sie betete nicht und dachte auch nicht an weltliche Angelegenheiten, nicht einmal mehr an ihren Geliebten; sie war nur allein mit ihrer unbeschrienen Stunde, ihrem Gefühl von sich und mit der Heiligkeit des Ortes. Über diesem Ausruhen in Gott und im Anschauen der warmen, fromm belebten Kerzenflammen, der Blumen und der heiligen Figuren auf dem Altarbild versäumte sie beinahe die Zeit.

Der Dechant erwartete sie mit ebensoviel Ungeduld als Furcht, seitdem er sie hatte durch die Kirche gehen sehen. Es würde ihn schwer betroffen haben, wenn sie nicht gekommen wäre. Nun sie gesammelt geradeaus zu ihm kam, wünschte er beinahe, sie wäre weggeblieben, und nur die Hoffnung, daß sie wirklich zum Beichten bereit sei, verhinderte ihn daran, ihr zu sagen, daß sie in Gottes heiligem Namen wieder gehen solle, ehe sie diesen gelästert habe. Seine Eingangsfragen stellte er mit Mühe; sie beantwortete sie ruhig und still vertieft mit bescheidener Stimme und mit hingebender Gebärde, die ihn doch wieder etwas an sie glauben machen wollte; ihre allgemeine Fehlbarkeit stand ihr außer Zweifel. Als er aber zur Hauptsache kam und die Unkeuschheitsfrage stellte, zögerte sie einen Moment, während ihm das große Herz vor Angst klopfte; dann erklärte sie fest, wenn auch mit derselben milden Stimme und der gleichen ehrfürchtigen Haltung, daß sie sich keiner Verfehlung dieser Art bewußt sei, und auch an keiner Teil habe. Sie war einmal unweigerlich entschlossen, das Geschick ihres Liebsten, das sie in großherziger Weise auf sich genommen hatte, als eine nicht durch menschliche Gespräche verwirrende Angelegenheit zwischen ihm, ihr und Gott zu betrachten und zu erhalten. An

diesem Priester hinderte sie, daß er zugleich ihr Onkel war; sie hätte einen Erzengel gebraucht, und es war noch sehr die Frage, ob sie diesem gebeichtet hätte. Darum lehnte sie auch des Dechanten dringende Aufforderung, ihr Geheimnis der unpersönlichen Kirche Gottes zur Beurteilung und Absolution zu übergeben, still und streng ab, denn die Kirche, was sie davon begriff, stand auf persönlichen Menschen. Sie kniete da mit blassen, ernsten Zügen, die neuerlich viel bisher verborgen gewesene Lieblichkeiten ergreifend zeigten, und verweigerte in völliger Gefaßtheit, so daß er die seine darüber verlor. Einen Augenblick schwieg und überlegte er, einen geistigen Zornanfall niederkämpfend. Endlich sagte er noch ganz darin lodernd und rauchend wie in einem feurigen Busch: „Die Kirche hat Macht zu lösen und zu binden. Sie löst und bindet dich zugleich. Sie stellt dich auf dein Gewissen, wohin du dich schon selber gestellt hast. Der Weg zur heiligen Kommunion steht dir frei, aber auf deine Verantwortung. Geh in Gott, wenn du's vermagst."

Was ihn am heftigsten erschütterte, war die Erfahrung, daß ein Sakrament, das er bisher für eine unbedingte Macht gehalten hatte, die er nur im vollen Ernst zu handhaben brauchte, um ihrer sozusagen automatischen Wirkung gewiß zu sein, ihm in einem ernsthaften Fall wie eine schlechte menschliche Waffe in der Hand splitterte und wirkungslos am Gegner zerbrach. Das bestürzte ihn geradezu und griff ihm als Schreck an seine apostolische Grundlage, wo wie der Staub beim Erdbeben sich in geheimer Regung der Zweifel vom Boden löste und in Schleiern aufzuwallen begann. Inzwischen kniete Linde noch ein Weilchen betend und in sich gekehrt, wie ihm, der sie mit brennenden Blicken beobachtete, schien. Dann erhob sie sich, um langsam aber mit gewissen, sicheren Schritten die Kirche zu verlassen. Zur Kommunion trat sie nicht an, und sie hatte auch nicht die Absicht dazu ge-

habt. Sie wollte ihm nur zu Willen sein, soweit sie das vermochte; darüber hinaus ging sie den selbstherrlich betretenen eigenen Heilsweg weiter, in ihrem Herzen nicht weniger katholisch als zuvor, und jedem freien, heiligen Symbol leidenschaftlich zugetan. Er seinerseits, nachdem er die ganze Reihe der Kommunikanten versehen und sie nicht darunter erblickt hatte, atmete auf wie nach einer glücklich überstandenen Gefahr, aber nicht im Gefühl, daß damit etwas gewonnen sei. Der Abgrund, der einige Augenblicke sie und ihn hinabzureißen gedroht hatte, drohte weiter, und von ihrer Schuld war er jetzt fest überzeugt. Als er das Mädchen beim Mittagessen nach vollbrachter Predigt wiedersah, schien es ihm fremd und unheimlich wie eine Kranke, die eine Gehirnentzündung zwar mit dem Leben überstanden, aber darüber die Gnade der Vernunft verloren hat.

Im Verlauf dieses Essens brachte die Tante die Unterhaltung auf Familienzerwürfnisse, und was damit zusammenhängt oder dabei in die Brüche geht, und kam auf diesem Weg auf ihr eigenes mit diesem Haus zu sprechen, wie man lange verwundene und beinahe vergessene Vorkommnisse behandelt, die inzwischen Gesprächsstoff geworden sind. „Ja, was ist eigentlich seither aus dem mysteriösen Buch geworden? Hat es sich inzwischen irgendwo gefunden?" fragte sie leicht und lächelnd. Der Dechant verneinte, und sie fuhr in angeregtem Ton weiter. „Tolle und eigenwillige Tage waren das eigentlich. Wir waren alle jung und rigoros. Mit der Zeit geht man mit seinen Freundschaften sparsamer um, und daß Menschen einander im wahren Wert entdecken, dazu gehören auch Gelegenheiten. Ich bin ja überzeugt, daß die Kinder mit dem Buch zu tun hatten. Daß sie nicht mit besonderer Liebe zu mir besessen waren, das haben sie ja reichlich und stets unmißverständlich manifestiert; Linde legte sogar meinen Namen ab. Aber ich meine, sie könnte uns jetzt verraten, wo sie damit geblieben ist. Die Ver-

heerungen, die sie angerichtet hat, sind ja inzwischen repariert, und die Heimlichkeit hat keinen Sinn mehr."

Der Dechant horchte einigermaßen überrascht von den neuen Ausblicken auf einen alten Prozeß auf. Schon ordnete er das Vernommene in das neue Charakterbild seiner Nichte ein. Daß Linde dann unbewegt mit feindlicher Miene sagte, sie habe das Buch nicht, schien ihm nur programmatische Bedeutung zu haben, indem sie damit ihr System der Heimlichkeiten und Ableugnungen fortsetzte. Die Tante lachte.

„Das will ich schon glauben, daß du es nicht in der Tasche mit dir herumführst. Aber wo ist's hingekommen? Sicher habt ihr's verkauft, um Konfekt und Feuerwerk dafür zu erstehen. Man wird euch heute doch nichts mehr nachtragen; das wäre geradezu töricht. Aber töricht wäre auch eine fortgesetzte Geheimniskrämerei eurerseits. Daß du mit dem Buch nichts zu tun gehabt habest, das wirst du jetzt ja wohl selber nicht mehr behaupten wollen."

Nun lag Linde nichts mehr an diesem alten kindlichen Symbol, das durch ein neues, reifes längst ersetzt war. Dem Dechanten hätte sie auf eine gute, unherrische Frage bescheiden Auskunft gegeben, aber in dies Gesicht mit den schmalen Lippen, den kalten Augen und den zusammengewachsenen Brauen machte ihr nachgerade jedes Wort beinahe unüberwindliche Mühe.

„Ich kann dir den Gefallen tun oder nicht tun," sagte sie trotzdem, ihren Blick feindlich aushaltend. „Du scheinst dir etwas davon zu versprechen. Gut, wir haben das Buch weggeschafft. Inwiefern bist du jetzt besser daran?"

„Du willst also noch heute den Anschein erwecken, daß ich damals die Schuldige war?" entgegnete die Tante etwas schrill. „Solch ein Widersinn! Wenn sich hier jemand etwas verspricht, so scheinst doch du es zu sein, meine Liebe. Aber ich fürchte, du wirst dich am Ende verrechnet haben. Das Leben geht weiter, gutes Kind."

„Dann weiß ich nicht, was du willst," versetzte Linde langsam. „Warum läßt dich die Geschichte nicht ruhen? Jetzt kann doch für dich wirklich nichts mehr daran hängen. Wenn ich jemand nach dem ganzen Besitz stehe, so kann ich doch meinetwegen auch noch ein Buch entwendet haben."

Verwundert betrachtete die Weltdame das Kind der Kleinstadt. „Das Mädchen ist doch wirklich sonderbar!" sagte sie zum Dechanten gewendet mit einem etwas dünnen Lächeln, das er nicht erwiderte. „Wer soll denn wem nach dem ganzen Besitz stehen?" wandte sie sich wieder an Linde. „Ich glaube, du solltest etwas niederschlagende Mittel einnehmen. Ich habe dich nachgerade im Verdacht, daß du in deiner ständigen Erkältung immer mit einem leisen Fieber herumläufst. Willst du dich nicht in ärztliche Behandlung geben?"

„Vielleicht," sagte Linde diesen Ton kurz abweisend; sie erhob sich, um das Geschirr abzuräumen und den Nachtisch aufzutragen.

Nach dem Essen wurden der Dechant und die Tante in seinem Zimmer, wo sie ihn jetzt manchmal ein bißchen besuchte, bei einer Tasse Kaffee über Lindes Fall noch vollständig einig. Linde zog es vor, gleich das Geschirr zu waschen, um nachher eine erlaubte Sonntagsruhestunde zu haben, die sie wohl brauchen konnte. Der Dechant war der Meinung der Tante, daß die Kinder mit dem Buch zu schaffen gehabt hätten, und daß das herausfordernde Scheinbekenntnis auf Wahrheit beruhe. Unterdessen wurde ihm das Verlangen nach dem seltenen und kostbaren Stück wieder rege, und als am Ende die Tante mehr scherzhaft als ernstgemeint eine Haussuchung bei dem Mädchen vorschlug, fiel die Anregung nicht ganz auf unfruchtbaren Boden. Seine Bedenken waren mehr Aufforderungen, sie zu widerlegen, und Frau Malva tat ihm den Gefallen. Manchmal, sagte sie, müsse im Interesse des Ganzen die höhere Autorität durchgreifen, zumal das Mädchen ein unbe-

rechenbarer Kopf sei und von selber aus der Affäre kaum herausfinden werde. Außerdem wisse man doch auch nicht, welche Motive es über dem Buch so festhielten. Soviel sie wisse, enthalte es etwas drastische Illustrationen zu den angeblichen Schönheiten der christlichen Kirche, in Wahrheit der berühmten Sulamith, und zu dem Liebesverkehr zwischen ihr und Salomo. Der Dechant suchte sich dieser Betrachtungen hinsichtlich des sanktionierten Buches zu erwehren, aber in der Anwendung auf das Mädchen schlugen sie durch, und die Haussuchung wurde beschlossen; die Schwägerin bekam eigentlich ungewünscht den formellen Auftrag dazu. Nun versuchte sie noch einmal vorsichtig, ihren lackledernen Schuh doch auf seinen morgigen Weg nach Canossa zu setzen, aber da wurde er ungnädig. Sie merkte, daß der Boden für sie Glatteis war, und zog den Fuß unauffällig zurück. Für den Rest des Abends wünschte er dann allein zu sein und brachte es auch zustande, ohne viel Vergnügen davon zu haben. Die Nacht schlief er nicht, und am andern Morgen saß er schweigend wie ein Grab im Abteil zweiter Klasse und fuhr zum Gerichtstag.

Der Anfang der geistlichen Unterhaltung wickelte sich genau so ab, wie er erwartete, der Fortgang nicht nach Wunsch, und der Schluß nahm eine strenge, überraschende Wendung. Ihn empfing ein hoher Greis in der schwarzen Sutane und mit wenig äußern Abzeichen der Würde, dagegen, wie ihm schien, seit dem letzten Sehen noch vermehrten innern. Er wurde sitzen geheißen, und so begann das Verhör. Gegen die vernachlässigte Gemeindepflege und die vielen ausgefallenen Predigt- und Beichthandlungen konnte er sich nicht verteidigen; dafür nahm er gefaßt und düster einen wohlverdienten ernstlichen Verweis hin. Über die Ursache und Quelle aller dieser geistlichen Verdrießlichkeiten, die Kirchenrenovation wurden dann die sehr ernsthaften Männer miteinander einig, das heißt, der Dechant wurde mit dem Erzbischof im Prinzip einig,

daß diese ärgerliche Kirchenstörung jetzt ein Ende haben müsse. Der Erzbischof, eine freie, männliche Gestalt von bedeutender Eindrucksfähigkeit, erklärte sich noch des näheren dazu.

„Habe ich dich zum Kunst- und Totengräber der Gemeinde bestellt oder zum obersten Seelsorger? Hast du eine unüberwindliche Leidenschaft, zu graben, so grabe in deiner Gemeinde, aber nicht nach Kunst, sondern nach der göttlichen Natur, und nicht nach toten Dingen, sondern nach lebendigen Seelen. Dagegen wirst du genug Kunst und noch viel mehr herzliche Natur und Frömmigkeit brauchen, um die frühere Willigkeit und den verlorenen Kirchensinn deiner verwilderten Gemeinde wiederherzustellen. Du hast eine murrende und aufsässige Parochie, die dich denunziert, und eine solche Verfassung ist der rechte Boden für sittliche Verwahrlosung und für jede unbotmäßige und auflösende Anregung von außen. Die Altertumskunde steht auf keinem ausgesetzten Posten, wohl aber deine Gemeinde. Als ich dich darauf setzte, versprach ich mir von deinen geistlichen Kräften eine Erweckung der Seelen zu Gott und eine Erregung Gottes für deine Seelen, aber ich bemerke, daß du die Seelen, anstatt sie zu erwecken, verdrießest, und Gott ist nicht durch deinen großen Glauben erregt, sondern durch dein eigenwilliges und ungefaßtes Treiben gestört. Von der Hoheit deiner Mission zwischen Gott und deiner Gemeinde gibst du der Welt wenig Begriff. Wie soll die Welt glauben, wenn du ihr nicht Gott erscheinen läßt? Willst du aber Kunstgeschichte erscheinen lassen, so bewirb dich um einen Lehrstuhl. Das unendliche Wesen, das die Welt erfüllt, hat kein Interesse an alten oder neuen Kreuzen, Monstranzen und Meßgewändern. Die Welt aber ist roh und zynisch, und das menschliche Hirn ist dumpf. Mit diesen verhindernden und gottfeindlichen Eigenschaften hängst du durch deine Eitelkeit zusammen. Steckte in dir nichts als ein beschlagener Pfaffe, von denen alle Wege wimmeln, so möchtest du auch noch laufen. Aber

von dir will ich göttliche Entfaltung sehen, und darum befehle ich dir durchaus: laß diese Liebhaberei, die dich zur Liebe unfruchtbar macht! Sieh zu, daß du mir nicht länger deine Gemeinde im Glauben störst. Du läufst schwere Gefahr, aber ich würde nicht zusehen, bis du ihr erliegst."

Nach dieser ernsten Zusprache wäre dem Dechanten eigentlich nichts andres übrig geblieben, als sein Herz vollkommen zu geben oder vollkommen zurückzunehmen. Er tat immer noch keines von beiden, war zwar zum ersteren grundsätzlich bereit, suchte sich aber vorher den Gewölbeschatz aus dem Dreißigjährigen Kriege zu retten, was jeder vernünftige Mensch an seiner Stelle getan haben würde. Und zwar versuchte er in aller Bescheidenheit den Gegenbeweis gegen die Behauptung zu erbringen, daß das höchste Wesen kein Interesse an Kreuzen und Geräten habe. Sobald es feststehe, daß die Kirche Gottes Offenbarung in der Endlichkeit sei, stehe es auch fest, daß diese Kirche Symbole brauche und daß darunter jene die zweckmäßigsten seien, die den frommen Grundgedanken am nächsten beim Ursprung erfaßten. Diese Nähe könne sich dokumentieren sittlich und zeitlich, sittlich durch das augenblickliche starke Erleben, zeitlich durch das Herkommen aus stark erlebenden Epochen, wie die früheren Zeiten des Christentums und das Mittelalter welche gewesen seien. Darum stehe er auf dem Standpunkt, die Aufdeckung solcher alten Zeugen der Frömmigkeit für ein verdienstvolles Werk zu halten. Den deutschen Katholizismus zum Beispiel aus der Verflachung herauszulocken, in den ihn das jesuitische Barock gebracht habe, bedeute ihm eine Tat. Die großen Epochen der deutschen Kirche seien unter den Zeichen der Gotik gegangen. Was der Mensch sehe, das erlebe er. Erblicke er überall leere, barocke Formen, inhaltlose Heiligenbilder, Industriekreuze, -Monstranzen, -Leuchter, -Fahnen, -Weihrauchfässer und -Meßgewänder, so müsse auch das Erleben danach sein, denn in der Kirche erblickten die Leute mit Recht das Vor-

bild. Mit einem Wort, er sprach sich zu guten Quellen durch und wurde so geistig frei und eifrig, wie er nicht gedacht hatte, daß es ihm heute gelingen würde. Er machte sogar dem hohen Herrn nun einen gewissen Eindruck, so daß er anfing, aufmerksamer zuzuhören. Der Erzbischof war zwar zu alt geworden, um noch auf Worte viel zu geben, aber auch erfahren genug, um zu spüren, wo hinter ihnen ein Leben stand, und auf nichts so erpicht wie auf dieses. Der erweckte nationale Ton, der aus den Darlegungen des Dechanten klang, die Anrufung der gotisch-deutschen Kindlichkeit gegenüber der jesuitischen Gerissenheit berührten ihn in einer Tiefe, wo während des langen, schweren Krieges viele deutsche Menschen leidend und wach geworden waren. Als sich dann aber die Beweisführung wieder dem Kunsttrödel und im weiteren der alten Handschrift und dem Gewölbeschatz zuwandte, kehrte sich der Greis mit einer enttäuschten und etwas müden Bewegung von ihm ab.

„Woher nimmst du nur das viele Geld, das du in diese Liebhaberei steckst?“ fragte er mit einem so hörbar unmutigen Ton, daß der Dechant, der nicht den Dom aber das darin errichtete Tabernakel seiner Ruhmsucht wanken sah, eilig mit Stützen herzusprang. Er sprach nun von dem Interesse, das seine Bemühungen schon in weiten Kreisen gezogen hätten, von der indirekten geistlichen Wirkung auf Gesellschaftsschichten, die sonst der Kirche, besonders der katholischen, fern ständen — er dachte an die Schwägerin —, und von dem dorther rührenden Hilfeangebot; alles in allem diplomatisch ganz brauchbare Argumente, nur daß sie auf den Erzbischof nicht wirkten oder dann höchstens verdrießlich.

„Sprichst du von der Verjesuitung der Kirche und bist selber ein Jesuit?“ fuhr er ihn an, während seine deutschen blauen Augen ihn unter den weißen Brauen hervor erzürnt anloderten. „Und willst du es unternehmen, die Kirche mit einem so unsaubern und eitlen Besen zu kehren? Mein Sohn, deine Reden von der Kindlichkeit der deut-

schen Gotik und der innigen deutschen Seele scheinen mir zur Zeit noch blauer Dunst, den du Gott, uns und deiner Seele vorzumachen strebst, um deiner weltlichen Leidenschaft zu frönen. Deine ‚interessierten Kreise' lassen mich ganz gleichgültig, dagegen interessieren mich deine persönlichen Angelegenheiten. Ich erhalte Mitteilungen über dein häusliches Leben, die mir zweifelhaft erscheinen lassen, ob du deine Umstände noch so in der Hand hast, wie ich es bei einem katholischen Geistlichen voraussetzen muß. Was ist das für eine Frau, die unter deinem Dach wohnt?"

Der Dechant sagte, daß sie die Witwe seines Stiefbruders, des Professors Klinger, sei, die in seinem Haus Heilung von einem Gemütsleiden suche. Wenigstens äußere sie sich in diesem Sinn.

„Hm. Was hat das mit den Geschichten auf sich, die um diese Frau gehen? Man erzählt sich von blutigen Ereignissen, an denen nach allem, was man hört, etwas sein muß. Das übrige ist zu abenteuerlich, als daß ich es anführen will. Was ist in Wirklichkeit vorgefallen?"

„Eminenz," sagte der Dechant, während ihn sein ganzer menschlich-geistlicher Bankrott wieder anrannte: „Eminenz — ich weiß es nicht."

Der Erzbischof zog betroffen die Brauen hoch. „Du weißt es nicht?" fragte er verwundert. „Du weißt nicht, was in deinem Haus geschehen ist? — Nun, du scheinst ein Hausvater zu sein, wie du ein Seelsorger bist. Ich glaube, daß deine ganze Aufmerksamkeit um den Gegenstand deiner Leidenschaft versammelt ist, und so bietest du das für einen höheren katholischen Geistlichen nicht eben würdige Bild eines balzenden Auerhahns." Er betrachtete ihn einige Sekunden mit sichtbarem Zorn. „Hattest du denn keine Mittel, diese Geheimnisse in Erfahrung zu bringen? Oder hast du dich überhaupt nicht um sie gekümmert vor lauter Antiquitäten?"

Der Dechant berichtete in großen Zügen den Hergang seiner vergeblichen Bemühungen, hinter das Geheimnis zu kommen.

„Und die Beichte hat auch versagt?“ fragte der Erzbischof.

Der Dechant bejahte, und der alte Mann schien einen Moment zu stutzen.

„Nun, ein Sakrament ist in der Hand eines Priesters, wozu es der Priester macht,“ sagte er dann ernst. „Sei heilig und die Sakramente werden's auch sein. Sei eitel, und deine Sakramente sind's mit dir. Sieh zu, daß diese Frau bald wieder aus deinem Haus kommt. Und laß mich in einem Monat hören, wie es bei dir aussieht.“

Damit war der Dechant entlassen.

War der Dechant mit dem Schweigen eines Grabes hinaus gegangen, so kam er vollkommen abgründig zurück. Der Tante meldete er ziemlich lakonisch den Erfolg der Audienz, und sie sah ein, daß ihr ungefähr soviel erlaubt war zu sagen, als er mit seinen Äußerungen hinter dem Erlaubten zurückblieb. So sagte sie denn, und es war allerlei Abschätziges über die Weltfremdheit eines Kirchenfürsten dabei. Es tönte ihm lange nicht alles gut, dafür aber hatte er zuviel Ehrfurcht vor wirklicher Größe im Leib, aber es fiel ihm doch auch schwer, ihr geradehin unrecht zu geben. Einem gewissen Gedankengang, den sie heute zum erstenmal offener vor ihm ausbreitete, hörte er zwar schweigend aber nicht unaufmerksam zu. Sie riet ihm, der Kirche sein Amt zur Verfügung zu stellen und sich ganz der wissenschaftlichen Karriere zuzuwenden, wenn er denn doch einmal seine Hauptbefriedigung auf diesem Gebiet finde. Sie könne ihm sagen, daß es ihm gar nicht so sehr an Konnexionen fehle. Längst sei man auf seine Tätigkeit aufmerksam geworden, und seine Publikationen hätten Interesse erweckt. Dazu komme, daß er nicht als Fanatiker bekannt sei, und man immer gern die Gelegenheit wahrnehme, dem Ultramontanismus ohne Beschwerden eine Reverenz zu erweisen. Er solle sich darüber einmal klar werden; was sie könne, das wolle sie ihm sehr gerne vorarbeiten, und sie glaube, daß es nicht ganz unwesentlich sein werde.

Zu diesen Ausführungen sagte er also nicht viel, aber sie merkte wohl, daß sie ihm zu denken gaben, und war dann klug genug, ihm das übrige allein zur Weiterentwicklung zu überlassen. Dagegen nahm sie sich vor, gleich einmal einen ersten Fühler nach jenen Regionen auszustrecken. Ihren zweiten Vorschlag jedoch, sich ganz einfach über den Kopf des Erzbischofs hinweg mit der weltlichen Behörde ins

Einvernehmen zu setzen, oder noch besser die Nachgrabung mannhaft auf die eigene Kappe zu nehmen, indem er die Sorge um Gewinn oder Verlust ihr überlasse, das heiße, ihr den Verlust, während ihm in jedem Fall der Gewinn zufalle: diese Versuchung wies er kurz und bündig ab. Inzwischen erwürgte er beinahe an dem Verbot und überfiel ihn jedesmal eine innere Tobsucht, wenn er durch die Kirche ging und sein Blick ins Chor fiel, dessen frisch gelegte, glatte, saubere Steinplatten solche Schätze bedeckten.

Übrigens kamen in dem Brief, den Frau Malva nachher an einen großstädtischen Freund schrieb, folgende Sätze vor:

„Sie werden sich wundern, daß ich mir so lange in einem hessischen Kleinstädtchen gefalle. Aber erstens ist mein Schwager eine sehr bedeutende katholische Persönlichkeit, und die Gelegenheit, in das großartige Räderwerk der katholischen Kirche hinein zu sehen, soll sich unsereins nicht entgehen lassen, denn was wissen wir lutherisches Volk von Rom. Es laufen hier schon allerlei Fäden zusammen, wie Sie sich denken können. Es ist die bekannte historische Stelle, wo jene germanische Eiche geschlagen wurde. Dann, wie Sie mich kennen, werden Sie auch begreifen, wenn ich unermüdliche Schrittmacherin des männlichen Talentes eine Gelegenheit nicht umgehen kann, meinem Schwager in einer schwierigen Zeit etwas beizustehen. So ganz kann ja auch ein katholischer Geistlicher nicht auf die spezifischen Fähigkeiten der Frau verzichten, wenn er vorwärts kommen will, und zu leicht verfallen diese Herren in den kleinen Verhältnissen, bevor sie auf große Plätze kommen, der Liebhaberei, den Gefahren des bekannten deutschen Gemütes. Er ist etwas metaphysisch versponnen, was der Sage nach nicht einmal einem kirchlichen Karrierejäger zuträglich sein soll, obwohl, ebenfalls der Sage nach, in der Kirche das Übersinnliche, die Kraft des Gemüts das A und das O aller Spekulationen bildet. Nun vollends bei einem Menschen, dem möglicherweise ein großer Weg in der Gelehrtenrepublik be-

schieden ist. Sie wissen ja genügend von den kunsthistorischen Studien des seltsamen Mannes und haben mir selber zu mehreren Malen etwas sehr Gutes darüber gesagt. Nun scheint es, daß er sich mit dem Gedanken trägt, die geistliche Laufbahn mit der weltlichen zu vertauschen. In Frage käme wohl ein kunsthistorischer Lehrstuhl, zu dem nach meiner Meinung die Qualifikation erbracht wäre. Ich möchte, daß ihm in dieser Krise Förderung von außen entgegenkäme, und Sie habe ich dazu besonders auserwählt. Recherchieren Sie einmal beim Ministerium; Sie haben ja die offenen Wege dazu. Wenn Sie ernsthaft empfehlen, so wird man sich dort nicht verschließen. Und dann wäre es sehr nett von Ihnen, wenn Sie einmal herüber führen, um sich die geleistete Arbeit an Ort und Stelle anzusehen. Ich befehle es Ihnen nicht geradezu, aber Gehorsam würde sehr guten Eindruck machen.

„Sie sehen nun also, was für Interessen das sind, die mich über die Entbehrungen trösten, die einer verwöhnten Großstädterin immerhin bemerkbar werden. Aber nebenbei ist das ein so entzückendes, originelles Städtchen, ein so bezauberndes historisches Denkmal der alten, gemütvollen deutschen Seele, die, ach, so irrationell ist, daß man sich daran nicht leicht satt sehen kann. Jeden Tag ist es wieder neu. Außerdem ist es einfach eine Fundgrube für historische Studien, denen ich mich ergeben habe, eine ganz glänzende, einzigartige Gelegenheit, den charaktervollen Baustil einer vergangenen Zeit und eines rein erhaltenen erdenstarken, ursprünglichen Volkes zu studieren. Sie werden wieder sagen, daß die Kunstbegeisterung mit mir durchgehe, und daß ich die Menschen als Volk überschätze. Aber was wollen Sie? So ist man einmal geartet. Armseliger Volksfreund, den ein paar Fehler abschrecken! Und das Volk ist doch der Nährboden! Es enttäuscht nie! Das merken Sie sich nur, Sie kleiner Zyniker. Hier ist Gefühl, Kraft, Übersinnlichkeit und sind innere Mächte fortwährend an der Arbeit. Was wissen wir vom Volk!“

Was sodann das erzbischöfliche Gebot der Hausreinigung anging, so verharrte der Dechant ihm gegenüber vorläufig in einer verstockten und leidenden Regungslosigkeit. Abgesehen davon, daß die Tante jetzt in manchen ihm wichtigen Angelegenheiten seine einzige Mitwisserin geworden war, so hatte er sich auch sonst vielfach an sie gewöhnt und war sie ihm in einer Reihe von Dienstleistungen, in denen sie nun doch Lindes Stelle vertrat, unentbehrlich geworden. Freilich störte ihn in dem neuen Vertrauensverhältnis eine innere Unbehaglichkeit, die mit der Ermahnung des Kirchenfürsten wie mit einem Sonnenspiegel in der Hand vor ihm stand und ihn jedesmal in die Augen traf, wenn er sie eben mit einem offeneren Blick auf die neue Hausfreundin richten wollte, so daß er auch auf dieser Seite zu keiner Ruhe kam. Wie das Essen, so hörte allmählich das Leben auf, ein Genuß für ihn zu sein. Die Geschichte des Domes starrte ihn neuerlich an wie ein Klavier ohne Saiten und Tasten, und er brachte durch Wochen keine Zeile mehr zustande. Sogar das Museum verlor seinen heimlichen Glanz vor dem unheimlichen, den der Phantasieschatz in seinem Hirn ausstrahlte; die schönen alten gotischen Sachen rückten ihm fern wie auf höheren Befehl, und sahen ihn von weitem fragend und ein bißchen befremdet an. Den anbefohlenen Bericht nach einem Monat blieb er weniger aus Trotz als aus Ratlosigkeit schuldig, unbeweglich den Maßnahmen entgegensehend, die der Erzbischof weiter gegen ihn verfügen werde. Aber er verfügte nichts, vor allem, weil er wußte, daß solche Entwicklungen nicht auf Befehl marschieren; es hätte ihn vielmehr befremdet, vom Dechanten per Ultimo pünktlich die erste Rate seiner Bekehrung zu empfangen. Der Dechant seinerseits bemerkte mit einer trüben Verwunderung, daß er vorläufig in Ruhe gelassen wurde.

In der Zeit ging die Haussuchung bei Linde vor sich. Die Tante übereilte sich nicht damit und nahm sich eine Woche Zeit, bis der Dechant selber danach fragte. Dann ging sie mit seinem Wissen im-

mer noch ohne Leidenschaft daran. Das Hohelied fand sie nicht, dagegen hübsche und ordentlich zusammengelegte Mädchenwäsche, einige stille Bücher, darunter Calderons „Ein Leben, ein Traum", eine kleine Ausgabe von Schillers Werken und ein schönes Legendenbuch der hauptsächlichsten Heiligen. Ferner fand sie, was sie ungern entdeckte: die Liebesschriftstellerei des Soldaten an Linde. Sie warf diese Literatur eines Gestorbenen peinlich erregt aus ihrem pietätvollen Begräbnis, einem Ebenholzkästchen mit Silberbeschlägen, konnte aber dann doch nicht dem schmerzenden Drang widerstehen, einen Blick hinein zu tun. So las sie mit geröteten Wangen und raschem Atem einige Seiten aus seinen ersten Feldbriefen, die noch seine kindliche Seele und sein reines sinnliches Feuer enthielten. „Geliebtes einziges Mädchen!" stand auf der einen. „Das vergess' ich Dir meiner Lebtage nicht! Du weißt, daß mir die Frau nicht fremd war, aber das, Du wahrhaftige Schönheit und Güte, das gibt es auf der Erde einmal in Dir und nicht wieder. Ich weiß nicht, ich muß ganz verwandelt sein. Manchmal meine ich, ich müsse Dir gleichen. In meinen Händen habe ich das Gefühl, als seien es die Deinen, und als würde ich nie wieder eine Niedrigkeit damit begehen, nicht einmal eine Gewöhnlichkeit. An Dir ist ja alles so ungewöhnlich und unsagbar vornehm in aller Leidenschaft der Liebe. Ich hätte niemals erwartet, daß soviel Weibs in Dir steckt. Glaube nicht, daß ich der Narr bin, der so was jemals vergißt und aus den Händen läßt. Dafür ist schon meine Habsucht zu groß, meine männliche Gier nach Erlebnis und dem Außerordentlichen. In Dir sind ja Welten von Überraschungen, Wohlgerüche, die in Wolken aus Dir aufsteigen. Ich rieche noch völlig nach Dir. Nein, nein, Du Weib aller Weiber, wo ein Mann einmal in einen solchen heißen Strudel des Frauenlebens hineingeraten ist, der doch so kristallen und rosenrein und blumenbunt leuchtet —! Was sind Worte! Hätt' ich Dich wieder in den Armen! Ach du mein Gott, was sind alle Gewitter der Schlacht und des To-

des gegen diesen Lebensorkan!" Soweit las sie, um dann aufgebracht die „ganze idiotische Schreiberei" wegzupacken, das meiste in die Schachtel zurück, und den ärgerlichen Rest, den sie nachher noch bemerkte, in irgendeine Schublade. Übrigens gab sie sich keine Mühe, Spuren verwischen zu wollen. Sie hinterließ das Zimmer in dem Zustand, in den sie es gebracht hatte, die Wäsche verwühlt und zerknittert, das Bett aufgerissen und durcheinander geworfen, Schranktüren und Schubladen offen, Bilder umgestürzt und Bücher heruntergeworfen und das alles nicht aus verletzender Absicht und Berechnung, sondern aus einer nervösen Hast, möglichst bald wieder aus einer Atmosphäre herauszukommen, in der sie wieder alles mögliche erlebt hatte, nur keinen moralischen Sieg. Um sich von ihrem Anfall zu sammeln, brauchte sie außerdem nachher auf ihrem Zimmer eine ganze Reihe von vernunftmäßigen Erwägungen und eine Stunde unbewegliches Liegen auf ihrem Langstuhl. Zum Essen ging sie immer noch unruhig und reizbar.

Linde erschien bleich und mit dunklen, stillen Augen, ohne sich eine Mädchenblöße zu geben, denn im Leid besaß sie nun schon Erfahrung.

„Man ist heute in meinem Zimmer gewesen," sagte sie, als auch der Dechant da war. „Meine Sachen sind alle untereinander gebracht. Kann mir jemand sagen, was das zu bedeuten hat?"

Die Tante wechselte einen Blick mit dem Dechanten. „Du nimmst also ohne weiteres an, daß jemand von uns daran beteiligt war?" fragte sie mit einiger Spitze zurück. „Sieh mal an, was für ein feinfühliger Mensch du bist, und was für ein reines Gewissen du hast!"

„Ein Verbrecher hätte sich anders verhalten," entgegnete sie kurz. „Er hätte meine Uhr und meine Ringe mitgenommen." Sie schien das Thema fallen lassen zu wollen, aber die Haltung des Mädchens reizte die Tante so auf, daß sie gegen ihre Absicht schneidend versetzte:

„Und was hat man dir so mitgenommen?"

„Mir fehlen Briefe im Kasten," antwortete Linde, indem sie ihrer Gegnerin in die Augen sah.

Einen Moment betrachtete die Frau das Mädchen, verblüfft von dieser Tollkühnheit, dann lachte sie belustigt und ohne jeden Mißklang auf, so daß der Dechant, der selber einen Moment gestutzt hatte, ihr glaubte und sich gegen Linde wandte.

„Wenn du schon solche Maßnahmen gegen dich nötig machst," sagte er unwillig, „so solltest du mit deinen Äußerungen doppelt vorsichtig sein, denn wegen besonderer Wahrheitsliebe stehst du gegenwärtig nicht im Vordergrund der Aufmerksamkeit. Du wirst die Tante wegen dieser Geschmacklosigkeit um Verzeihung bitten und zwar sofort."

Die Angelegenheit hatte dieser aber nicht erst jetzt eine unerwünschte Wendung genommen, und sie legte sich abwehrend ins Mittel.

„Laß nur, Klemens," sagte sie. „Bei solchen erzwungenen Versöhnungsszenen kommt nie etwas heraus; keinesfalls sind sie nach meinem Geschmack. Die Briefe werden in eine Schublade geraten sein, und die ganze Bagatelle lohnt nicht die Worte. Inzwischen muß sie erfahren, worum es sich überhaupt handelt. Meine Liebe," wandte sie sich an Linde, „der Onkel hat mich beauftragt, wegen des Buches in deinem Zimmer Haussuchung zu halten. Hast du noch weitere Beschwerden, so wende dich bitte an ihn. Ich darf mich wohl nach erfülltem Auftrag aus der Angelegenheit zurückziehen."

Im Dezember, näher bei Sankt Niklaus als bei Weihnachten, hatte Linde ihren Geburtstag. Sie bekam vom Dechanten ein Paar neue Schuhe und Briefpapier. Sein Glückwunsch lautete nur ihre Gesundheit betreffend klar, sonst hielt er sich in mehr ausweichenden Wendungen und deutete höchstens an, daß man sich gern von ihr etwas mehr Glück wünschen möchte, aber die Aussichten dazu Gott anheimstellen müsse. Die Tante schenkte ihr eine zu elegante ver-

schließbare und „diebessichere" Kassette mit Geheimschloß und Metallbändern, das ganze mit einem etwas spöttischen wenn auch nicht unguten Lächeln und mit dem Wunsch, daß sie im neuen Jahre viele recht angenehme Briefe darin unterzubringen haben werde. Von Heinz war pünktlich einer eingetroffen, doch ohne besonders angenehm zu sein. Er wünschte in freundlicher und teilnehmender Weise für das neue Jahr eine bessere Gesundheit und berichtete übrigens wieder von harten Kämpfen, alles ein wenig enttäuschend und geschäftsmäßig. Die große freudige Geburtstagsüberraschung wurde nicht von diesen Hauptpersonen, sondern von der Magd ins Werk gesetzt und zu einer Tageszeit, als Linde schon keine mehr erwartete.

Sie bestand darin, daß Brigitt am Nachmittag, als das Haus still war, zum erstenmal sich wieder aus dem Bett herauswand, sich warm anzog und hinunterkroch, um zu sehen, ob es auch einigermaßen geburtstagsmäßig im Haus zugehe; für ihre Person hatte sie nichts davon bemerkt, und die Unruhe ließ sie nicht länger im Bett. Sie fand eine sauber aufgeräumte, aber ganz gleichgültige und kalte Küche, eine leere Speisekammer und so werktägliche, unfestliche Verhältnisse, daß ihr vor Zorn das Salzwasser in die Augen sprang. Dabei blieb sie freilich nicht stehen, sie gab nicht eher nach, als bis sie durch anhaltendes Fechten und Winken ein Kind ins Haus zog, das sie dann auf Einkäufe schickte zum Bäcker nach Semmeln und Kuchen und zum Gärtner nach einer blühenden Pflanze und mit dem Auftrag, noch ein zweites Kind unverweilt zu ihr zu beordern. Das schickte sie um Butter und Eier, Schinken, ein Hühnchen oder zwei, und was ihr sonst einfiel und nötig schien, mit einem ganz langen Zettel zu ihrem besondern Freund Felge, und zwar zu Arnold Franz Felge in der Oberstadt, denn es gab im ganzen Ort wenigstens zwanzig dieses Namens, allein vier Metzger. Dieser Arnold Franz besaß — in der Zeit der Zwangswirtschaft — besondere Verbindungen und Vorratskammern, auf die er für seine bessern Kunden zurück-

griff, und es gab beinahe nichts, was er nicht herbeizuschaffen vermochte in kürzester oder etwas längerer Frist, nie in langer. Da Brigitts Zettel mit den Worten schloß: „Oder was Sie sonst haben, denn es ist der Geburtstag des Fräuleins Linde!" so erschien in kurzer Zeit nicht nur das Kind, sondern in seiner Begleitung der sichere Bote des Herrn Arnold Franz Felge. Beide wurden von der Magd schon an der Tür abgefangen, weil sie keinen Glockenlärm wollte, und samt Bob, der keine Boten und Briefträger leiden konnte, zur größten Lautlosigkeit beschworen. Er brachte kein Hühnchen, aber eine schöne Ente, ließ übrigens die Wahl zwischen dieser oder einem Hasen, der auch im Korb lag — Brigitt nahm beide —, und alles übrige war in wünschenswerter Menge und Qualität vorhanden. Die Rechnung blieb sie vorläufig schuldig, aber nicht das Trinkgeld, und da das andere Kind schon früher zurückgekommen war, so konnte sie in vollkommener Ungestörtheit ihre geheimen Geschäfte betreiben.

So kam es, daß Linde, als sie wieder im Haus unten erschien, um den Nachmittagskaffee zu rüsten, den Tisch festlich hergerichtet fand, ihren Platz mit Efeu aus dem Garten phantasievoll und reichlich bekränzt und durch zwei dunkelblühende Alpenveilchen ausgezeichnet; außerdem fand sie einen schönen, braunen Napfkuchen von nicht geringem Umfang, den das Kind beim dritten Bäcker, bei dem es anfragte, glücklich aufgetrieben hatte, auch den bekränzt, und zwar mit Immergrün aus Brigitts eigenem Stubengewächs, das ihr Linde solange treulich gepflegt hatte. In der Küche stand die Magd selber in der wohlbekannten blauen Schürze vor dem Herd, worin ein wildes Feuer brannte, auf dem Milch und Kaffee und für Linde Schokolade kochte und wo Brigitt außerdem gerade beschäftigt war, eines jener Hausgebäcke aus Weißmehl, Butter, Eiern und Zucker herzurichten, die in jeder Landschaft einen andern knusprigen Namen tragen und überall von Geburtstagen und Liebesbeweisen unzertrennlich sind. Brigitt hatte im Sinn gehabt, Linde gehörig wegen der puritanischen

Geburtstagsküche abzukanzeln, und Linde wollte dasselbe der leichtsinnigen und tollköpfigen Magd gegenüber, aber beiden kam das Weinen eher, zuerst dem alten Mädchen und dann dem jungen. Aber mitten aus dem Gefühlserguß fuhr Brigitt auf, weil ihr das Backwerk wieder einfiel, das die Aufsicht noch weniger entbehren konnte als ein hessisches Pfarrhaus. Sie setzte also das Fräulein rücksichtslos ab und nahm wieder die Pfanne vor. In das werdende Backwerk fielen immer dick und emsig ihre Tränen, und durch die des zusehenden Mädchens brach ein beglücktes Lachen. Nach einem unwirschen Aufblick lachte auch die Magd mit, und im weitern schwang sie die Pfanne mit einer Verwegenheit herum, als ob sie nicht gegen das sechzigste Jahr liefe sondern im zwanzigsten einem Feuerwehrball zu. Nebenher fing freilich dennoch die liebevolle Abkanzlung an, und da keins dem andern etwas schuldig zu bleiben brauchte, die Magd aber im Vorteil war, so kam man zu keinem unliebenswürdigen Verständnis.

Vom Lärm angelockt und auch vom Duft, der sich nun schon festlich im Haus verbreitete, erschienen nacheinander vorzeitig die Tante und der Dechant. Die erstere nahm schweigend Kenntnis davon, daß die Feindin wieder auf dem Plan sei, und schob sich langsamer aus der Küche, als sie hereingetreten war. Bob verharrte in der Zeit knurrend vor dem Herd, den er gegen jede Anfechtung durch unbeliebte Personen zu verteidigen entschlossen schien. Wer ihn näher kannte als Frau Malva, wußte außerdem, daß ihn die lang entbehrte Anwesenheit der Magd in der Küche leidenschaftlich erregte, wobei nicht so sehr die Freßmöglichkeit als das seelische Erlebnis im Vordergrund stand. Die Magd ihrerseits machte den Eindruck, als ob sie den kurzen Besuch nicht bemerkt hätte, aber Linde sah wohl die Röte, die ihr in die Augen stieg, und für die nächste Zeit war sie schweigsam, während ihre Bewegungen einen ingrimmigen, heftigen Charakter annahmen. Nachher trat weniger unliebsam respektvoll

begrüßt der Dechant auf, bekam aber immerhin eine gedrängte Ansprache entgegenzunehmen, die den unfestlichen Feiertag zum Thema hatte. Er verteidigte sich damit, daß Linde ja selber das Küchenregiment führe, und sie schwieg, weil sie wußte, daß es die Tante führte wie jedes andere, und weil sie für heute keinen Verdruß wollte. Nachher gab Brigitt besser aufgeräumt Auskunft über ihr Befinden. Sie wolle jetzt wieder langsam ins Geschirr fahren, möge der Arzt nun reden oder singen. Wenn man auf so einen Kreispfiffikus hören wolle, so könne man im Bett liegen, bis man von selber verfaule und nicht einmal das Sterben nötig habe. Aber das heiße um die Auferstehung kommen, die man nur durch das richtige christliche Verscheiden erwerbe, und so ziehe sie es vor, christlich zu leben und christlich mit Tod abzugehen.

Der Dechant setzte sich nach langer Zeit zum erstenmal wieder mit erheiterter Stirn zu Tisch, und da die Magd diesmal nicht nur den Eß- sondern auch den Gesprächsstoff lieferte, zumal der Dechant aus ihrer langen Geschichte in seinem Dienst hundert eigenartige Episoden und charakterfeste Züge wußte, so verging eine Teestunde einmal heiterer, als man's sonst gewohnt war, wenigstens zwischen dem Dechanten und Linde, die für diesen Gesprächsstoff seine eigentliche Partnerin war, während die Tante eher im Dunkel saß und wenig unterhalten aussah. Davon merkte er aber nicht viel, weil der Mitteilende gern wie Mörikes Schönheit „in ihm selber selig" ist, und war er nicht selig, so war er doch erleichtert. Die gute Stimmung dauerte auch über das Abendessen, zu welchem die Ente in ihrem letzten Kleid auftrat, goldgelb und mit Äpfeln gefüllt, ein rechter Vogel, um vergnügliche Laune zu machen, und zwar ganz ohne jede ergreifende Singstimme. Linde verwaltete und verteilte ihren vergänglichen Leib, gab den andern viel und behielt für sich wenig, und der Dechant, der nun doch noch eine Flasche Wein aus dem Keller geholt hatte, fand heute abend das Gemüt zu einem zweiten etwas herzlicheren Geburts-

tagsspruch. Auch Brigitt mußte hereinkommen und mit anstoßen; sie tat es nur mit Linde und dem Dechanten, mit diesem ehrerbietig, mit jener zärtlich und mit nassen Augen wegen Lindes leidwissenden. Etwas später stieg sie unter Lindes Hilfe müde und voll süßen Weins, sie hatte den ihren gegen die Säure gezuckert, auf ihre Kammer und schlief wie ein heimgekehrter Wallfahrer befriedigt und siegreich ein.

Für diese Woche hielt sie es noch mit dem Nachmittagsturnus, und der Arzt wollte weiter nicht mehr dagegen sein, als er sah, wie es mit dem eigenwilligen Patienten wirklich einen guten Weg nahm. Aber er war dafür bekannt, daß er keinen Kranken unter zwei Monaten aus dem Bett ließ; hatten es die Nieren nicht mehr nötig, so konnte es doch den Nerven nicht schaden, und es schadete ihnen meistens auch nicht. Die nächste Woche stand sie zum Kochen auf. Die folgende war Weihnachten, und da trieb es Brigitt wie immer. Zu den Bäkkereien ging ihr Linde zwar noch zur Hand, wenn auch nur geduldet; dafür nutzte Brigitt die Gelegenheit wieder gewaltig aus, weil sie heimlich hoffte, daß der Soldat auf Urlaub kommen könnte. Allein er kam nicht.

Nebenher hatte Linde zur richtigen Zeit die Hände frei bekommen für die kleine Weihnachtsfeier, die sie jährlich mit einem gewissen Kreis von bedürftigen Kindern im Pfarrhaus zum heiligen Abend abhielt. Es pflegte dabei viel weniger hoch als freundlich herzugehen entsprechend dem freudigen und trostvollen Ereignis, das an diesem Tag die erleuchtete Christenheit feiert. Die Kinder sangen etwa ein paar Lieder. Linde las ihnen die Weihnachtsgeschichte vor. Das übrige tat der Baum mit seinen Lichtern und seiner ganzen freudenreichen Erscheinung. Zum Schluß bekam jedes ein kleines Geschenk, ein Paar Strümpfe, wollene Handschuhe, ein Mützchen oder eine hübsche Schürze, wie es sich traf, oder wovon Linde gerade wußte, daß es not tat. Zum Zweck steckte der Dechant sonst zu Sankt Niklaus ein Goldstück in Lindes Schuh vor der Tür, immer in den rechten;

dies Jahr war er leer geblieben. Nun, es war auch ohnehin allerlei von ihrem Eigenen dazugeflossen, so mochte heuer noch ein bißchen mehr fließen. Brigitt buk auf den Tag, was sie konnte, knetete Teig, walzte ihn aus, stach wie im Turnier Sterne und Kreuze, Herzen und Halbmonde, damit nach alter Übung bei dem Notwendigen sich auch etwas Angenehmes finde.

Als die Tante von den Zurüstungen und ihrem Zweck Wind bekam, setzte sie sich hin und schrieb ein paar Bestellzettel an ihre großstädtischen Lieferanten. Nach einigen Tagen kamen Pakete und Kisten für sie an, für die sie ganz sehenswerte Schecks ausfüllte. Brigitt mußte ihr die Kisten öffnen und die Pakete aufschnüren, und am heiligen Abend, als Linde beinahe mit allem fertig und in der Vorerwartung warm und beglückt war, erschien sie mit Armen voll Kleidungsstücken, Wollsachen, Spielzeug, Büchern und Eßwaren. „Du gestattest wohl, daß ich auch etwas beisteuere," sagte sie lächelnd. „Wo kann ich ablegen? Vielleicht bist du so liebenswürdig und nimmst mir ab?" Linde war wie vom Schlag gerührt, denn an eine Friedensstörung hatte sie heute am allerwenigsten gedacht.

„Der Stuhl dort ist noch frei," entgegnete sie ein bißchen kurz, indem sie mit ein paar Blicken den pompösen Bettel überflog, den die Frau daherschleppte. Malva legte auf dem Stuhl ab und wandte sich zunächst dem Baum zu, den sie ganz hübsch und kleinbürgerlich fand, und dem Geschenktisch, den sie aufmerksam musterte. „Du mußt mir dann sagen, wie ich in jedem Fall zweckmäßig ergänzen kann. Du hast ja doch wohl deine Geschenke individuell angepaßt." Linde antwortete nicht, und die Tante verschwand zunächst noch einmal, um ebenso beladen wie vorhin wieder unter der Tür zu erscheinen. Sie hatte sich selber einen weitern Platz zum Ablegen frei gemacht, befand sich in verträglicher und gerührter Stimmung, und summte leise ein Weihnachtslied. „So, und nun wollen wir sehen," sagte sie. „Wo hast du die Plätze für Mädchen und die für Jungen?"

„Das ist wohl nicht so schwer herauszufinden,“ erwiderte Linde, die jetzt finster und feindlich an der Wand neben dem hohen Spiegel stand. Sie fühlte sich furchtbar enttäuscht, fand sich widerwärtig und ungerecht, war sich selbst nicht gut und konnte doch nicht anders.

Hochverwundert drehte sich Frau Malva nach dem Mädchen um, das sie zunächst wortlos betrachtete. Dann stieg ihr eine feine Röte in die Stirn, und ein gereiztes, ein wenig ungutes Lächeln erschien flüchtig in ihrem Gesicht. Ruhig und überlegen sagte sie dann aber: „Ich werde mich von deinem Prinzessinnentum nicht beirren lassen. Dafür müßte mehr hinter dir stecken als wurmige Tugend und Tücke. Ich finde, daß du die Dünkelhaftigkeit zu weit treibst. In diesem Fall hast du froh zu sein, daß dein Bettelvölkchen zu ein paar anständigen Kleidungsstücken kommt; mit deinen selbstgerechten Lümpchen wird's nicht weit laufen.“

„Lumpen,“ erwiderte Linde leise, „sind Dinge, die sich jeder nach Belieben kommen lassen und kaufen kann, wenn er das Geld dazu hat.“

„Wenn du nur endlich deinen hungerleiderischen Provinzhochmut aufgeben wolltest!“ erwiderte die Frau ungeduldig und wandte sich nach dem vorliegenden Geschäft. „Wie alt ist dieser Junge?“ fragte sie, auf einen Platz auf dem nächsten Gabentisch deutend.

Linde gab Auskunft: „Acht Jahre.“ Die Frau legte einen norwegischen weißen Sweater zum baumwollenen grauen Mützchen. Das folgende Mädchen war zwölf Jahre alt und bekam drei Hemden mit Achselschluß und gesticktem Einsatz, seine vierzehnjährige Schwester eine zurückgesetzte englische Bluse. Linde sah voraus, daß man morgen im Städtchen mit Fingern auf die Kinder zeigen würde, die von ihr beschenkt herumliefen und nicht wußten, wie ihnen geschah, und sie taten ihr zum voraus leid, weil sie sie lieb hatte. Zum Schluß verfeuerte die Frau auch noch ihre Kuchenpakete und Spielzeuge, und sah der Weihnachtstisch aus wie eine Jahrmarktbude;

Linde war jetzt neugierig, wie die alten, einfachen Weihnachtslieder und die stille, reine Evangeliengeschichte dazu klingen würden.

Darauf war es wie jedes Jahr. Die Kinder schoben sich unten durch die Haustür herein mit sauberen Schuhen und geputzten Nasen und vor lauter Vornehmheit über ihre eigenen Füße stolpernd, voller Angst vor der Magd, die ihnen gewaltig aufpaßte, so herzlich sie sich für sie geplagt hatte, und Respekt vor dem Hund, der jeden Ankömmling eingehend beroch. Die letzten, die hereintröpfelten, sahen schon von unten durch die zugezogenen Vorhänge die ersten Lichter am Baum brennen; die bereits anwesenden bemerkten dasselbe durch das unverstopfte Schlüsselloch. Darauf läutete das Glöckchen, ging die Tür zum Bescherungszimmer auf und begann sich die Kinderrotte über die Schwelle zu schieben. Mit den Mädchen ging es noch; die waren neugierig und zutraulich. Aber was ein rechter Junge ist, der hat schon nicht mehr das reine Gewissen wie im Mutterleib und ist vorerst von einer würdevollen Mischung aus Welterfahrung, Mißtrauen und Tölpelhaftigkeit sehr erfüllt; jedenfalls im Beginn einer zivilisierten und gesellschaftlich mehr gemischten Angelegenheit beherrscht diese verzwickte Stimmung sein Benehmen durchaus. So drückten sich die Herren Buben zunächst eher verdrießlich scheinend an der Tür herum und blinzelten erwägend in die Lichter des Christbaums, und je älter einer war, desto tiefer versenkte er die Hände in den Hosensäcken und duckte er den Kopf zwischen die Schultern.

Aber die frommen Geister, die mit gütigen Herzen im Baum schwebten und ihnen die schon etwas prosaischen Augen und die abwartenden Mienen beglänzten, weckten und lockten auch rasch das Träumerische in ihren Seelen, die darum, weil sie's enthielten, nicht weniger männlich waren sondern mehr, obwohl sie's anders glaubten. Eine Zeitlang verscheuchte sie noch die fremde Dame, die vornehm in einem Lehnstuhl saß und sie mit kritischer Teilnahme und herrischen Augen musterte; aber dann begann ihnen der Duft von

Lebkuchen und Hausgebäck in die Nasen zu steigen, und darüber vergaßen sie auch die Großstädterin. Den Mädchen machte diese weniger zu schaffen, obwohl auch sie sie als störend empfanden. Indessen klang das alte, selige Weihnachtslied unter Lindes Händen vom Klavier auf, und unter dem Vortritt der Mädchen ließen auch die Buben sich zu einigem Gesang herbei, der sich bis zum Schluß der letzten Strophe ganz außerordentlich steigerte, denn auf der langen Tafel lag diesmal nicht wenig. Vorher hatten sie noch die schöne Evangeliengeschichte mit anzuhören, die sie zwar kannten, von denen ihnen aber doch manches heute wieder plausibel und vielversprechend vorkam. Auch heute versagten nicht ihre drei Glanzpunkte, daß jedermann in seine Stadt ging, um sich vom Kaiser Augustus schätzen zu lassen, dann daß das Kindchen in eine Windel gewickelt und in eine Krippe gelegt wurde, und endlich, daß die Engel nach dem Gesang wieder gen Himmel fuhren; dies sahen sie sogar am deutlichsten und leuchtete ihnen am meisten ein, weil sie gewöhnt waren, nach dem Singen auch immer abzufahren.

Nach dem zweiten Lied durften sie dem Geschenktisch näher treten und hörten sie von Linde, daß die schönsten Sachen von der Frau Professor Klinger kämen, die da säße und der sie nachher dafür danken müßten. Linde war jetzt wieder ruhig und fühlte sich in ihrem Element sicher, und es gewährte ihr eine besondere Genugtuung, daß sie der Feindin keine Ehre schuldig zu bleiben brauchte. Die Mädchen ergriffen von ihren teuren Geschenken sofort und ohne Hemmungen Besitz, aber die Buben, die von übler Nachrede und von der Unrätlichkeit, durch irgend etwas Besonderes in der Welt aufzufallen, bereits genügend Bescheid wußten, hielten sich mehr an die gewohnten Gaben, die auch besser in ihre etwas nüchterne Stimmung paßten. Das meiste Mißtrauen erregte das elegante und fortgeschrittene moderne Spielzeug, Gedächtnis- und Geduldsübungen, Lehrspiele, Erziehungsspiele, Diabolo, das in den Großstädten längst

aus der Mode war, Rollschuhe, die sie auf ihrem Wackenstein-pflaster nicht brauchen konnten, gesittete Kartenspiele, Kinder-krokettes und was sonst so die großstädtische Unternehmung gern aufs Land abschiebt, um es noch an den Mann zu bringen.

Zur Geschenkbesichtigung hatte sich Frau Malva erhoben, um von Gruppe zu Gruppe gehend einige Anweisungen über den Gebrauch der Dinge zu erteilen, die mit Befremdung über den norddeutschen Dialekt und mit Unglauben über den Inhalt entgegengenommen wurden, denn sie sah den Kindern nicht aus, als ob sie in ihrem Leben jemals gespielt hätte. Linde allerdings wußte auch nicht Bescheid darüber, doch fühlten ihr die Kinder ab, daß sie wenig begeistert war, und aus ihren Bemühungen, ihnen die Ware mund- und handgerecht zu machen, witterten sie nur die Verdächtigkeit des Umstands, daß sie das überhaupt für nötig hielt.

Indessen kam auch diese Feier zu ihrem Ende. Die Kinder sangen noch ein Schlußlied und konnten abziehen. Eins nach dem andern bedankte sich gebräuchlicherweise mit dem Respekt oder der Verehrung, die man vor ihr hatte, und mit angemessen erzeigtem Vergnügen bei Linde. Die Dame aus Norddeutschland begrüßte man mehr feierlich und beeilte sich dann, weiter zu kommen. Nur zwei oder drei magere, bleiche Dinger, die durch eine besondere Bettelhaftigkeit bekannt waren, lobten sie ausführlicher und untertänig und mit dem frühentblößten Blick der jugendlichen Verdorbenheit; die Frau konnte sicher sein, nächstens von deren Eltern einen ausführlichen Bericht über das herrschende Elend zu bekommen und, wenn der nicht half, auf der Straße angesprochen zu werden.

Dann wollte Linde den Baum löschen, aber Frau Malva wünschte, daß er noch brennen bleibe. Sie setzte sich in ihren vorigen Stuhl und gab sich wieder der blassen Träumerei hin, die sie schon den ganzen Tag umwarb. „Wenn die Kinder nur nicht immer so viel schlechte Luft mitbrächten," sagte sie einmal. Linde erwiderte nichts.

Als sie etwas aufgeräumt hatte, begab sie sich zu Brigitt in die Küche hinunter, die sie wegen ihres weißen Kleides mit Gebrumm aber wegen der heitern Augen mit Vergnügen empfing, denn sie zeigte sich in der letzten Zeit nicht mehr oft.

„Brigitt, ich bin unausstehlich," sagte sie aufrichtig. „Aber bei dir wird mir immer gleich besser."

„Wirst schon nicht sehr unausstehlich sein," erwiderte die Magd bedächtig. „Die Rangen haben mir doch wieder die Treppe versaut. Aber der Karpfen ist schön heuer." Das war ebenfalls keine übelklingende Weihnachtsbotschaft, wenn auch nicht gerade ein Engel sie sang, aber der fromme Fisch wurde auch keineswegs von lauter Engeln verspeist; es half daran alles in allem ein halber wenig, eine Art vom Gegenteil mehr, und ein dunkel belebter geistlicher Adam mit Hingabe und heute zum Frieden gestimmt. Aber der eigentliche tiefe Frieden blieb ihm aus, obwohl ihm die Engel gerade wieder vernehmlich aus der Höhe riefen; es fehlte zur Zeit Gott noch zu merklich an Ehre und daher dem Adam an Wohlgefallen. Die Tante gab die Vorgänge der Kinderfeier nun bereits ins Anekdotische verkleidet mit Laune zum besten und der Dechant fand, daß Linde die Jugend besser zum Danken hätte anhalten müssen. Linde schwieg, um sich ihr eigenes Christgeschenk in der Seele unzerstört über den Abend zu retten. Sie rettete damit den Abend, weil sie heute mit der Gutmütigkeit des Dechanten rechnen durfte.

Mein lieber Junge," schrieb Frau Malva an Heinz, „es scheint mir nun Zeit, daß wir uns endlich über gewisse Dinge klar werden. Du schriebst einmal, Du seist ein deutscher Offizier, und mir gabst Du das Epitheton einer großen Frau. Well. Aber diese Charaktere haben ihre Tragweite. Ich werde als große Frau kaum weibchenhaft Bewegungen inszenieren, die der Mann auslösen muß. Du als Mann, der zu leben weiß, wirst anderseits nicht schriftliche und prinzipielle Erklärungen loslassen wollen, denen keine Wirklichkeit auf dem Fuß folgen kann. Das sehe ich ein. Warten wir also ab, bis Du wieder Urlaub bekommst. Inzwischen würde ich Dich freilich gern in einiger männlicher Freiheit sehen unbehängt mit heimatlichen Sentimentalitäten und verblichenen Kinderspielen, die Dich als deutscher Offizier nicht absolut gut kleiden. Ich denke, daß Du mich verstehst, da Du weder dumm noch in hypertrophem Maß idealistisch veranlagt bist. Wir sind Realisten des Lebens, mein Freund. Hast Du ein Interesse daran, mir in der Gestalt und dem moralischen Milieu zu erscheinen, worin ich Dich zu sehen wünsche, so ziehe die Konsequenzen daraus. Und bedenke das eine: Poesie ist immer für money zu haben. Da ich nicht liebe, Geschäftliches und Gefühlvolles zu vermengen, so halte ich mit andern Elogen zurück, die mir immer naheliegen, wenn ich an Dich denke.

Mit den herzlichsten Wünschen für Dein weiteres Wohlergehen
Malva."

Drei Tage später traf die Antwort des Soldaten ein. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Liebe Malva, ich weiß Deine Trennung von Geschäftlichem und Gefühlvollem zu schätzen und folge Dir auf diesem Weg, zumal uns hier draußen überhaupt nicht mehr besonders gefühlvoll zumut ist, jedenfalls nicht mir. Um die andern kümmere ich mich

eigentlich zu wenig, um genau für ihre Stimmung einstehen zu können. Es ist auch ganz meine Meinung, daß wir uns nicht mit theoretischen Erklärungen unterhalten; wir sind Menschen der harten Wirklichkeit. Was die anhängenden heimatlichen Sentimentalitäten angeht, so trifft auf sie der Ausdruck ‚verblichen' wohl richtig zu. Indessen solltest Du mir's nicht übel anschreiben, daß mich etwas wie Achtung vor Deinem ganzen Geschlecht hindert, wenigstens sehr bald mit rauher Hand durchzugreifen. Etwas anderes ist es aber nicht als Achtung vor Deinem Geschlecht. Wenn Du Mittel und Wege finden kannst, so prüfe mich darauf. Ich stelle Dir alles frei. Hier draußen fehlt uns auch die schonende Form für dergleichen Notwendigkeiten. Die Faust ist kriegsgewohnt, und in der ewigen Schießerei geht einem schließlich die geistige Beweglichkeit verloren. Ich bitte Dich nur, was Du tust, so tue es schonend, was ich aber bei Deinem vornehmen Sinn, den Du überall bekundest, gar nicht besonders bemerken brauchte. Das ist's ja eben, was mich so mit Dir verbindet, nicht nur Deine äußere Eleganz, sondern auch Deine innere, Deine absolute seelische Sauberkeit und der große Zug Deines Wesens bei aller weiblichen Feingliedrigkeit. Nun bin ich doch in Elogen verfallen. Hier geht's wie immer, nämlich dreckig, aber ich bin noch gesund, und die feindliche Erde sah bis jetzt noch kein Blut von mir. Leb wohl, Du hohe Frau, ich muß noch sehr wachsen, um an Dich heranzureichen. Herzlich Dein Heinz."

Als sie diesen Brief gelesen hatte — es war beim Nachmittagstee —, wandte sie sich an den Dechanten. „Ich finde, daß Heinz so außerordentlich viel reifer geworden ist, seitdem er hier war, sozusagen moderner," sagte sie. „Es ist ein männlicher, berechnender Zug in seinem Wesen erschienen, während er früher etwas knabenhaft für sein Alter in den Tag hinein lebte. Ich liebe es nicht, wenn ein Mann seine Fähigkeiten herumliegen läßt und metaphysischen Vorstellungen nachhängt, anstatt seine Erfolge zu betreiben."

„Nun, ich kann eben nicht sagen, daß ich an Heinz viel Metaphysik bemerkt hätte," erwiderte er lachend. „Er scheint mir im Gegenteil ein junger Mann, der sich mit auffallend wenig Übersinnlichkeit herumzuschlagen hat und der ausgezeichnet in euren modernen Tag paßt oder in das, was ihr so nennt. Mir ist immer noch nicht ganz klar, daß die rechte Modernität vornehmlich im Seelenschwund zu bestehen habe."

Sie zog die Brauen ein wenig hoch. „Ich dachte doch, wir beide seien über diese Frage im Prinzip einig," sagte sie lächelnd und bedeutsam. „Sie ist ja auch aus der Geschichte leicht zu beantworten. Als die Deutschen metaphysisch und romantisch lebten, waren sie arme Teufel und wurden unterdrückt. Als sie mit der Metaphysik und der Romantik aufräumten und reale Erfolge anzustreben begannen, kamen sie zu Ruhm und Reichtum. Ohne die französische Aufklärung und die geschäftliche Lebensauffassung der Engländer gäbe es aber keine Industrie und keine wirtschaftliche Expansion. Was könnte Rußland werden, wenn es den westeuropäischen Händlerlehren Eingang verschaffte. Aber gerade dort gehört der Mystizismus zum guten Ton. Es ist daher begreiflich, daß unsre Jugend ihre Vorbilder nicht dort sucht sondern allen asiatischen Vorstellungen den Rücken wendet. Das kann ich jedem Mann raten, der etwas aus sich machen will."

„Ja, das rate ich auch jedem," sagte der Dechant kurz und unangenehm berührt. Und etwas sarkastisch setzte er noch hinzu: „Mit den Asiaten war ja auch noch nie viel los."

„Eben," erwiderte sie wohl verstehend, „die Völker, die uns wirklich etwas hinterlassen haben, wohnten am Mittelländischen Meer, im Südosten, Nordosten und Norden."

Als sie aber aufstand, ließ sie Heinzens Brief liegen. Linde bemerkte es, ohne sie darauf aufmerksam zu machen; es widerstrebte ihr einfach. Nachher hatte sie den Tisch abzuräumen, und da der

Bogen zur Einsichtnahme offen dalag, erfaßten ihre Augen von den so geliebten und vertrauten Schriftzügen wider Willen einige Sätze: „Was die anhängenden heimatlichen Sentimentalitäten angeht, so trifft auf sie der Ausdruck ‚verblichen‘ wohl richtig zu.“ Und: „Ich stelle Dir alles frei. Hier draußen fehlt uns die schonende Form für dergleichen Notwendigkeiten.“ Ihr blieb auf einen Moment das Herz stehen, und eine tödliche Kälte durchdrang sie, währen ihr die Augen im Kopf brannten. War dieser Brief mit Berechnung liegen geblieben? Bedeutete das die schonende Form? Leise aufstöhnend, hielt sie sich am Büfett fest, bis die erste gefährliche Schwäche überwunden war. Dann schlich sie still nach ihrem Zimmer. Und nachdem sie dort nach einem verständnislosen Vorsichhinstarren einigermaßen mit sich klar geworden war, faßte sie einen schweren Entschluß: sie schrieb selber an Heinz. Ihr Brief war kurz und bestand aus folgenden Sätzen.

„Liebster Heinz! Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß es besser ist, wenn ich Dir Deine Freiheit zurückgebe. Nicht weil ich mir davon eine Verbesserung für mich verspräche, obwohl ich Anlaß haben könnte, mir eine zu wünschen, aber ich kann nicht sehen, woher sie bei der Unfreiheit kommen soll, die uns alle befallen hat. Verzeih, daß ich Dich zunächst ein wenig beunruhigen muß, aber ich habe lange genug über Dich nachgedacht, um zu wissen, was auch Du nötig hast, nämlich eben Freiheit. Schreibe mir bitte nicht mehr, es würde mir schmerzlich sein. Wir werden einander nicht vergessen, aber wir werden uns auch nicht auf falsche Wege drängen durch eine falsche Treue, die bloß Eitelkeit und Ehrsucht wäre. Liebster Mann, ich werde für Dich beten. Leb wohl. Bitte, gehorche mir, und verursache uns nicht unnötige Schmerzen. Herzlich

Marie Linde.“

Sie besorgte mit Bob ihre Einkäufe, warf den Brief im Vorbeigehen bei der Hauptpost ein und kam von diesem Gang fiebernd

nach Hause. Den Tag über wehrte sie sich noch; gegen Abend jedoch wurde ihr Zustand stärker als sie, und sie mußte sich vorzeitig zu Bett legen. Im Verlauf der weitern Entwicklung fehlte es dann Brigitt nicht an Gelegenheit, empfangene Pflege und Wohltat zu erwidern.

Für die erste Nacht zwar wollte Linde keine annehmen und blieb mit großem Ernst dabei. Aber am andern Morgen, als das Thermometer achtunddreißig Grad zeigte, bekam Brigitt Oberwasser, und wurde der Arzt gerufen. Die Magd glaubte ihrerseits an eine geheime Vergiftung durch die Tante, und man hätte ihr leichter ein Bein ausgedreht als diesen Aberglauben verredet. Da sie ihn aber zu niemandem äußerte, so konnte ihn ihr auch niemand verreden, und sie blieb seine ungestörte Besitzerin. Aber sie blieb nicht die Besitzerin der Kranken. Die Tante übernahm ganz selbstverständlich im Verkehr mit dem Arzt die Rolle der Hausfrau, und für die Magd fielen nur die untergeordneten Handreichungen ab und die Neuigkeiten, die sie nebenher erhorchte oder sie dem Arzte selber abfragte.

Der Arzt war ein semmelblonder, großer, wohlgenährter Mann mit etwas eingedrückter Nase und wasserblauen Augen, mehr geschäftseifrig als medizinisch hochbegabt, obwohl er mit dem Titel eines Kreisphysikus herumging, aber jemand mußte ihn doch tragen. Dieser vielgegrüßte Mann also nahm die zuständige Untersuchung vor und hielt dann der Tante einen Vortrag über den Befund, da sie ihm besonders imponierte. Im ganzen großen wollte er nicht viel Neues entdeckt haben, und das konnte man ihm aufs Wort glauben, denn er sah danach aus. Nach seiner Meinung handelte es sich um die alte gastrische Schwäche, durch zu viel Arbeit und Kriegsernährung etwas gesteigert, wie ihm denn die Patientin einen heruntergewirtschafteten, vernachlässigten Eindruck machte. Alles in allem: Ruhe, Diät, Wärme, etwas Medizin und Nährpräparate. „Aber das Fieber?" zweifelte Frau Malva, die sich von der wissenschaft-

lichen Leuchte wenig beruhigt fühlte. Fieber sei doch immer ein schlechtes Zeichen. Ja, das Fieber, spottete er. Schön, die Patientin habe eben Fieber, und er und die Frau Professor hätten kein Fieber. Eines Tages könne es umgekehrt sein, und es gehe auch nicht gleich zum Tod. Die Dame, die an seinem Umgangston wenig Geschmack fand, ließ mit gerunzelter Stirn etwas von Tuberkulose hören. Aber er lachte sie aus. Von einer örtlichen Ursache sei gar keine Rede; das sei ein so elastisches und seidenweiches Mägelchen bei aller geheimen Festigkeit, daß ihm die gnädige Frau schon glauben müsse, wenn er ihr und sich nie einen schlechteren Estomac zu haben wünsche. Mit diesem Scherz machte er ihr eine Verbeugung und hob sich davon. Er trug einen schönen warmen Pelzmantel. Vor dem Haus stand sein Wägelchen und wartete auf ihn. Es ging ihm nichts ab, und er hatte immer recht, ob die Patienten starben oder leben blieben. Er behielt auch in Lindes Fall recht, obwohl er bei weitem nicht ahnte, daß man es hier mit einer viel mehr geistigen als körperlichen Erscheinung zu tun hatte. Der Mensch, wie er geboren wird, antwortet auf feindselige Anfechtung mit Trauer, wird er kräftig, mit Gegenfeindschaft, wird er stark, mit Verachtung oder mit Taten, bleibt er zart, mit Kummer, und dann gibt es noch Menschen, deren Leibliches so vergeistigt ist, daß ihre Trauer und ihr Kummer wie ihr Schreck und ihre Gegenfeindschaft kränkend auf den ganzen durchseelten Organismus wirken, der sich dann genau wie gegen eine stoffliche Infektion ritterlich mit Fieber zur Wehr setzt. Bei ihr war nun noch außerdem das große Geheimnis, daß sie sich mit diesem Fieber nicht nur für sich wehrte, sondern auch für den an der gleichen Krankheit miterkrankten Geliebten, um mit beiden zu einer neuen Gesundheit durchzubrechen. Der Kreisphysikus hätte wirklich das sein müssen, was ihn das Volk nannte: ein Kreispfiffikus, wenn er von dergleichen vornehmen Krankheiten einen Begriff hätte haben sollen.

Der neue Zustand brachte für Linde insofern einen Vorzug, als sie sich in ihrem Fieber wie in einer Zauberburg vor dem persönlichen Verkehr mit der Feindin zunächst geschützt fand. Sie spann still versunken ihre leise quälenden Phantasien, tauchte freundlich und müde daraus in ihre klaren Stunden auf, sah die alte Magd kommen und gehen, wirken und weissagen, und schätzte am höchsten die Teile des Tages, in denen sie ganz allein war. Dann führte sie einen großmütigen Kampf mit ihrem Weh und ertrug kampflos die Anstürme ihrer ungebrochenen Liebe, weil sie genau wußte, was sie wollte, und in aller Jugend schon so stark und kühn war, zwischen dem Wanken und Brechen ihres irdischen Glückes den Sieg ihres überirdischen Liebeswillens vorauszusehen. Sie sah auch den Preis voraus, um den er aller Wahrscheinlichkeit nach zu haben war, aber wenn sie wirklich aus Kleinmut hätte markten wollen, so hätte es ihre Hingenommenheit vom hohen Wert des Gegenstandes nicht zugelassen. Nicht als ob sie ihre Jugend und ihre Lebenshoffnung weniger geliebt hätte als jene persönlich sittliche Vorstellung, die sie sich vom höchsten Sinn ihrer Liebe machte: der Befreiung ihres Geliebten aus der Gewalt der Verlockung; sie liebte sie sogar viel heftiger und zärtlicher, und es war ja eben die Voraussetzung ihrer verwegenen Rechnung, sich noch das Ganze zu retten, indem sie das Angefochtene freigab. Sie wäre auch kein Mensch gewesen und vor allem kein Mädchen, wenn sie nicht die unermüdliche und zähe Hoffnung besessen hätte, am Ende und schließlich auch irdisch zu triumphieren. Was die scharfsehende Tante vom Kreisphysikus so ungläubig vernahm: daß ihr Fieber sozusagen in der Luft schwebe und mithin gar keine richtig begründete Sache sei, das klang ihr wie ein Evangelium, und außer dem jüngst gelesenen bei der Kinderfeier wußte sie sich kein süßeres.

So war sie denn getrost und fest und fuhr innerlich freudig fort, auf dem Fundament ihrer irdischen Zuversicht das fromme Sakramentshäuschen ihrer überirdischen mit immer lichter schwebenden Blumengittern zur Höhe zu führen. Aber in Stunden der einsamen Zaghaftigkeit, als das Fieber eher zum Steigen Neigung zeigte als zum Sinken und die krampfartigen Schmerzen, so hartnäckig sie sie dem Arzte verschwieg, nicht nachlassen wollten, schüttelten ihren zarten Körper harte Weinanfälle, und plagte sie unsäglich die Versuchung, ihr wertvolles Heiligtum stehen zu lassen und zu ihrem Liebsten zu laufen mit dem natürlichen Schrei: „Nimm mich wieder!" Und dann brauchte sie auch nicht weniger als die volle Einsicht in die Schädlichkeit einer solchen Wendung, in die Einbuße an innerm Wert, die sie sich selber zufügen, und auf den Vorsprung, den sie der Feindin dadurch verschaffen würde, um sich von einer so bedenklichen Anwandlung zurückzuhalten. Indem sie endlich still wieder den Standpunkt betrat, den ihre Selbstachtung von ihr forderte, tat sie's doch unter Vorbehalt aller persönlichen und diesseitigen Hoffnungen, so bereit sie war, für ihren höchsten Liebesgedanken weiterhin zu leiden und nach dem Leibe weniger zu werden.

Es war um die Zeit der weissagungsvollen Zwölf Nächte. Als Brigitt das Mädchen so rasch von der Kraft kommen sah, fuhr ihr ein heilloser Schreck in die Glieder, der sie auf Wege trieb, die einer frommen Katholikin eigentlich nicht erlaubt sind: sie ging unter die Zeichendeuter und Zauberer, um mit der Hilfe der Zwölfnächtegeister ein bißchen hinter die Geheimnisse zu sehen, und von den zu jener Zeit waltenden besonderen Kräften welche einflußreich und heilend auf die Patienten zu ziehen. Sie legte Karten unter die Sterne aus, versuchte wie Gideon Gott durch Zeichen, aber nicht mit einem Schaffell, sondern mit Kaffeesatz – leider bloß von Ersatzkaffee –, und zündete Rauchwerk an, daß Linde

zu ersticken fürchtete, alles in der Vorgabe, bessere Luft zu machen, in Wahrheit, um die bösen Geister zu vertreiben und die gütigen anzulocken.

Die Sterne steigen in jenen Nächten mit einem besondern Glanz schon aus der Abendröte herauf, die sich aus dem Gehalt ereignisvoller Tage als das Gold der Erfüllung beglückt und früh niederschlägt. Daran prophetisch entzündet, leuchten alle himmlischen Lichter in beseelterem Feuer auf. Sie sind umdrängt von Gestalten und Geistern, die, blasse Zeugen der Geburt des Herrn, auf ihre Erlösung warten, und durch die dynamischen Systeme der Sterne treten die des Schicksals drängend hervor und werden in vielen gläubigen und frommen Blicken zur Erscheinung. Brigitt war nun freilich mehr in Liebe eifernd als fromm, und andrerseits glich ihr Glaube sehr dem schicksalbewegten Sternhimmel: er war voller Grundlosigkeiten und Nebel. Mithin arbeitete ihre Weissagung unter Trübungen, und die wenigen Klarheiten, die sie gewann, waren Stichlichter von schmerzender Überschärfe. Die Seele zieht wie die vom Licht getroffene, aber noch nicht entwickelte photographische Platte die chemischen Stoffe der Erkenntnis auch der übersinnlichen nur nach der geheimnisvollen Leitung des noch unsichtbaren Bildes an oder stößt sie ab, und nach seinen Gesetzen deckt sie sich mit Schwärzen oder bringt Helligkeiten hervor, alles im Entwicklungsbad der Empfindung, um dann im Fixierbad der Erfahrung bestätigt und haltbar zu werden.

Nun fand sich in Brigitts Karten, so sehnsüchtig und zornig sie sie für Linde auf Liebe und Glück mit der Seele anschrie, stets ein störender Einfluß, und alles lief auf Tränen und auf einen dunklen, traurig bewegten Abgang hinaus. Es war dabei ganz gleich, ob sie dabei auf die Herzdame oder auf den Herzbuben legte; der Herzbube war immer so übel dran wie die Dame, und zwischen sie schob sich stets alles Unglücksgesindel von schwarzen Karten ein,

das es überhaupt gab, aber vor allem das Kreuzweib, das der Herzdame mit großer Beharrlichkeit nach dem Leben stand, während es dem Herzbuben auf den Fersen nachzog als ein gefährliches und unheildrohendes dunkles Gestirn. Das war ihr zwar alles nichts Neues; es verdroß sie nur mit jedem Mal heftiger, daß die Karte mit solcher Hartnäckigkeit, sie konnte mischen und abheben, wie sie wollte, bei ihrer Aussage blieb und sich durch kein Zureden etwas abhandeln ließ.

Frau Klinger tat wenig oder nichts, um das Wesen zu stören, das die beiden droben miteinander trieben. Bloß über die medizinischen Handhabungen wachte sie genau und unerbittlich; alles andere ließ sie laufen.

Lange hatte Brigitt gebraucht — nicht einen Tag, wie sie sich damals auf dem Krankenbett wünschte, sondern Tage und Wochen —, bis sie dahinter kam, auf welche Weise sich jetzt, da der Soldat nicht mehr da war, die so felsenfest geglaubte Feindschaft des Weibes gegen Linde zur Wirkung brachte. Eine große fanatische Wachsamkeit gehörte dazu, und sie mußte viel Zufallsblicke und abgerissene Gespräche auffangen, um sie dann wie im Zusammensetzspiel gegeneinander zu halten, bis ihr zu ihrer zornmutigen Genugtuung das gesuchte Gorgonenhaupt wieder aus dem Abgrund herauf stieg.

Am wenigsten von allen nahm sich noch der Dechant in acht; der redete und blickte, wie es ihm zu Mut war, und da es ihm je länger, je schwerer zu Mut war, so gab er mancherlei harte und unwirsche Worte und düstere Blicke. Sie wußte nachgerade, daß Linde in Ungnade stand, und sah ingrimmig, daß die Tante in einer ganzen Reihe von Gelegenheiten bei ihm deren Platz einnahm. Er diktierte ihr seine Predigten und ließ sie Auszüge machen. In seine Korrespondenz ließ er sie allerdings nicht sehen; aber auch Linde hatte dies Amt nach Brigitts Genesung nicht wieder

angetreten: er besorgte es selber. Wenn er etwas aus dem Hauswesen wissen oder haben wollte, so wandte er sich an die Tante, und nur sofern er bemängeln oder schelten wollte, rief er, wenn es gesund war, das Mädchen.

Die Haushaltung ging, wie die „Fremde" wollte. Zuwiderhandlungen und Aufsässigkeiten der Magd wurden vom Dechanten, durch den die Tante nun mit ihr abrechnete, unwidersprechlich verfolgt. Tägliche Anweisungen gab sie mit kühlem Gesichtsausdruck kurz und bestimmt. Es war unmöglich, Linde besser zu halten und zweckmäßiger zu regieren, als es Frau Malva tat. Nie, auch nicht in Lindes besten Zeiten, war die Haushaltung genauer gelaufen; es war wohl schon fröhlicher und wärmer zugegangen und sicher unmaßgeblicher, aber noch nie so herrschaftlich und gerissen und dabei so sparsam. Je mehr Ursache Brigitt also eigentlich hatte, Überlegenheiten und wirkliche Verdienste anzuerkennen, umso eifriger wandte sie sich wieder ihrem groben Verfahren zu, die Frau durch persönliche Verdrießlichkeiten, Störungen und Verachtungsbeweise zu kränken. Das etwas breite Gehaben ging ihr recht auf die Nerven, und die Magd brachte sie mehr als einmal zum Zittern vor Wut. Aber zu einem Ausfall ließ sie sich nicht hinreißen. Die Klagen über ihre gelegentlichen Verfehlungen führte sie maßvoll, und die Bemerkungen über ihre zunehmenden Alterserscheinungen dienten eher dazu, sie zu entschuldigen als zum Gegenteil. Der Dechant war schon gerade gespannt genug gegen das alte Wesen. Nachdem Brigitt angefangen hatte, wieder ihr Leben zwischen den Gesunden aufzunehmen, bewegte er die geheime Hoffnung in seinem Herzen, bei ihrem ersten Kirch- und Beichtgang über jene Geheimnisse, die ihm das Leben verdüsterten, endlich das so zornig ersehnte Licht zu gewinnen. Nun führte sie ihr erster Ausflug auch wirklich in den Dom, aber sie landete nicht vor dem Beichtstuhl, den sie mied wie das offene Feuer, im Gegenteil, sie hielt sich mit großer Vorsicht

in jenen Bezirken des weiten Raumes auf, die dem Beichtstuhl möglichst entlegen waren. Wenn sie von diesem Kirchgang auch etwas still und angegriffen zurückkam, so bedeutete er für den Dechanten nichtsdestoweniger einen argen und schreienden Abbruch. Dabei blieb es. Brigitt fehlte an keinem Sonntag im Frühamt, aber obwohl dort die Beichtmöglichkeit so nahe lag wie der Juni dem Sommer, kehrte sie doch stets in ungebeichtetem, völlig winterlichem Zustand ins Haus zurück. Endlich sah er ein, daß diesen Wandel nicht der Zufall lenkte und auch nicht die Vergeßlichkeit, sondern daß ein bestimmtes Wissen dahinterstand. Wo sie dem Dechanten begegnete, da blickte es aus ihren Augen und hing zugleich als Schleier der Behutsamkeit vor ihrer Miene, schien als Wortzähler in ihrem Mund zu stecken und als Watte in ihren Ohren, denn sie hörte auf seine Freundschaft lange nicht mehr so fein wie früher — freilich drückte er sie auch nicht mehr so leicht und glaubhaft aus, aber das setzte er nicht in Rechnung —, und ihre ganze neue Aufführung seit ihrer Krankheit faßte er in einen grollenden Begriff zusammen: Widerspenstigkeit! Die Verschwörung dauerte fort, und er argwöhnte nachgerade, daß der emsig brennende Herd dazu droben in der neuen Krankenstube zu suchen sei. Er ging mit dem Gedanken um, die innige Zweieinigkeit zu trennen. Frau Malva riet eigentlich nicht dazu, aber Widerspruch hatte ihn noch immer eigensinnig gemacht. Eines Tages gegen Abend begegnete der Magd die Tante im Hausgang drunten und meldete im Vorbeigehen: „Sie möchten einmal zum Herrn Dechanten hinaufkommen.“ Da sie gerade Zeit hatte, ging sie gleich, obwohl solche Zitationen neuerlich nicht mehr zu ihren Vergnügungen gehörten. Wahrscheinlich hatte ihr die Feindin wieder ein Suppe eingebrockt.

„Brigitt, ich habe nun schon viel Klage über deine neuerliche Ungebärdigkeit hören müssen,“ begann er unzufrieden, „und ich habe dir gegenüber keinen Zweifel daran gelassen, daß Frau Pro-

fessor Klinger jedenfalls jetzt in diesem Haus die Befehlende ist, während du die Gehorchende zu sein hast." Die Magd unterbrach ihn sofort.

„Es ging früher ohne die Frau Professor. So krank ist Fräulein Linde nicht, daß sie nicht angeben könnte, was geschehen soll, und dann bin ich alt genug, um das selber zu wissen."

„Es ist auch eine deiner unleidlichen neuen Gewohnheiten, mir ins Wort zu fallen, wenn ich dir etwas zu sagen habe," tadelte er. „Laß das in Zukunft. Über die Einrichtung der Hausordnung werde ich mit dir nicht streiten —"

„Die Hausordnung war lange eingerichtet," bemerkte sie.

„Du warst krank," suchte der Dechant zu erklären. „Und da Linde nicht nachkam, wurde es nötig, daß jemand das Ganze in die Hand nahm. Jetzt ist Linde krank —"

„Aber ich bin gesund. Früher war auch Fräulein Linde manchmal krank, und es ging mit mir allein."

„Das tut es eben nicht mehr," betonte er zufrieden, gegen sie frisch ansetzen zu können. „Du wirst älter, und die Verhältnisse haben sich durch den Krieg geändert —"

„Sie haben sich nicht durch den Krieg geändert."

Diesen Einwurf überhörte er, um schärfer fortzufahren: „Und bei deiner unverständigen Renitenz muß ich noch froh sein, wenn sich sonst jemand um eine vernünftige Ordnung kümmert. Was soll das heißen, wenn du der Frau Professor den Kaffee über das Kleid schüttest und dich nicht einmal entschuldigst? Wenn du morgens deu Besen gegen ihre Tür wirfst, damit sie nicht mehr schlafen kann? Denke nicht, daß ich nichts merke. Das wenigste weiß ich von ihr selber, und was sie erzählt, das sucht sie noch zu begütigen. Aber wenn du ihre Briefe liegen läßt, die du mitnehmen sollst, und sie zwingst, sie selber zur Post zu tragen, nicht zu reden von deinen hundert andern Unterlassungen — sei still, ich kenne dich! — so sind

das bewußte Niedertrachten, oder es sind Dummheiten eines alterskindischen Menschen. In beiden Fällen sind es Erscheinungen, die ich nicht an einem Dienstboten zu bemerken wünsche. Das solltest du künftig bedenken."

„Ich dachte, die Frau Professor sei hier nur auf Besuch!"

Der Hieb saß, aber er kam ihr nicht zugut. „Ich habe dir gesagt, daß ich deine Unverschämtheiten nicht länger dulden will. Du bist hier eine Dienstmagd mit kündbarem Verhältnis. Entweder die Umstände behagen dir, und du fügst dich ihnen, oder sie behagen dir nicht, und du verläßt sie. Dabei fällt es noch ganz dir zur Verantwortung, daß du es soweit kommen ließest. — Für heute wollte ich dir mitteilen, daß Frau Professor Klinger dir deine Tagesarbeit erleichtern wird, indem sie dir die Pflege des Mädchens abnimmt —"

„Die Pflege gebe ich nicht ab," versetzte Brigitt erregt und schnell. „Ich will nichts von der Frau Professor abgenommen haben. Hat mich Linde gepflegt, so werde ich sie wieder pflegen. Das ist alles. Mit meinem Tagewerk werde ich schon allein fertig werden."

„Aber Brigitt," versuchte der Dechant erneut zu mahnen, „du vergißt schon wieder, daß über diese Angelegenheit ich zu entscheiden habe —"

„Verzeihung, Hochwürden, darüber muß ich entscheiden. Wie Linde gepflegt werden muß, und was ihr bekommt und was nicht, das weiß ich von lange her, und wenn ich's besorge, so weiß ich, daß es recht besorgt ist."

„Du wirst nicht so kindisch sein, zu glauben, daß Frau Professor Klinger das nicht auch recht besorgen wird."

„Davon bin ich nicht so überzeugt."

Er lachte geärgert. „Linde ist in ärztlicher Behandlung. Was hast du da noch zu zweifeln?"

„Weiß der Herr Kreisphysikus, woher diese Krankheit kommt? Nun also. Bis er's weiß, behalte ich meine Meinung. Linde pflege ich selber."

„Du bist ganz und gar närrisch," schalt der Dechant verdrießlich. „Du verläßt dich darauf, daß ich dir nicht auf gewöhnlichem Weg kündigen und dich auf die Straße setzen werde. Und das werde ich auch nicht, aber ich werde dich ins Altersasyl einkaufen oder dir eine Rente aussetzen, aber in meinem Haus wirst du unter diesen Umständen nicht mehr sehr lange sein. — Du hast nicht den besten Geist, Brigitt. Ich fand dich früher gottesfürchtiger. Sieh zu, daß du mit dir selber wieder ins Reine kommst."

Mit diesen Worten war sie entlassen, und sie wußte von jedem genau, was es zu bedeuten hatte. Die letzten spielten auf die hinausgeschobene Beichte an, die sie Gott nach der schweren Krankheit und der endlichen Genesung schuldig war. Das übrige stellte sie vor die Wahl, den Dechanten einem gleichgültigen neuen Dienstmädchen und Linde der Feindin auszuliefern, oder zu gehorchen, um wenigstens wachen und beten zu können. Was sie wagen durfte, um beim geistlichen Herrn ihre Rechte durchzusetzen, das hatte sie heute gewagt, und mehr als das. Er forderte von ihr Verzicht auf alle Hoffart, und sie verzichtete erschüttert um Lindes willen. Im Lauf der Nacht faßte sie den schweren Entschluß, den Krieg gegen die Feindin aufzustecken, alles zu tun, was sie hieß, zu lassen, was sie ihr verbot, und vorläufig in diesem Haus keine andere Rolle mehr zu spielen als eine stumm Gehorchende, auch wenn sie mit offenen Augen sah, wohin der Kurs steuerte. Besondere Freudigkeit konnte sie dabei nicht versprechen.

So zeitigte denn diese Unterredung das wunderbare Ergebnis, daß beinahe eine ganze Woche lang nichts über Brigitt zu klagen war. Sie tat ihre Pflicht, schwieg, gehorchte, gab zu, ließ sich gefallen, war korrekt wie ein Reserveoffizier und zurückhaltend wie ein

Hauslehrer, und nur mit der Abtretung der Krankenpflege harzte es noch etwas; aber Frau Malva war damit nicht barsch, und wenn sie ihr wieder eine Verrichtung aus der Hand nahm, so geschah es leichthin und ohne grundsätzliche Verdrießlichkeiten. Bald war sie in aller Stille und Noblesse beinahe ganz aus dem Krankenzimmer gedrängt. Auf die stumm drohende Gebärde ihres Zurückweichens und den tief knurrenden Unterton in ihrem: „Jawohl, gnädige Frau!" achtete diese nicht weiter. Nach einer solchen Woche voll büßender Selbstüberwindung war dann Brigitt am kommenden Sonntag in der richtigen Verfassung, um die schuldige Beichte abzulegen. Sie nahte sich in demütiger und sorgenvoller Stimmung dem Beichtstuhl, aber nicht dem des Dechanten sondern dem seines ersten Gehilfen, der auf der anderen Seite der Kirche stand. Dort legte sie eine große und schwere Last ab, ein gewichtiges Bündel von Eitelkeit, Hoffart, Haß, Gewalttat, bösen Gedanken und widerspenstigem Wesen gegen ihren Herrn, blieb nichts schuldig, verbarg keine Regung, die ihr bewußt war, verschwieg auch nicht ihre Gründe, warum sie das alles anstatt ihrem Dienstherrn, der doch der nächste dazu war, dem Hilfsgeistlichen bekannte: aber von Linde war kein Hauch dabei, und der junge Priester konnte ihr Bekenntnis drehen und wenden, wie er wollte, so fiel davon nicht ein Schatten auf die Bewohner des Pfarrhauses. Das Verlangen der büßenden Botmäßigkeit und Demut, das der Geistliche darauf an sie stellte, war schon zum voraus erfüllt, und schließlich nahm sie ihre Absolution mit innerlich schweigendem Dank ohne Hosianna entgegen. Vorläufig war ihr Gram noch nicht kleiner als ihre Schuld, und nachdem sie diese Last los war, fand sie, daß das Gewicht ihrer mütterlichen Sorge um Linde und der andern um den Dechanten wenig an Druck verloren habe. Sie trat unter sehr ernsten Gedanken wieder in den Gnadenstand ein, und dann ging sie doch etwas getröstet nach Hause, weil sie wieder an der Hand Gottes war. Mit solcher Bedeutung angetan, und mit dieser heiligen

und gerechten Macht im Einverständnis, sah sie auch dem nächsten Zeitlauf gefestigter entgegen und konnte sie eher hoffen, aus der harten Demütigung ihre menschliche und katholische Würde zu retten.

Der Dechant genoß nun von Brigitts Unterordnung doch nicht die Genugtuung, die er sich davon versprochen hatte. Es blieb ihm natürlich nicht verborgen, daß sie zu seinem Untergebenen beichten ging, und das gab ihm schließlich mehr zu schaffen als alle andern Verdrießlichkeiten zusammengenommen; das war kein neues Ärgernis, sondern ein stiller, demütiger Bruch mit seiner Vergangenheit, die auch die ihre war. Sie hatte alle Hauptstationen seines Priesterlebens getreulich mit ihm durchgemacht von der ersten kleinen Hinterwaldpfarre an bis ins Dechanat, immer ihm blind ergeben, auf seinen Ruhm und seinen Vorteil bedacht, in seiner Zufriedenheit und seiner Anerkennung ihren höchsten Lohn erblickend — um sich nun in seiner schwersten Zeit von ihm zu scheiden und ihm ihre geistliche Kundschaft zu entziehen samt ihrem Vertrauen und ihrem Glauben an seine priesterliche Person. So war ihm zumute, als ob ihm seine besten Jahre und seine Jugend den Rücken gewandt hätten, und da ihm seine Mutter diese Magd aus ihrem Besitz ausdrücklich abgetreten hatte, so schien auch sie fragend und zur Anklage bereit auf ihn her zu blicken. Zu diesem innern Unbehagen kam noch ein äußeres. Es erbitterte ihn noch einmal ganz besonders auf die alte Person, weil er sich sagte, daß man draußen über ihre Abwendung von ihm reden und Schlüsse ziehen, und daß das ganze vermaledeite Geschwätz nun frisch aufleben würde. Da sie aber ihren neuen Wandel mit großem Ernst betrieb, so fehlte es ihm an Anlässen, seine Gereiztheit gegen sie zum Ausdruck zu bringen.

Andrerseits war sie nicht zwanzig Jahre lang seine Magd und Verehrerin gewesen, um am Ende nichts von ihm zu verstehen. Sie sah mit mehr als nur zwei Augen, wie er verwilderte und auf

große Strecken die Ähnlichkeit mit sich selber verlor. Es fehlte ihm nachgerade überall am richtigen innern Halt und an der Festigkeit des reinen Gewissens. Seine Seele war voll von fressenden Zweifeln. Es gab Zeiten, in denen er sich uralt und erzverloren vorkam; dann hielt er zerrissene und leidende Predigten, über die sich mancher wunderte und die die Gemeinde in Unruhe erhielten, solange er sprach und noch darüber hinaus. Man fand ihn bitter, scharf und schwer verständlich. Im Beichtstuhl war er von dumpfer Gleichgültigkeit oder von ergreifender Eindringlichkeit; manche verließ ihn weinend, und an solchen Tagen machte er auch den Männern zu schaffen.

Als aber Frau Malva sich anschickte, mit einem Buch in der Hand sich für längere Zeiten im Zimmer der Kranken einzurichten, stand diese ganz unerwartet auf und setzte ihren frühern Lebenslauf wieder fort.

Nach seinem letzten großen Brief, in welchem er Frau Klinger zu seiner Bevollmächtigten eingesetzt hatte, war eine weitere Entfaltung von ihm nicht erlebt worden. Es mochte damit zusammenhängen, daß gerade an seiner Front sich schwere und breit angelegte Kampfhandlungen vorbereiteten, die immer zugleich von ausgedehnten Briefsperren eingeleitet wurden. Er hatte aufreibend zu tun, und auch ihr spukte die bevorstehende Schlacht in den Nerven. Rechnete sie dazu noch Lindes mysteriöse Erkrankung, so ergab das alles zusammen nicht die rechte Stimmung, Herzenssachen weiter zu betreiben. Auch stellten sich immer wieder Zweifel und zauderhafte Neigungen ein, und nach acht Tagen einer problematischen Genugtuung fing sie wieder zu gären an. Wie aber Linde durch ihre Wiedererhebung das ganze Haus überraschte, mit sichtbarer Kraft weiter lebte und bei allem eine Entschiedenheit und Elastizität an sich bemerken ließ, die man vorher lange an ihr vermißt hatte, so diagnostizierte der Kreisphysikus nachträglich eine Influenza, aber Frau Klinger diagnostizierte eine befreiende Handlung oder eine, die Linde dafür ansah, und erwartete mit Spannung den Bericht des Soldaten darüber. Daneben fand sie die Beobachtung einer Gegnerin, die ständig auf unkontrollierbare Weise neue Kräfte zog und Größe gewann, ziemlich aufreibend.

Die ersten vierzehn Tage faßte sie sich leidlich. Die dritte Woche verbrachte sie in widerstrebender Stimmung zwischen Furcht und Selbstgefühl peinlich eingespannt, mit innerlich gehetzten Tagen und ruhelosen Nächten, in denen sie kaum das Bett aufsuchte. Brigitt mußte ihr am Abend den Ofen frisch einheizen, was gewöhnlich bis gegen zwei Uhr vorhielt. So lange saß sie brütend und mit unbekannten Faktoren rechnend in ihrem Lehnstuhl, nervös und schreckhaft,

und manchmal mit einem Moderoman, um sich etwas abzulenken. Aber von ihrem tiefsten und tragischsten Leiden lenkte sie sich niemals und durch kein Mittel ab; ihre kalte und hochmütige Einsamkeit begleitete sie in jedes Verhältnis und ließ sie aus jedem kalt und einsam herausfallen. Sie saß wirklich, wie sie dem Dechanten erzählt hatte, über Kellern voller Leichen. Nicht als ob sie die mit Wissen und Willen dazu gemacht hätte, dazu fehlte es ihr vor allem an Leidenschaft. Sie hatte nur das peinliche Geschick, daß in ihren Händen so ziemlich jedes Leben bald erkältet den Geist aufgab. Dann barg sie das Tote in den besagten Kellern, aber auch das geschah nicht aus mütterlich untröstlicher Trauer. Vielleicht tat sie es aus literarischem Interesse, um das „furchtbare Bewußtsein" zu haben, nach dem sie dann ihre gesellschaftliche Haltung einrichtete. Gott mochte es wissen. Inzwischen litt sie nichtsdestoweniger an ihrer lemurischen Unfruchtbarkeit und sehnte sich nach Wärme und Jugend, wie sich nur ein Gespenst sehnen kann.

Linde in ihrem Teil war ihrem fernen Freund in zunehmendem Maß dankbar, daß er ihre Bitte erfüllte und sie nicht durch Erklärungen beunruhigte. Sie hätten ja bloß neue Unklarheiten bringen können, und jede Art von Abrechnung wäre auf moralische Pfennigspaltereien hinausgelaufen. Irgendwo in ihrer Seelentiefe schwebte ja ein armes Fünkchen von Hoffnung auf und ab und bat, er möchte dennoch schreiben, um ihr rettungslos mitzuteilen, daß sie von ihm mit ihrem Trennungsvorschlag das Unmögliche verlange, das er durchaus nicht zu leisten gesonnen sei. Was er wirklich leisten könne, sei höchstens das Gegenteil, wenn es nicht eben in seinem Herzen längst geleistet wäre. Immer wieder in ihren Träumen sah sie ihn auf seinen aufgelaufenen Reichtum zurückgreifen, um sie zu bitten: „Laß mich nicht damit einsam verderben!" In dieser Weise schwebte sie auf sehr hohen und dünnen Sommerfäden der Hoffnung schon etwas erdenfern und doch zugleich mit der kühnen Seele äußerst

erdennah über ihr wartendes Land, lebte von Vorstellungen und ein bißchen Essen, und niemand wußte, woher sie nach einer Krankheit, ohne den bekannten unternehmenden Rekonvaleszentenhunger zu entwickeln, die Kräfte nahm, über die man sie freimütig verfügen sah.

Sie besuchte wieder wie ehedem alte Weiblein und kranke Kinder, focht mit jenen geistlich und tröstete diese irdisch, und Bob machte das meiste ernsthaft mit. Was früher etwa von Altklugheit an ihr gewesen war, das schien nun ganz in Erfahrung und warmherzige Seelenklugheit aufgelöst. Einige besonders heilige Weiblein fanden sie freilich weltlich angehaucht und brummelten künftig unzufrieden hinter ihr herum, jedoch alle andern Freunde fielen ihr noch herzlicher bei, und zu den alten gewann sie neue. Auch Bob gewann einige neue Gönner, verständigte sich aber jedesmal durch einen Blick mit Linde, daß er nichts Besonderes davon halte. Linde schenkte viel und bekam geschenkt. Manchmal war es beinahe ein Verhältnis wie zwischen einem zur Abfahrt gerüsteten Auswanderer und seinen Verwandten und lieben Freunden, und später fanden sich auch Leute, die diese Stimmung aussprachen, wenn von Lindes letzten Zeiten die Rede war. Sogar an Bob war eine besondere zärtliche Erregtheit, so daß er ihr nicht von den Fersen wich und ihretwegen mit Hunden Händel anfing, mit denen er bisher ganz gut gestanden hatte. Dies war übrigens auch die Zeit, in welcher Frau Malva bestimmt und redlich mit sich einig wurde, ihren Abzug zu nehmen, die Seligen und Unseligen hier sich selber zu überlassen, und ihre inzwischen fertig gewordene kleine Villa zu beziehen. Hinsichtlich des Leutnants hatte sie noch keine Entschlüsse gefaßt, war aber auch hier soweit, sich jedenfalls auf keine Gewaltsamkeiten einlassen zu wollen. Sie begann von ihrer Abreise zu reden und traf sogar die ersten Vorbereitungen. Der Dechant widersprach ziemlich aufrichtig, und selbst Linde war in sich selber so ruhig und still, daß sie sagte: „Jetzt könntest du es

auch noch bei uns Frühling werden sehen." Die Frau wehrte ungläubig lächelnd ab und blieb auf ihrer Linie.

Da kam ganz unerwartet eine Post von Heinz an Linde und nur an sie. Brigitt schrie durchs ganze Haus: „Lindchen, ein Brief vom Oberleutnant!" Linde nahm ihn mit leise zitternder Hand entgegen und beinahe geistesabwesend, so daß ihr der alte Mensch mitleidig übers Haar strich. „Ach Gottchen! Ach Gottchen! Nun, siehst du wohl! Da ist er ja wieder! Was hab' ich immer gesagt?" Mit einer Freudenträne im linken und einer Kummerträne im rechten Auge hob sie sich wieder davon, denn die letzten Ereignisse hatten sie doch, was den Herrn Heinz anging, zur Skeptikerin gemacht. Indessen ließ sie beide hängen und paßte nur auf, welche zuerst herunterfiel; die linke sollte Glück bringen. Aber obwohl sie sogar ein bißchen mit Zwinkern nachhalf, fiel die rechte. Da brummte sie erbost: „Aberglauben und Zauberwesen! Wer sich damit einlassen wollte!" Gleich darauf zerbrach sie einen Topf, und nun hatte sie auch ein gutes Zeichen, und zwar ein altangesehenes.

Indessen las Linde ihren Unglücksbrief. Er war kurz und drangvoll.

„Liebes Mädchen, was soll ich sagen! Du willst, daß ich Dich nicht mit einer Antwort quäle, aber hast Du auch an mich gedacht? So geht das nicht, alter Kamerad. Ich bin Offizier. Auch ein Mann läuft nicht aus der Schule. Erhalte mir Deine Freundschaft. Verlange nicht von mir, daß ich jetzt mehr aus mir herauspresse. Um mich kracht und donnert es. Eben muß ich das Blatt abschütteln, weil Erde von einer Granatfontäne draufgefallen ist. So sieht es hier aus. Hab Geduld mit mir; ich will Dir ja keine Anständigkeit schuldig bleiben. Hoffentlich hat die Morderei bald ein Ende.

Herzlich Heinz."

Die Antwort war also so schlimm ausgefallen, wie Linde irgend fürchten konnte; selbst ewiges Schweigen wäre besser gewesen. Außer-

dem, daß sein Ton verletzend klang, bemerkte sie mit leise erregendem Schmerz das Fehlen des zueignenden Fürworts am Schluß vor seinem Namen, und da es für die Liebe keinen Zufall gibt, so konnte sie keinen andern Schluß daraus ziehen als einen trauernden. Sie tat es in sehr anständiger Haltung. An ihrem Glauben änderte sie nichts. Ihren Liebeswillen hielt sie aufrecht. Den Brief des Freundes ließ sie unbeantwortet. Aus Morgen und Abend begann eine neue Leidenszeit für sie. Das Fieber fand sich wieder ein — wie es schien: geradezu zur Befriedigung des Kreisphysikus, welcher erklärte, daß es sich um einen Influenzarückfall handle, der ihm just gerufen komme; das kleine wichtige Fräulein müsse ja in dieser Zeit ganz voll Bakterien aus Armeleuts- und Krankenstuben hängen, und es sei ein Wunder, daß sie noch nicht von ihnen aufgefressen sei. „Zu früh aufgestanden, mein Kindchen. Da haben wir's wieder! Quarantäne! Vor vier Wochen lass' ich dich nicht wieder 'raus."

Als der Dechant eingesehen hatte, was da wieder geworden war, wiederholte er seine Proteste gegen Malva und bat sie, wenigstens zu bleiben, bis Linde wieder auf sei. Sie gab ungern nach, sehnte sich nach Stille und Selbstbetrachtung, oder was sie dafür hielt, kam sich in der letzten Zeit ein bißchen alt und müde vor, und die Aussicht auf eine Zeit der Verwaltung einer solchen Kranken und der Sorge für das Haus entzückte sie nicht eben. Indessen gab sie sich darein, ohne zu glauben, daß Dinge, die für Linde Gift waren, für sie Bonbons sein müßten. Skeptisch und etwas tiefäugig betrieb sie wieder das Hausregiment. Da sie aber ungern auf die Dauer die Leidende blieb, und immer noch keine Nachricht von Heinz an sie kam, hielt sie es für gut, ihm vielleicht ein wenig zu helfen. Nach reiflichem Überlegen schrieb sie ihm diesen Brief:

„Mein lieber Freund! Es drängt mich, Dir mit einem Wort zu schreiben, daß ich manches sehe und vieles empfinde; das übrige vermag ich zu konstruieren. Ich verstehe das, was Dir schwer ist, wenn

ich mir auch von Deiner endlichen Befreiung persönlich je länger je weniger etwas verspreche. Mein Freund, wir tun gut daran, die Dinge vom Standpunkt des Mondes aus zu betrachten; ich für mein Teil bin bereits auf dem Sirius angekommen. Wie klein ist diese Welt, und wie bedeutungslos ist das, was man so gemeinhin Schicksal nennt! Du kannst mir glauben, daß ich weit davon entfernt bin, einen Druck auf Dich ausüben zu wollen. Prozesse entwickeln sich aus sich heraus ohne unser ausdrückliches Zutun, und Tragödien ereignen sich nur auf dem Theater, ja, der Naturalismus hat auch mit den Theatertragödien schon aufgeräumt. Am schwersten hat es immer der, den das Beharrungsvermögen der Menschen zwingt, zu handeln. Mein lieber Junge, was sich in der Welt so ‚gut' nennt und wen man ‚schuldig' spricht, darüber reden wir einmal mündlich. Nur werden wir unser Leben künftig immer weniger durch Gefühle aufhalten, sondern wie es uns ziemt gut englisch auf business einstellen. Die Karriere, mein Freund, die Befriedigung des Ehrgeizes, das sind eure wahren Genugtuungen. Die Wege dazu sind mir bekannt; ich werde dich selbstlos führen. Das ganze Geheimnis besteht in der Verachtung der Menschen, während man den Anschein erweckt, sie zu schätzen. Wohl Dir, daß es Dir so früh kund wird. Nun sorge Dich um nichts und genieße Deine Jugend. Lebe Dich frei und versäume keine Gelegenheit. Das ist die Weisheit des Glückes. Ich bin wie immer herzlich Deine Malva."

Nach weiteren zehn Tagen Wartens traf endlich seine Antwert ein.

„Liebe Malva!" Die ‚Tante' hatte er sich und ihr längst geschenkt. „Ich danke Dir für Deinen Brief und die guten Ratschläge. Ich werde sehen, was sich davon in die Wirklichkeit umsetzen läßt. Bei uns hier draußen hat eben manches ein anderes Gesicht, und wenn man so einen Monat wie den andern im Dreck herumbuddelt, so ist es nicht leicht, den Standpunkt des Mondes einzunehmen, oder gar

die Welt vom Sirius aus zu betrachten. Jeder Tag bringt seine Granaten; das ist unsre Weisheit, und eine andere brauchen wir vorläufig nicht. Gestern hatte ich wieder einmal den Rachen voll Erde. Ums Haar hätte ich mich daran verschluckt. Ich war so verdaſt von dem Schlag, daß ich nicht einmal darauf verfiel, mir mit dem Finger Luft zu schaffen. Ein Musketier erwies mir noch schnell den Dienst, ehe ich erstickte; ich hatte keine Zeit, mir seine Kralle näher anzusehen. So geht es aber, wenn man den Mund zu weit aufreißt. Daran zu denken, daß Ihr Euch in der Heimat in der Zeit um uns balgt, das gibt manchmal ein putziges Gefühl. Versteh mich nicht falsch, aber unser höchster Wunsch ist jetzt, daß das alles zuerst einmal vorbei wäre; dann wollen wir weiter sehen, soviele von uns übrig bleiben. Wenn ich aber die Menschen verachtete, so wollte ich's ihnen auch zeigen; darin stimme ich mit Dir nicht überein. Nun, was wissen wir noch voneinander! Habt ihr Überblick, so kann's uns nur lieb sein; wir haben längst keinen mehr. Du hast recht, man müßte wieder einmal miteinander reden. Also hoffen wir. Eben kommt mein Bursche und meldet, daß sie unsern Unterstand eingeschossen haben. Zum Glück war niemand drin. Ich muß sehen gehen. Herzliche Grüße.

Heinz."

Dieser Brief war nun eigentlich dazu angetan, auch der Frau Malva Fieber zu verursachen, und die Stelle: „— daß Ihr Euch in der Zeit um uns balgt —" verletzte und verdroß sie unsäglich. Aber kühl erwägend sagte sich ihr Verstand, daß sie einen Fehler machen würde, sich zu nah beteiligt zu fühlen. Im übrigen sah sie in dem Brief einen ungezogenen Vorstoß von übler Laune und Nervosität gegen eine eingebildete Bedrängung. Er war die Schlechtberatenheit eines jungen Menschen, der sein augenblickliches kriegerisches Übergewicht gegen seine moralische Hilflosigkeit geltend zu machen suchte, „irrationell", wie er von seinen Lehrern kam, und sachlich noch gar

nicht eingeschult. Da sie ihn aber auf ihre Art wirklich liebte, so sah sie's ihm nach in der Erwartung, noch Zeit genug zu seiner Erziehung zu bekommen, wenigstens bildete sie sich ein, die Frau dazu zu sein, während vielleicht niemand weniger für eine solche Aufgabe geeignet war als sie mit ihrem Fatalismus, ihrer Verständnislosigkeit für Leidenschaftsausbrüche und ihrem Mangel an Wehrhaftigkeit gegenüber wirklichen Ungezogenheiten. Und während sie sich nach den Mitteln und Wegen umzusehen begann, wie — neben dem Dechanten — auch seine Karriere in der Welt vorzubereiten und im größeren Stil durchzuführen sei, schrieb sie auch die ersten Briefe, die nötig waren, um auch nach jenen Richtungen die wünschenswerten Beziehungen bereitzustellen.

Indessen bekam Bob zu spüren, was es in Wahrheit mit ihrer Führereigenschaft auf sich hatte, und zwar hatte das Ereignis folgenden Verlauf. Bob kam, seitdem seine Freundin wieder zu Bett lag und Frau Klinger von neuem die Vermittlung zwischen dem Hauswesen und der Geschäftswelt führte, selten mehr zum Ausgang; wenn er Anregung haben und in der Stadt auf dem laufenden bleiben wollte, so mußte er sich schon an die neue Hausmacht halten. Nun hatte Malva sich inzwischen leidlich an den Hund gewöhnt, wenn sie sich auch noch längst nicht mächtig genug fühlte, sich mit dem lebhaften und sehr unternehmenden Charakter zu befassen; aber da der Dechant wünschte, daß Bob seine tägliche Bewegung bekomme, so nahm sie ihn mit. Trotz seiner gelegentlichen Wildheit war er hochsinnig und zartfühlend, und wo er ein wenig Interesse für seine Art und seine Bedürfnisse bemerkte, da zeigte er sehr genauen Appell. Eine Rauferei zum Beispiel zu verhüten, war nicht immer möglich, aber wenn man rasch weiterging und ihn abrief, so schloß er ganz richtig, daß man sich mit dem gegebenen Beweis seines Eifers begnüge, und kam nach, ohne auf der Austragung des Falles zu bestehen. Sonst war es nicht seine Art, einen Streit halbgenäht hän-

gen zu lassen; daß er vorzeitig davon abließ, tat er wirklich nur seinem Herrn oder seiner Herrin zu Gefallen. Mit kleineren Hunden, als er war, ließ er sich nicht ein; seine Feinde begannen erst in den Reihen der größeren Terrier, und dort machte er noch zur Bedingung, daß er oder sein Begleiter zuerst in unflätiger Weise beschrien werden mußte. Bei Wölfen, Dobermännern, Neufundländern und Bernhardinern dagegen fing er selbständig an und desto sicherer, je größer die Feinde waren. Darum war es nötig, daß man etwas die Augen für ihn brauchte, um ihn beizeiten ablenken zu können, denn schließlich war er nicht mehr jung, und durch den Verlust des einen Auges entstand ihm mancher Nachteil, zumal in letzter Zeit auch das andere angegriffen schien. Er suchte immer auffälliger dämmerige Plätze zum Liegen, und manchmal bemerkte man, daß er an Gegenstände anstieß, die eigentlich mit normalem Gesicht nicht wohl zu übersehen waren. Nun schien ihn auch der Schmerz in dem verletzten Auge und das scharfe Tageslicht zuzeiten zu reizen und ihn etwas rauher und weniger ritterlich zu machen, als er sonst war. Alles in allem verlangte er also ungefähr die Aufmerksamkeit und Vorsorge, die man einem lebhaften Knaben auf der Straße oder einem renitenten Oberleutnant im Feld zuwendet, und bei seinem bedeutenden Reichtum an sonstigen wertvollen Eigenschaften, Treue, Wachsamkeit, Selbstgefühl, Unbestechlichkeit, Dankbarkeit, und der ganzen Entschiedenheit seines Wesens war es keine Frage, ob er jene verdiente oder nicht.

„Nun, so komm also!" sagte die Tante nicht übel gelaunt zu ihm, der schon nach ihr sehend vor der Türe wartete und hoffend den kurzen Schwanz bewegte. „Ich bitte mir aber eine anständige Aufführung aus. Nicht aus dem Haus schießen!"

Aber er schoß bereits, und für den fremden Hund, der jetzt gerade nicht dastand, war es ein wahres Glück, denn Bob fühlte sich diesen Morgen besonders begierig und gereizt, weil ihn, der neuerlich viel-

leicht wirklich ein wenig zu dick wurde, Brigitt auf die wohlmeinende Verordnung der Frau Malva ein wenig im Futter zurückgesetzt hatte. Er suchte noch schnell die bekannteren Plätze ab, dann setzte er sich gesammelter und leise gespannt auf die vorkommenden Abenteuer am Dom vorbei nach der Sattlergasse zu in Bewegung. Zuerst begegnete ihm ein kleiner Wachtelhund, der ihm aber respektvoll aus dem Weg ging. Nachher kam ein großes, graues Windspiel des Weges, das zur Präsidentin des Roten Kreuzes, dem Fräulein von Epstein, gehörte. Aber Windspiele hielt er nicht für Hunde; er hatte schon von Kind auf eine Verachtung für sie gehabt. Auf den Anruf des Fräuleins von Epstein kam er zwar her und ließ sich gnädig den Kopf streicheln, doch an ihrem Gespräch mit Frau Klinger nahm er keinen Anteil, und sobald es der Anstand erlaubte, machte er sich davon.

In der Hauptstraße begegnete er dem braunen Jagdhund des Kaufmanns Felge, der dessen Boten auf einem Gang begleiten durfte. Mit diesem setzte es eine kurze grundsätzliche Repetition um der Ordnung willen; im übrigen waren sie alte Bekannte, die an diesem Platz schon viel Wechsel gesehen hatten. Der Jagdhund war als Eingeborener zwar schon dagewesen, als man Bob mit der Eisenbahn brachte, wenn auch erst die zehn Wochen, die er alles in allem damals zählte. Da gehörte Bob bereits unter die jungen Leute, und diesen Vorsprung an Geltung hatte der Jagdhund nie ganz einholen können; er brachte ihm daher allen Respekt und alles Übelwollen entgegen, das die Mittelmäßigkeit für überlegene Naturen immer bereit hat.

Nach dem braunen Jagdhund des Herrn Felge kamen die beiden weißen Pudel der Frau Oberförster, einer anspruchsvollen, reichen Frau, in Begleitung des Dienstmädchens. Das Mädchen bemerkte den Boxer schon von weitem und nahm die Pudel an die Leine, da sie zu seinen besten Feinden zählten; er konnte die zierigen, eingebil-

deten und hochtrabenden Dinger, die immer farbige Bänder am Halsband und Decken mit Monogrammen und weißen Taschentüchern trugen, in den Tod nicht ausstehen, und wo er eines von ihnen erreichbar fand, ging er es sicher nicht vorbei. Nachher hatte er das Maul voll weißer Pudelwolle und etwa einen Biß am Kopf oder an der Brust, denn die Pudel waren trotz ihrer Zierigkeit nicht von schlechter Rasse und schlugen wütend zu. Wenn sie aber an der Leine gingen, fing er nichts mit ihnen an. Zur Durchführung dieses großmütigen Grundsatzes war es dann freilich nötig, daß er weder von den Pudeln beschrien – Knurren vertrug er in solchen Fällen auch nicht – noch von seiner Begleiterin verwarnt wurde, sonst vergaß er auch die Leine und fuhr unhaltbar drein.

Nun beging die Großstadtdame, die sich zwar mit Wundt und Freud, aber noch nie mit Hundepsychologie beschäftigt hatte, den Fehler, beim Nahen der Pudel Bob ausdrücklich zu vermahnen. Bob dachte also, daß sie in den Pudeln eine Gefahr sehe; er leckte sich die Zähne, und seine Miene nahm bereits einen unternehmenden Ausdruck an. Die Pudel ihrerseits fühlten sich von der etwas nervösen Stimme der Frau erregt und glaubten, daß dort ein Angriff befohlen werde. Bob ging den Pudeln mit langsamen, steifen Schritten und gespanntem Rücken entgegen. Die Pudel schlugen Lärm und rissen an der Leine. Frau Klinger verwarnte und rief aufgeregt Bob beim Namen. Das Dienstmädchen begann zu schreien und suchte mit den Pudeln wegzukommen. Indessen fuhr der sehnige dunkle Körper des Boxers in die weiße Pudelherrlichkeit hinein, und diese machte sich flockig und begeistert über ihn her. Was dann geschah, war nicht mehr im einzelnen zu erkennen. Einmal schien sich Bob in einem Pudelohr festgebissen zu haben. Einmal hing ein Pudel an Bobs rechtem Vorderlauf dicht unterhalb der Brust. Das Dienstmädchen schlug mit der Peitsche dazwischen und konnte nichts Dümmeres tun, denn jede Partei setzte die empfangenen Hiebe der andern aufs

Konto und steigerte ihre Angriffswut. Frau Malva versuchte sich mit ihrem Sonnenschirm, ließ dann aber, jetzt mit Grund indigniert, jede weitere Bemühung, um nach Männern auszusehen, die helfen konnten.

Die erschienen in Gestalt von zwei Arbeitern, die Eisenstangen und Werkzeuge trugen. Sie ließen sich lachend bereit finden, den Krieg auseinanderzubringen. Zuerst probierten sie es mit Fußtritten, und da das Dienstmädchen angab, daß Bob den Streit angefangen habe, und er außerdem als Raufer bekannt war, machten sie es sich zum besonderen Vergnügen, einmal dem Hund eines katholischen Pfarrers zu zeigen, was rechte genagelte Arbeiterschuhe sind. Er bekam also alle Fußtritte allein. Als die Fußspitzen nicht auszureichen schienen, versuchten sie sich mit den Absätzen. Schließlich war es natürlich, daß Bob, den die Fußtritte und die allgemeine Parteinahme gegen ihn verwirrten, blindhin nach den Feinden biß; dabei erhaschte er einen der Männer flüchtig am Schuh. Der Zahn hatte, wie sich nachher zeigte, nicht einmal das Leder durchschlagen, aber nach der Art aller rohen und stupiden Menschen, die auf eine Niedertracht eine Abfertigung erhalten, schlug seine vergnügte Stimmung schnell in Wut um. Er ergriff eine der Eisenstangen, die er bei sich trug, und begann damit auf Bob loszuschlagen. Der erste Hieb traf ihn auf die Schulter, so daß er erschreckt herumfuhr und sich bei seiner Führerin in Sicherheit zu bringen suchte. Die Absicht war auch ganz deutlich, aber der Arbeiter schrie: „Was, du elendes Vieh, du willst noch mehr beißen? Da hast du fürs Beißen!" und führte einen zweiten Schlag, der ihn auf den Kopf traf; das Blut floß sofort nach. Und weil er doch einmal am Schlagen war, versetzte er dem taumelnden Tier, das vor Blut nichts mehr zu sehen vermochte und vom Schlag halb betäubt war, einen dritten Hieb ins Kreuz, unter dem es leise stöhnend zusammensank.

Das Mädchen hatte seine weißen Pudel aus dem Streit gezogen,

etwas zerzaust und schmutzig, aber übrigens heil, und sich mit ihnen davongemacht; man konnte es eben noch die Nebengasse hinauflaufen sehen, in der Herr Felge wohnte, und die Pudel sprangen munter mit. Auch Frau Malva, als sie sah, daß der Krieg beendigt war, beeilte sich, der Szene den Rücken zu kehren. „Das kommt davon, siehst du," bemerkte sie noch belehrend zu ihm, der sie mit blutüberströmten Augen blind suchte. „Das nächste Mal wirst du besser gehorchen." Er tat ihr eigentlich leid, aber sie war von dem rohen Auftritt zu verwirrt, um ihn genauer zu betrachten, und ihre schwachen Nerven zitterten noch von der gehabten Aufregung. So entging es ihr auch, daß das Tier die Hinterbeine kraftlos am Boden schleppte. „Der hat genug!" lachte der zweite Arbeiter, der nicht geschlagen hatte, halb verlegen. „Komm." Sie fand den Ton abstoßend, rief noch einmal: „Bob!" und ging rasch die Stadt hinunter. Die Arbeiter machten sich rasch nach der andern Richtung davon, und nur einige Kinder standen halb neugierig halb erbarmungsvoll um das verlassene Tier.

Als Bob erkannte, daß man ihn allein gelassen hatte, war er zuerst bestrebt, seinen Blick wieder zu befreien. Er fuhr sich einige Male hastig und ungeduldig, weil er nicht mehr Herr aller Glieder war, mit seiner Vorderpfote über das heile Auge. Endlich gelang es ihm, es klar zu bekommen, so daß er wenigstens die Richtung erkennen konnte, die er heimwärts nehmen mußte. Mühselig mit seinem schleppenden Hinterkörper setzte er sich die Stadt hinauf in Bewegung. Da das Blut weiter floß, wurde er bald wieder blind, aber nun halfen ihm die Kinder; sie riefen: „Komm, Bob!" und wiesen ihm so die Richtung weiter. Aus der barmherzigen Erfindung wurde dann ein Sport, und dermaßen kam das stumme, traurige Tier mit großem Geleite und einigem Hallo langsam durch die Stadt vorwärts; aber die ganze Reise dauerte eine halbe Stunde und mehr, während sie sonst in fünf Minuten leicht zurückzulegen war. Auf dem ganzen

Weg fand Bob keinen Freund, der sich über ihn erbarmt, und auch kein menschliches Herz, das sich aus Naturfrömmigkeit seiner angenommen hätte. Die Erwachsenen, die ihn blutend seines Weges kriechen sahen, eskortiert von der Kinderrotte, hatten für ihn wenig andere Regung als die einer befriedigten Neuigkeitssucht, und das Wort des Arbeiters: „Der hat genug!" wurde noch einigemal hinter ihm laut, begleitet von keineswegs immer freundlichen Kennzeichnungen seines Wesens und Treibens. Die etwas gespannte oder aber gleichgültige Stimmung der Leute für seinen Herrn schlug sich auch auf ihn nieder, und wenn er einmal für ein paar Minuten erschöpft liegen blieb, war er inmitten aller Leute, die er wie in seiner Todesstunde kommen und gehen hörte, in einer für ihn mehr ehrenden als nützlichen Weise einsam. Es fand sich nicht einmal jemand, der ihm einen Schluck Wasser gebracht hätte, obwohl er an mancher Haustür vorbei kam, durch die er dem Dechanten oder Linde auf einem Hilfsgang gefolgt war und nicht nur einmal. Man hatte ihn stets mit ausgesprochenen Freundschafts- und sogar Achtungsbeweisen empfangen, aber nie hatte er einen Bissen Brot oder einen Knochen von jemand angenommen. Es war sogar bei solchen Ehrungen manchmal eine gewisse Verlegenheit an dem feinnervigen Tier zu bemerken gewesen, die es durch angelegte Ohren, leises Knurren und durch mitteilende Blicke auf seinen Herrn oder die Herrin äußerte. Bob war auch immer sehr erleichtert, wenn es wieder hinausging, so gern er stets mit hereinkam, denn die Aufsuchung von fremden Verhältnissen schätzte er über alles. Weniger machte er sich aus deren Insassen; dafür hatte er von jeher den richtigen Instinkt besessen.

Die Tante war inzwischen zur Post gegangen und dann zu Herrn Felge, weil sie den Hund vermißte. Der Kommis wurde ausgeschickt, kam aber nach einer Viertelstunde unverrichteter Sache zurück. Bis zum Trauerzug war er nicht vorgedrungen. „Dann wird er wohl zu

Hause sein," vermutete sie, prüfte noch einmal ihre Einkäufe nach, und begab sich ebenfalls auf den Heimweg. Sie war vor Bob zu Hause, dachte aber nicht gleich an ihn. Zuerst erteilte sie Brigitt eine Küchenanweisung und stieg dann zu Linde hinauf, um mit dem Hinweis auf das schöne Wetter — es war gar nicht übermäßig schön — ihr Fenster zu öffnen, das sie von unten geschlossen gesehen hatte. Wie manche andere Personen schloß sie von sich auf andere Leute. Während sie in gesundem Zustand sehr auf Wärme hielt — sie war fortdauernd blutarm —, konnte man ihr, wenn sie unpäßlich war und zu Bett liegen mußte, nicht bald genug frische Luft machen, weil sie es dann bei ihrem leicht hysterischen Zustand immer etwas mit Hitzen zu tun bekam. Unterdessen hatte Brigitt dem Hund seine Schüssel zurechtgemacht und ging rufend durch die Zimmer, darauf vors Haus, und dort sah sie den betrüblichen Zug herankommen, voraus das Tier, das mit den letzten Kräften seinen gelähmten Leib nach Hause schleppte, und dann die Kinderrotte, die sich jetzt mehr im Hintergrund verhielt und nur noch sehen wollte, wie Bob empfangen wurde.

Als Brigitt erkannte, worum es sich handelte, schrie sie auf, ließ fallen, was sie in den Händen hielt, und stürzte hinzu: „Bob, mein Tierchen, was haben sie mit dir gemacht!" Bob hob aufhorchend den blinden Kopf. Über seinen zerstörten Körper lief ein Zittern; doch vor Erregung und Schwäche brach er wieder zusammen. Die Magd ließ sich erschüttert bei ihm nieder, um ihm vor allem mit der Schürze das schon eingedickte Blut vom Auge zu wischen. Er blickte sie, als er wieder sehen konnte, hilfesuchend und mit einem so kummervollen Ernst an, daß ihr das Weinen in die Kehle drang. Es war nun durchaus nichts Hündisches mehr an ihm, sondern nur noch die schweigende Bereitschaft der Kreatur, die den Tod wittert. Sie streichelte ihm ergriffen und unfähig, zu sprechen, den schönen, ausdrucksvollen Kopf, und er lag leise klagend, doch nicht winselnd

auf dem Pflaster, ab und zu um Luft kämpfend, und keinen Blick von ihrem Gesicht wendend.

Inzwischen besann sich Brigitt, daß etwas mit dem Tier geschehen müsse; da sie sich aber nicht getraute, es anzufassen, schickte sie ein Kind nach dem Dechanten. Das traf ihn bereits auf der Treppe; er hatte den Aufzug ebenfalls bemerkt und sich eilig auf den Weg begeben. Als Bob ihn kommen sah, machte er eine Anstrengung, ihm entgegenzukriechen, blieb aber halb aus Schwäche und halb unter Brigitts mitleidsvollem Widerstand liegen; nur das Spiel seiner Ohren und die Spannung seiner Miene verriet die Bewegung, in die ihn das Wiedersehen mit seinem Herrn versetzte. „Um Gottes willen, was ist hier geschehen?" rief auch dieser bestürzt, bei der Gruppe ankommend. „Brigitt, so rede doch!" Diese hatte unterdessen von den Kindern so viel erfahren, um über die Hauptsachen Bescheid zu wissen. Sie wisse es nicht, würgte sie hervor. Die Frau Professor sei mit ihm ausgewesen.

„Helfen Sie mir nur!" murmelte sie noch wie auf den Kopf geschlagen und band ihre Schürze los. Darin trugen der Dechant und die Magd das Tier ins Haus. Bob knurrte zuerst, ließ sich dann aber von seinem Herrn zureden. Sie brachten ihn in die Küche; Brigitt holte sein Lederkissen herunter, und darauf betteten sie ihn. Nachher lief sie zum Tierarzt; der Dechant blieb solange beim Hund. Der Arzt war über Land gefahren und nicht vor Mittag zurück zu erwarten. So mußte man warten, und der Dechant suchte seine Schwägerin auf, um von ihr Näheres über die Vorgänge zu hören.

Es war ihr neu, daß das Tier erst jetzt nach Hause gekommen sei. Von seinem Zustand hatte sie überhaupt nichts geahnt. Die ganze Sache war ihr jetzt aufrichtig peinlich. Dem Dechanten schien sie noch etwas mehr zu sein. „Du hättest dich besser um das arme Tier kümmern sollen," sagte er, unfähig, seine Erregung ganz zu verbergen.

„Was willst du?“ erwiderte sie ratlos. „Du wirst doch nicht von mir verlangen, daß ich mich in die Raufereien deines Hundes mische!“

„Es scheint, daß irgendwo jedes menschliche Verhältnis seine Grenzen hat,“ beschloß er erkältet dies Gespräch und verließ sie, um auf sein Zimmer zu gehen.

Bob lag in der Küche auf seinem Kissen, den Kopf zwischen den Vorderpfoten und mit unruhig belebten Sinnen allen Vorgängen um ihn aufmerksam folgend, während sein Hinterkörper ohne Bewegung und leblos an ihm hing. Auch das Gefühl verließ ihn schon; denn seine Exkremente gingen ohne sein Bewußtsein von ihm, bei einem so peinlich hausreinen Tier ein bekümmernder Anblick. Brigitt hatte ihm seine Wunden ausgewaschen und ihn vom Straßenschmutz gereinigt. Ab und zu stieß er einen tiefen Seufzer aus; sonst lag er still und auf irgend etwas wartend da. Nahrung nahm er nicht mehr zu sich; Wasser trank er immer wieder mit Begier. Brigitt kochte weinend das Mittagessen. Linde wagte niemand etwas zu sagen. Schließlich merkte diese aber an gewissen Zeichen, für die der Kranke eine feine Empfindung hat, daß im Haus etwas nicht in Ordnung, und auf ihre Frage bekam sie von der Tante die dürre Nachricht, daß der Hund wieder eine Rauferei gehabt und dabei wohl eine etwas derbe Lektion erhalten habe.

„Wieso?“ fragte Linde aufhorchend. „Weißt du das denn nicht sicher? Wer war denn aus mit ihm?“

„Ich war aus mit ihm, meine Liebe, wie du weißt. Willst du mit der Frage etwas Besonderes sagen?“

„Daß er dann mit dir wenig Glück gehabt hat,“ versetzte Linde gepreßt. „Was ist mit dem Tier?“

„Ich bewundere immer eure Auffassung, daß sich die ganze Stadt nach eurem Hund richten solle,“ sagte Malva mißmutig. „Aus diesem Kult wünsche ich herauszubleiben. Ich werde dir die Magd herschicken, damit du die Dinge in der gewünschten Aufmachung erfährst.“

Brigitt kam ungern und wollte dann nicht mit der Sprache heraus, so daß endlich Linde in Ungeduld und wahrer Angst aus dem Bett sprang, ohne auf etwas Weiteres zu hören einige Kleider anzog und in aller Leibesschwäche sich an den Wänden und dem Treppengeländer hintastend nach der Küche hinunterstieg, gefolgt von der händeringenden und still vor sich hinweinenden Magd. Als Bob seine liebste Freundin bemerkte, raffte er sich eilig auf und kroch, bevor ihn jemand halten konnte, seinen Hinterleib nach sich schleppend auf sie zu. Mit den zitternd hervorgebrachten Worten: „Mein armes Tier, was haben sie mit dir gemacht?" sank sie bei ihm nieder. Da stieß er einen so klagenden und zugleich von ihrer Nähe erschütternden Laut aus, daß Brigitt haltlos aufschluchzend sich gegen die Wand warf, und Linde sich selbst bis ins Mark erbleichen fühlte. „Willst du dich nicht wieder auf dein Bettchen legen?" bat sie ihn mit wankender Stimme, umsonst bestrebt, ihr Entsetzen über seinen Zustand zu verbergen, und mit ihrer blassen, kranken Hand leise seine Wunden abtastend. Er kroch noch näher zu ihr hin, um seinen Kopf eng an ihren Fuß zu schmiegen, und sie hatte nicht die Kraft, gegen diese Gebärde der Liebe noch etwas zu unternehmen. Dieser Augenblick war es, auf den er die ganze Zeit gewartet hatte.

Schließlich besaß aber Linde nicht mehr soviel Kräfte, um einen derartigen Ansturm von Empfindungen und dazu noch den Anblick und die Nähe der dem Tod verfallenen Kreatur lange zu ertragen. Als sie den Zustand seines vorigen Platzes bemerkte und sah, daß der Weg von dort bis hierher über den Zementboden mit den Spuren seiner Schwäche gekennzeichnet war, überfiel sie ein Mitleid, dem sie mit einem hilfesuchenden Blick nach Brigitt stumm erlag. Sie sank ohnmächtig neben dem Tier nieder, und Brigitt konnte mit knapper Not verhindern, daß sie den Kopf auf den harten Boden aufschlug. Dann rief sie laut durchs Haus nach dem Dechanten, der neu erschreckt herbeikam, sich, wie vorher Linde über den Hund, jetzt

über ihre Anwesenheit in der Küche entsetzte, und dann das bewußtlose Mädchen beinahe ganz allein, Brigitt hielt sich mehr daran, als daß sie heben half, über die Treppe hinauf in sein Bett zurückbrachte.

Bob blieb solange allein in der Küche. Das Wegsinken der Freundin neben ihm und dann die folgenden Vorgänge, die mit der Entfernung aller Personen endeten, hatte er mit ernster und trauriger Miene beobachtet und auch noch aufmerksam die folgenden Geräusche im Haus droben verfolgt, darunter unsäglich erregt die haltlos und beinahe wild aufweinende Stimme des wieder erwachten Mädchens. Als es dann endlich still wurde und Brigitt allein und seufzend zu ihm zurückkehrte, ließ er sich in sein Schicksal ergeben wieder auf sein Kissen betten, und die nächste Stunde lag er regungslos wie vorher, den Kopf beobachtend und ständig Schlüsse ziehend zwischen den Vorderpfoten, auf seinem Lager, nun auf nichts wartend als auf seinen Tod.

Den brachte ihm endlich, noch bevor das Mittagessen ganz fertig war, der Tierarzt. Er hatte sich gleich mit allen Instrumenten versehen und für den äußersten Fall auch mit Blausäure. Nun, diesen äußersten Fall fand er gegeben, und betrieb die Zurüstungen still und schonend. Er konnte weder dem Tier noch den Hausgenossen die Pein ersparen, Bob die Kiefer mit einer handfesten Schnur zuzubinden, und da er wußte, mit was für einem Hund er's zu tun hatte, betrieb er diese Vorbereitung sogar besonders umsichtig und gewissenhaft. Bob hatte sich von selber auf die Vorderbeine aufgerichtet. Er schnaufte etwas erregt und sah fragend nach seinem Herrn, ob das in der Ordnung sei. Der Dechant redete ihm wieder zu und strich ihm beruhigend mit der Hand über die phantasievolle, hochgewölbte Stirn. Der Tierarzt, ein schmächtiger, blasser Jude mit blondem Schnurrbart und dünnem Haar, suchte dem Dechanten und der Magd die Furcht vor dem Kommenden zu nehmen. „Seien

Sie ganz ruhig; ich werde jetzt nur die Spritze rasch ins Herz einführen; mit dem nächsten Pulsschlag tritt die Blausäure ins Gehirn und wird sofort Bewußtlosigkeit bewirken. Was dann noch folgt, das vollzieht sich nur mechanisch, ohne daß das Tier etwas davon weiß."

Bob wurde schonend gelegt und dann auf den Rücken gedreht. Der Arzt füllte die Spritze mit Blausäure, suchte die Stelle zwischen den Rippen und stieß schnell zu. Das Tier ließ einen mehr verwunderten als schmerzhaften kurzen Laut vernehmen, während der Arzt die Spritze in seinen Körper entleerte. Darauf warteten alle, auch Bob. Es verging eine halbe Minute, eine Minute, und dann noch eine zweite und dritte, ohne daß die angesagte Bewußtlosigkeit eintrat. Bob blickte aus seinem gesunden Auge unruhig und seinem Schicksal aber durchaus nicht dem Gift erlegen um sich. Ab und zu machte er eine hastige Bewegung, um sich den Händen zu entwinden, die ihn niederhielten; nach der dritten Minute wurden diese Anstrengungen heftig und nachhaltig, so daß der Arzt nicht länger mit seinem Erstaunen zurückhielt. „Ein derartiger Fall ist mir im ganzen Verlauf meiner Praxis noch nicht vorgekommen," erklärte er betroffen. „Ich habe bisher noch nie etwas anderes erlebt, als daß ein Hund nach der ersten Injektion bewußtlos hinzuckt und nach einer halben Minute spätestens tot ist." Um den Prozeß zu beschleunigen, gab er eine zweite Spritze. Bob hielt wieder inne, wartete ein Weilchen und erneuerte seine Anstrengungen, sich zu befreien. Der Verlauf fuhr nun dem Arzt schon sichtbar in die Nerven. Der Dechant litt schweigend mit, und Brigitt biß sich wild auf die Lippen, um ihre Fassung zu behalten.

Schließlich gab Bob ermüdet und schwerer schnaufend nach, aber er schien noch bei Bewußtsein. Darüber waren nun bereits zehn Minuten vergangen, und von jeder neuen hofften die Anwesenden, daß es die letzte sei. Aber es wurde noch eine dritte be-

sonderns große Dosis Blausäure nötig, bevor die vorausgesagten Wirkungen nacheinander endlich eintraten, die Bewußtlosigkeit rasch, das ringende Atmen der Lunge langsam eintrat und der Todeskampf begann, bei dem er noch einmal den ganzen rassigen Bau seines Körpers zur Anschauung brachte. Darauf stieß er schnell hintereinander zwei, drei Schreie aus, begann zu zittern und zu zucken, und endlich fühlten der Dechant und Brigitt mit wahrem Dank gegen Gott seinen Widerstand unter ihren Händen nachlassen. „Geben Sie ihn jetzt nur frei," sagte der Arzt leise. „Es ist vorüber." Er sah noch eine Weile zu, wie das geheimnisvolle letzte Beben durch seine bereits erschlaffenden Glieder ging. Dann löste er ihm die Verschnürung von den Kiefern. Sein Kopf sank schlaff über die erbarmungsvoll stützende Hand Brigitts zu Boden nieder, und die Zunge hing ihm aus dem Maul. In diesem Moment hatten alle einen kalten und scheuen Begriff vom Wesen des Todes, und eine Weile betrachteten sie den schönen leblosen Körper, ohne doch verstehen zu können, was im Grunde damit vorgegangen war.

Durch die Stille drang von oben schneidend der neu aufweinende Ton von Lindes Stimme. Sie hatte läuten gehört und aus allen Geräuschen im Haus drunten den richtigen Schluß gezogen. Bis zu Bobs letzten Schreien hatte sie sich noch gefaßt, weil sich die Tante wieder bei ihr im Zimmer aufhielt. Jetzt brach der Jammer um das liebenswürdige und edle Tier widerstandslos in ihr durch, und dazu schüttelte sie das Grauen vor der Person, die ihn mit ihrer Gefühlsarmut verschuldet hatte. Als Frau Malva ihr mit ernstlichen Belehrungen den schädlichen Ausbruch verweisen wollte, schrie sie gepeinigt und außer sich: „Laß mich allein! Geh! Ich will nichts hören! O Gott! Mußte denn das sein?" Da erhob sich die Tante, den bittern Ernst mit Verdrießlichkeit erkennend, und verließ das Zimmer. Nachher kam Brigitt, um durch die letzten Mit-

teilungen Linde wenigstens wieder in den Kreis der Geschehnisse zu ziehen und ihr die Ruhe zu bringen, die stets aus vollendeten Tatsachen, besonders solchen, fließt. Diese Ruhe verbreitete sich in ihr mit jener geheimnisvollen, schauernden Bewegung des Nebels im Herbst nach einer vollbrachten Jahreszeit; sie war bang und ahnungsvoll und von bedenklichen Einwirkungen auf ihren Zustand begleitet.

Dritter Teil

Die letzten Dinge

Es war wie ein Verhängnis: was auch im Haus Schweres und Trauriges geschah, so diente alles dazu, Frau Malva unentbehrlicher zu machen. Das sah auch der Dechant ein, und nach kurzer Erkältung wandte er sich ihr in seiner Vereinsamung umso bedürftiger zu. Auch sie selbst erkannte das Gesetz; es diente weniger als je zu ihrer Beruhigung. Sie bewegte sich hier nachgerade voller Zweifel und Widerstreben, so sicher und zielbewußt sie nach außen auftrat. Wenn sie schließlich noch alles begriffen hätte — aber sie tat es bei weitem nicht —, so wäre ihr dies hinschwindende Mädchen immer noch ein drohendes Rätsel geblieben. Sie sah Auflösung und glaubte nicht daran, hielt die Krankheit mehr für einen Eigensinn oder eine Finte, zumal auch der Kreisphysikus noch gar nichts von einem wirklichen Ernst wissen wollte, jedenfalls, solange das Fieberthermometer keine höheren Temperaturen zeigte, und wenn der Arzt gelehrt zu dozieren begann, wurde ihr wind und weh. Daß achtunddreißig Grad für einen Organismus unter Umständen so viel bedeuten konnten wie neununddreißig oder vierzig für einen andern, das war diesem selbstvergnügten Bauerndoktor noch nicht aufgegangen, und was die Tante auch sonst an ihm auszusetzen hatte: im Glauben an die Zahl und das Meßgerät jeder Art — ausgenommen das kirchliche — war sie wieder durchaus mit ihm einig.

Das Pflegeamt verwaltete sie unerbittlich nach allen ihr bekannten Grundsätzen der modernen Krankenpflege. Die Fenster wurden bei jedem Wetter weit und lange geöffnet, weil das fortgeschrittene Heilverfahren Licht und Luft verlange. Es wurde Durchzug erregt, weil es die Atmosphäre reinige und die Bakterien hinausfege. Was die paar Unbequemlichkeiten anging, die die Patientin zu ertragen hatte, so wünschte ihr die Tante, einmal in die

ganz modernen Kliniken und Spitäler hineinzusehen, um zu erfahren, wie man heutzutage mit Kranken und Frischoperierten umgehe. Früher beim tiefen Stand der Medizin, belehrte sie erfahren mit der Brille auf der Nase, seien Krankheiten mit einigem Recht als Unglücksfälle bezeichnet worden, denen sich die allgemeine Teilnahme zugewendet hätte, freilich auch ohne etwas zu helfen. Heutzutage werde jeder Patient bei der glänzend entwickelten Wissenschaft sofort in die ideale Lage versetzt, ohne wie früher von den religiös fanatisierten Heilzauberern erst nach seiner Schuld gefragt zu werden und dann nach seinem Glauben. Daß man auch ohne den mindesten Glauben des Patienten heilen könne, ja gegen seinen Willen, zum Beispiel bei todesschuldigen Verbrechern, das bedeute den wahren Triumph der modernen Wissenschaft.

Wenn es in Lindes Zimmer wieder warm war, so setzte sie sich hinein und schrieb Briefe oder las moderne Literatur. In der Folge geriet sie auf die Idee, dem Mädchen vorzulesen, damit es auch erfahre, was draußen gedacht und geschrieben werde, zumal der Mensch nie empfänglicher sei für neue und tiefe Eindrücke als in Krankheitsperioden. So hörte Linde von ihrer dünnen, singenden Stimme vorgetragen allerlei Novitäten oder auch Ausgrabungen, weltläufige Romankapitel, kultivierte Novellen, witzige Enthüllungen über den Wert von Moral und Religion, Seetches allerneuster Prägung, mit einem Wort alle jene wichtigen Nichtigkeiten und „gerade jetzt fortgeschrittensten" Wahrheits- und Kunstleistungen, mit denen Weiber wie sie und Männer, die ihnen glichen, die eigene Phantasielosigkeit unterhielten und den stets leeren Kropf füllten, um in der Gesellschaft eines Winters den Inhalt als Bildung mit Ansehen zu leeren, indes die verworrene kleine Welt für noch fortgeschrittenere Seetches und noch mutigere Enthüllungen unermüdlich tätig blieb.

Die Sachen waren dem einfachen Gefühl und dem geraden

Sinn des Mädchens unendlich verwirrend und quälend, und schließlich taten diese Lesestunden ebensoviel zu Lindes fortdauernder Ermüdung und Entkräftung wie das Fieber, indem sie ihr neben dem körperlichen noch ein geistiges erzeugten. Diese im besten Wohlmeinen ihr beigebrachten Errungenschaften wirkten so ernüchternd und niederschmetternd auf ihren Glauben an die Güte und den Edelmut aller Menschen und auf ihre kindliche Vorstellung von der Steigerung der Tugend mit dem Bildungsgrad, daß sie sich vor Ratlosigkeit nicht zu helfen wußte und sich zum Sterben verödet und verwüstet der Gegend zuwarf, in der sie sonst ihren Gott fand, um dort dieselbe Öde und Wüste zu finden. Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Frömmigkeit, Glauben, Achtung vor dem Menschen, Hingebung ans Vaterland, Ehrfurcht vor dem Unaussprechlichen: das waren ihr alles Sicherheiten des Lebens, von Gott aus seinem unendlichen Sein den Menschen für ihr zeitliches verliehen als wirksames Abbild seiner höchsten Wesenhaftigkeit und seiner höchsten Weisheit, Sinn von seinem Sinn, Tatsache von seinen Tatsachen, Wahrheit von seiner Wahrheit. So lebte in ihr dieselbe einfache und gläubige Weltstimmung, die sie in der Art deutscher Männer mit Andacht verehrte und die ihr auch überall als die Art des Volkes entgegentrat, wo das Volk sich selbst darstellte. Dagegen die schadenfrohe Unterstreichung der menschlichen Not und Armut, die spitzfindig-schlaue Auslegung der göttlichen Weltgesetze anstatt der würdigen Unterordnung unter sie, alle überklugen Wenn und kränklich unreifen Aber und die eitle Hervorkehrung der eigenen Entartung und Häßlichkeit waren Züge am Menschen, die sie nicht einmal begriff; sie erfüllten sie nur mit einem leidenden Grauen vor der gespenstischen Unwesentlichkeit eines solchen Treibens und mit einem Mitleid auch mit der Vortragenden, das stark mit Abwehr versetzt war.

Aber mehr noch als die vorgebrachten Sachen selber fürchtete

Linde bald den wohlbelehrten Tonfall der Vorlesenden und die dürren Nutzanwendungen, die sie nachher aus dem Gelesenen zog. Die Figuren der literarischen Phantasie gingen in ihre Fieberträume ein und trieben dort ihren peinigenden Spuk selbständig fort, aber die traurigen Behauptungen der Tante über Gott und Welt verdichteten sich ebendort zu einem grauenhaften Gespenst der Verwandten, das sie nun auch in deren Abwesenheit als ihre Stellvertreterin weiter verfolgte. Durch viele Stunden der Nacht und des Tages vermochte sie sich aus dem niederziehenden Gestrüpp des Fiebers nicht loszuwinden, eilig und angstvoll immer bestrebt, der unvermeidlichen Gestalt zu entfliehen, und stets von neuen Phrasen oder Romanfiguren aufgehalten und von schamlosen Handlungen in eine andere Richtung geschreckt; dort fand sie die gleichen Hindernisse und nur durch andere Laster einen Ausweg vorgespiegelt, stets unentrinnbar die Stimme oder Erscheinung hinter sich. Die fieberfreien Zeiten lag sie dann müde und abgehetzt und sehr blaß zwischen ihren Kissen mit der flehenden Bitte in den Augen, sie allein zu lassen und ihr Ruhe und Erholung zu gönnen. Aber wenn eben ihre Gedanken sich leise auf die eigenen Wege davonheben wollten, wo auf den Wiesen links und rechts ihr Glaube herzlich blühte, und sie hoffen konnte, dem Sinn ihres Lebens zu begegnen, erklang wieder der Wust und begann der aufgeklärte Aberglaube seinen Tanz um sie. Manchmal traf alles im gleichen Augenblick und an demselben Ort zusammen: der Widersinn der gehörten, und der gehäufte Unsinn der gleichzeitig geträumten Phrasen, die Ereignisse der Lektüre und die fiebrige Übersetzung in die Wahnvorstellung, die unerbittliche Stimme der Vorleserin und die eintönigen Androhungen der Verfolgerin. Dann marterte sie gesteigert die hoffnungslose Hast, sich aus dem Fieber und dem vernichtenden Doppelzustand zu befreien.

Eine solche auf Bildung zielende Unternehmung der Tante fiel

auf einen der späten Februarnachmittage. Die Tante hatte sich bereits Licht angesteckt. Sie saß in einiger Helligkeit beim Fenster am Tisch, während Linde mehr im Hintergrund im Halbdunkel lag. Nach einer kurzen Winterzeit herrschte wieder der Föhn in der Luft. Es regnete in den frischen Schnee hinein, und laue und kalte Windströmungen erregten eine solche atmosphärische Spannung, daß auch die Gesunden eine schwer erträgliche Unruhe befiel, geschweige die Kranken. Obwohl Linde von der grauschwarzen Wand aus Dunst und Strichregen, die im Süden und Westen beinahe unverrückbar stand, nichts sah, fühlte sie sie doch, und unter der erregenden Einwirkung des Föhns sah sie in ihrem schwachen Zwielicht außerordentlich leidend aus. Ihre Augen glänzten fiebrig und sozusagen transparent. Ihre Haut schien durchsichtig, und in den von Natur freundlichen Ausdruck ihrer stillen Züge hatte sich längst eine tiefe Melancholie eingenistet. Ihre Hände tasteten unruhig auf der Bettdecke hin und her. Ihr Mund stand wie nach Kühlung verlangend offen, und sie litt an Durst. Doch hatte sie es immer noch nicht dazu gebracht, daß ihre Krankheit außer Brigitt von jemand im Haus mit dem Ernst genommen wurde, den sie verdiente. Sie hatte doch immer wieder ganz helle Stunden, in denen sie mit Brigitt plauderte und sich für das Leben draußen interessierte. Ab und zu prellte ein Regenschauer an die Fenster. Der Föhn heulte und wimmerte um alle feststehenden Körper und rüttelte an den beweglichen.

„Bist du nun dem Gedanken des Autors gefolgt?" hörte sie die Tante fragen, nachdem eine Pause im Vorlesen eingetreten war. „Hast du begriffen, was er will?"

„Ja, ja!" sagte Linde hastig, während sie in der Phantasie über treibende Eisschollen sprang, hinter sich die furchtbare Gestalt, vor sich in Kähnen maskierte Figuren von übler Bedeutung, die nach ihr griffen, und jeden Augenblick von einer Eisscholle ins Wasser

abgleitend, stürzend, sich wieder aufraffend und von neuem stürzend. „Ich weiß! Man soll nicht mehr so alles glauben, weil — weil ja doch alles anders ist —"

„Auch das," gab nachsichtig lächelnd die Sprecherin am Fenster zu; die geäußerte Erkenntnis hatte den Inhalt ihrer gestrigen Belehrung gebildet. „Obwohl diesmal von etwas anderm die Rede war. Du hast wohl nicht recht aufgepaßt. Wenn man so viel Mühe an deine Bildung wendet, so solltest du dich ein bißchen anstrengen." Oder war es die Gestalt, das Gespenst der Tante, das so sprach? Sie konnte es nicht auseinander halten. „Du kannst nicht wissen, ob das bequeme Leben hier immer dauern wird, und mancher hat einen Halt verloren, auf den er sich bereits verlassen zu können glaubte. Freundschaft geht nach der Nützlichkeit, und die hat ihre Phasen wie alles. Und die Liebe ist nichts als ein sinnlicher Reiz aus körperlichem Wohlgefallen. Entferne den Liebenden, und er hört nach einiger Zeit auf zu lieben, weil ihm andere mehr einleuchten, die jetzt um ihn sind. Oder es kann auch sein, daß ein glänzenderer Gegenstand in der Ferne seine Augen auf sich zieht." Nein, nein, das konnte unmöglich die Tante selber sein; so sprach nur das Gespenst. „Wovon willst du leben, wenn der Dechant aus der katholischen Kirche austritt und nur seiner Kunstliebhaberei nachgeht? Auf deine Frömmigkeit werden dir die Leute nichts halten, wenn du mit leeren Händen zu ihnen kommst. Jeder will nehmen, keiner geben. Für dich wäre es am besten, du gingst in ein Kloster. Auch das ist ja ein Schwindel, wie das ganze römische Räderwerk. Eine verkriecht sich mit ihren unreinen Gedanken, ihrer Faulheit oder Schlechtigkeit und ist nun eine Braut Christi. Aber wenigstens hat sie zu essen und ein Dach überm Kopf. Du glaubst, Gott herrscht in der Welt, aber die Gemeinheit herrscht; die Natur verlangt ihre Rechte. Das ist der Grund, warum die Dichter Poesie machen. Zum Beispiel dieser da verdient ein Vermögen mit seinem Buch, weil es über der

Wirklichkeit schwebt und die Gemeinheit in poetisches Grauen auflöst. Dichter haben die Wollust des Schmerzes. Jeder hat seine Wollust. Junge Mädchen haben die Wollust der Heuchelei, solange sie keine andere haben können. Es wird immer gut sein, den Dingen ins Gesicht sehen. — Ermüde ich dich? Ich hoffe, daß du jetzt begriffen hast."

Linde warf sich erregt herum, weil eine Hand aus dem Kahn nach ihr griff und eine viehische Stimme schrie: „Wir wollen das Nönnchen hereinholen, damit man ihm einmal ins Gesicht sehen kann. Höchstens gibt es eine Wollust des Schmerzes, oder auch eine andere." Dann hörte sie die Tante fragen: „Ermüde ich dich?" und sie strengte ihren schmerzenden Kopf furchtbar an, um genau zu antworten, während die Fiebergestalt hinter ihr drohte: „Die Natur verlangt ihre Rechte. Die Linke verlangt sie auch." Gerade daß sie die Linke auch verlangte, war das Entsetzliche, sie begriff sehr wohl, daß sie dann vollkommen verloren war, und lief, was sie konnte, um zwischen der Gestalt und den Kähnen durchzukommen. Darauf erinnerte sie sich, daß sie etwas antworten sollte, und nahm sich wieder zusammen, obwohl sie an allen Gliedern zitterte. „Damit die Poesie nicht in der Welt ausstirbt!" sagte sie endlich gehetzt. „Und damit die Gemeinheit sich in poetisches Grauen auflöst." Aber eben brach sie wieder zwischen die Schollen ein, und wenn nicht ein Mensch mit einem Bocksgesicht sie festgehalten hätte, so wäre sie unter den Kahn geraten. Sie lächelte ihm dankbar zu, erschüttert vor der natürlichen, wenn auch rohen Gutmütigkeit, die sich in seinen Zügen ausdrückte, aber zugleich entsetzt von seiner tierischen Begehrlichkeit. Wimmernd riß sie sich aufs neue los, um die Jagd fortzusetzen. Jemand legte ihr die Hand auf den Mund und zog sie rückwärts. Die Stimme hinter ihr sagte mit schauerlicher Bedeutung: „Die Dirnen sind gegenwärtig sehr rar; sie haben die Schamlosigkeit, sich zu verbergen." Der Ausspruch stand

in Zusammenhang mit irgend einer schlimmen Schuld, die auf Lindes Gewissen lastete, und von der die Verfolgerin wußte. „Ja, ja, es wird noch eine Revolution geben!" rief Linde aus, indem sie sich der Hand entwand und nach Atem ringend im Bett hochfuhr. Noch im Verhallen hörte sie, was in Wirklichkeit gesprochen worden war.

„Du hast ja wieder Fieber, armes Kind," sagte nun die Tante nahe bei ihrem Bett. „Da wollen wir aber sofort für Ruhe sorgen. Revolution wird es schon nicht geben, mein Kind," fuhr sie aber gleich lehrhaft fort. „Dafür sind die Menschen bereits zu sehr ans Wohlleben gewöhnt. An die Wahrheit sind sie weniger gewöhnt. Die Wahrheit ist ja immer mehr für die andern. Du machst auch keinen übertriebenen Gebrauch von ihr. Ich glaube zum Beispiel nicht, daß du dein Geheimnis gebeichtet hast, obwohl es nach eurer Auffassung eine Sünde darstellt. Nicht als ob der Onkel mir etwas davon gesagt hätte, aber man hört doch so, was er von dir weiß, und was er nicht weiß. Schließlich zeigst du uns einen Zustand, in dem man sich sonst Rechenschaft über gewisse sogenannte letzte Dinge gibt. Obwohl ich glaube, daß du reichlich spielst."

Linde hatte sich ermüdet in ihre Kissen fallen lassen. Sie hörte, wie die Stimme der Tante von Chinin und Zitronen sprach. Gleichzeitig rief die Verfolgerin hinter ihr: „Mit dir ist's Matthäi am letzten. Mache deine Rechnung. Übermäßig schlau bist du ja nicht, so wirst du wohl draufgehen in deinen jungen Jahren." Nach Erbarmen suchend sah sie sich zwischen den Kähnen um, ob sie nicht unter den fratzenhaften Insassen ein menschliches Gesicht erblickte. Plötzlich bemerkte sie ihren Liebsten, der mit einer Katze auf dem Schoß lächelnd dasaß und sich eine Zigarette anzündete. Als er sah, daß sie nach ihm blickte, bog er sich zur Seite und versteckte sich hinter einem Menschen, der aussah wie ein Leichenbegleiter. Zwar ging der auf ihre Bitte weg, aber nun verkroch er sich hinter den

Mann, der ihnen damals die Äpfel geschenkt hatte. Wie auch der zur Seite trat, war Heinz überhaupt verschwunden. „Suche ihn nur," lachte das Gespenst. „Der sitzt bei mir zu Hause am Tisch und sortiert goldne Ringe!" Indessen kam sie wieder zu sich und hörte eben noch die letzten Worte mit einem dumpf dröhnenden Geräusch gegen die Wände ihres Zimmers schlagen. „Es donnert ja!" rief sie halb erstickt und warf sich mit erschreckten Augen nach der Tante herum, wie um ihre Meinung darüber zu hören. Wirklich zog ein Gewitter über die verschneite Landschaft herauf; der ferne Donner war die erste Ankündigung gewesen.

„Ja, es kommt ein Gewitter," sagte die Tante. „Wie seltsam." Ihr Ton klang etwas beunruhigt, aber mit einer andern Stimme fuhr sie fort: „Ich habe ja keine Ursache, mich zu fürchten. Da ich mit Gott weiter nicht stehe, so ist es mir ganz uninteressant, ob er donnert oder nicht. Du solltest versuchen, dich auch zu dieser Unabhängigkeit durchzuarbeiten. Was hast du von allen übersinnlichen Vorstellungen? So, wie du's jetzt treibst, richtest du dich zugrund und bringst dich obendrein immer mehr in ein falsches Licht. Sieh mal, früher, als Kind, da warst du mir nur manchmal unangenehm. Inzwischen hast du's verstanden, mir beschwerlich zu werden. Ich muß mich oft dagegen wehren, in dir das lästigste und widerstrebendste Geschöpf zu erblicken, das ich mir denken kann. Du wirst einsehen, daß niemand einen Geschmack daran findet, dich zu bekämpfen, aber man wird sich ebenso ungern von einem subalternen jungen Wesen ins Unrecht setzen lassen. Nun, du wirst nach dieser Krankheit in keinem Fall auf den alten Punkt zurückkehren. Ich möchte dir nur noch sagen, daß ich dir ebenso gern zu deinem Fortkommen in der Welt behilflich sein werde, wenn du etwa Wert darauf legst. — Ja, es kommt ein Gewitter. Wie seltsam in dieser Jahreszeit! Ich gehe dir jetzt eine Zitronenlimonade machen. Du fürchtest dich doch wohl nicht?"

Nun lag da Linde unter dem leisen Schüttern des Donners und dem Schein der Blitze, der vom Schnee bleich zurückgeworfen wurde, und wunderte sich darüber, daß sie ins Kloster sollte. Sie setzte sich wieder im Bett aufrecht, um sich leichter den Delirien des Fiebers zu entwinden. Die Donnerschläge hatten einen dumpfen, erstickten Klang, und bald nahmen auch die Blitze ein solches Licht an, weil es während des Gewitters zu schneien begann. Gleichzeitig drang die Dunkelheit der Dämmerung zu, und alles in allem erlebten die Menschen eine so seltsame und erregende Abendstunde, daß sie an tausend Dinge und Nichtdinge dachten, die ihnen sonst selten einfielen, und wenn es einem Mann, etwa dem Dechanten, möglich gewesen wäre, das Unfaßbare in der Atmosphäre und in den Seelen zu fassen, so hätte er eine heilig betroffene Frömmigkeit gestaltet, wie sie seit den ersten Tagen des Christentums alle hundert Jahre einmal eine Gemeinde ergreift. Aber er war jetzt nicht der erweckte Mann, der dazu eine Berufung in sich finden konnte, und die heilsame Stunde fand nur Verwunderung und etwas abergläubische Furcht.

Linde saß und horchte auf den überirdischen Gang dieses Gewitters. Sie erblühte in jedem Blitz als eine Lilie der scheuesten Andacht. Ihr Kopf war ihr so schwer, daß er ihr immer vor die Brust oder auf die Schulter sank. Aber diese frühe Jahrespredigt Gottes erschreckte sie nicht etwa. Abgesehen davon, daß Linde nach wenig in dieser Zeit so lechzte wie nach Einsamkeit, um ihre Verstörtheit wieder zu sammeln und ihre bestürzte Welt in der Stille neu zu schaffen, so war sie nichts oder beinahe nichts mehr von der kleinen spinösen Heiligen, als die ihre Tante sie vielleicht betrachtete. Die Stimme Gottes war ihr willkommen in ihrem reinen und großartigen Naturlaut, der die Brust erschütterte und die innere Anschauung von der Bedrücktheit befreite. Dazwischen überfiel sie zwar immer wieder eine Fieberphantasie, der ein Schwindel folgte

oder eine halbe Bewußtlosigkeit; dann fand sie sich erwachend auf dem Kissen liegen, aber zu ihrer Befriedigung hielt das Gewitter an, und die Schwächen konnten also nicht lange gedauert haben. Im nächsten Augenblick raffte sie sich wieder auf, und für eine Minute oder zwei sank das dumpfe und quälende Fiebergrauen unter sie. Blaß und müde, aber mit liebender Reinheit stieg ihr Geist einsam aus dem Abgrund auf, um die Quelle aller Not ihres Leibes und der Seele und das Gestirn zu suchen, aus dem ihr solche bittere Traurigkeit aufs Herz tropfte. Sie fand jene in dem untröstlichen Brief ihres einstigen Geliebten, den sie schon mit so vielen heimlichen Tränen beweint hatte, und das Gestirn erschien ihr nun, zum erstenmal ganz klar aus dem Nebel ihrer Verwirrung heraustretend, als der Gedanke an den Tod. Geweckt hatten ihn die Worte der Tante oder ihrer Gespenster, aber seine Heimat hatte er in allem, was auf der Erde süß ist und zum Bleiben lockt, was sie kaum besessen schon verloren hatte und doch mit allen Kräften ihres sehnsüchtigen Herzens zurückwünschte.

Sie war ja sehr weit davon entfernt, sterben zu wollen, weil der Geliebte sich von ihr entfernt hatte, und sie wußte von keinem andern Trieb, als ein neues Leben, das sie durch ihn entdeckt hatte, fortzusetzen. Nur der Lebende weiß von Hoffnung. Das Fieber war ihre ganze Not, und ohne diese neue Krankheit, so dachte sie, stände sie auf einem ganz andern Fleck und wäre der vorübergehenden Bestürzung rasch Herr geworden. Aber sie mußte siegreich hindurch und wieder gesund werden, und zwar bald, um den Raum zwischen ihm und ihr nicht zerfallen zu lassen und die Zeit zum Weiterblühen anzuhalten. Darin lag der Sinn ihrer heldenhaften Gegenwehr, und das war jetzt auch der Untergrund der Panik, die mit jeder halben Minute mehr Gewalt über ihr junges Herz bekam. Denn nun vielleicht sterben zu müssen, den Atem auszuhauchen, im Grab fern von allem Leben zu zerfallen: diese Vorstellung traf sie so

furchtbar, daß sie im ersten jähen Schreck bis in die Herzkammer erkaltete, und ihr auf einen Moment der ganze weite Weltlauf stehen blieb. Im nächsten schrie ihr Herz leidenschaftlich auf und warf sich ihre verängstigte Seele ungestüm Freiheit fordernd gegen ihr Gefängnis, den armen Leib, ohne zu bedenken, daß diese Freiheit ja eben ihre Auflösung bedeutete. Als sie's bei einem Blitzstrahl einsah, erkannte sie auch die furchtbare Verlassenheit alles Fleisches unterm Schweigen Gottes, und jetzt war es das tief verletzte Leibesgefühl, das aufbrandend vom erschütterten Geist Zusicherungen verlangte, die er nicht zu geben hatte. Und plötzlich wurde ihr klar, daß sie in jedem Fall verloren war, eben weil sie lebte, durch die Tatsache ihrer Geburt unweigerlich eingestellt in den Kreislauf der Vergänglichkeit und der Verwesung. Fast bewußtlos nahm sie das Chinin aus der Hand der Tante und trank die Limonade. „So, nun wirst du schlafen," hörte sie diese in weiter Ferne sagen. „Ich werde jetzt dunkel machen und mich zurückziehen. Wenn du mich brauchst, so klingle nur."

Nun brach unter dem bleich zuckenden Gewitterschein und dem Rollen des Donners die Einsamkeit voll in das Leben der Kranken ein. Das vom Schneefall wie von unhörbarem Schluchzen erfüllte Gefangenenlicht der Dämmerung löste ihren ganzen sittlichen Besitz auf und vernichtete die plötzlich gegenstandslos gewordene Selbstachtung, womit sie jedem Grauen und jedem wilden Urgefühl ausgeliefert war. Ächzend und mit einem vergeblichen Versuch, um Hilfe zu klingeln, weil ein Rest von Scham sie daran verhinderte, die Tante zu dieser Niederlage herbeizurufen, warf sie sich wieder hin, und mit verhülltem Gesicht und Gehör, am ganzen Leib zitternd, erlitt sie das Weh dieser Stunde zu Ende, indessen die Figuren des Fiebers sich wieder fratzenhaft über sie machten, und die Gestalt hinter ihr, mit einem goldenen Armband wie mit höchster Gewalt angetan, die Hand hob und laut durch den Raum rief:

„Da ist sie jetzt! Sie hat Gott verlassen, darum verließ sie der Soldat." Zu gleicher Zeit ging fern am Horizont Christus vorbei mit dem heiligen Kreuz auf der Schulter, das er nun nach einer andern Weltgegend trug, ohne einen Blick auf ihre Not zu wenden. Mit vielfach erhöhter Angst nahm sie ihre ziellose Flucht über die treibenden Schollen von neuem auf, bis endlich ein erlösender Blutsturz der ganzen Grausamkeit ein Ende machte, und sie bewußtlos unter den letzten zuckenden Scheinen des abziehenden Gewitters liegen blieb.

Inzwischen kam die Magd von einem Ausgang nach Hause, völlig verschneit, von dem Naturereignis wie alle Welt erregt, und sah von der Straße aus Lindes Fenster dunkel. „Als ob ein Totes dahinter läge!" dachte sie erschreckt und dann zornig: „Bei einem solchen Wetter lassen sie sie allein liegen!" Hastig trat sie ins Haus, stellte ihren Korb weg — den Schnee hatte sie schon draußen abgeschüttelt — und stieg rasch die Treppe nach Lindes Kammer hinauf. Nachdem sie an der Tür einen Augenblick gehorcht hatte, drückte sie sachte die Klinke herab, öffnete etwas und fragte dann mit ganz zarter Stimme: „Kindchen, schläfst du?" Da sie keine Antwort hörte und auch keine Atemzüge vernahm, trat sie auf den Zehenspitzen ein und schlich zum Bett vor. Gleichzeitig fuhr ziemlich in der Nähe wie ein Nachzügler ein letzter Blitzstrahl herab und übergoß den blutigen Schauplatz und die bleiche Kranke, die in einem Versuch, sich aufzurichten, nach vorn seitlich auf den Bettrand gesunken war, mit beinahe taghellem Licht. Mit einem Blick übersah Brigitt alles, die leblos überhängende Hand, die bläuliche Blässe des Gesichts, den herabgesunkenen Unterkiefer, die tief eingefallenen geschlossenen Augen. Ohne Zeit mit Wehklagen zu verlieren, lief sie eilig, noch unterm Nachrollen des Donners, um zunächst den Dechanten aufzusagen, denn nach ihrer Meinung lag Linde im Sterben. Er folgte ihr betroffen und konnte am Ort nach

seiner Erfahrung mit Sterbenden auch nichts anderes sagen. Brigitt hatte das elektrische Licht angedreht, das den ganzen Zustand mit übermäßiger Deutlichkeit zeigte. Noch war Atem in dem Körper, doch wollte sich das Bewußtsein trotz einiger rasch versuchten Mittel ungern wieder einstellen; als es endlich doch zurückkehrte, schien es nur noch ein sehr dürftiges Flämmchen. Da entschloß sich der Dechant zur letzten Ölung, und indem er die Kranke der Magd überließ, entfernte er sich schnell und bestürzt, um alles Nötige zu veranlassen.

Unter dem hohen Ernst des Augenblicks eilig dahinschreitend, suchte sich der Dechant nach so langer Zeit zum erstenmal wieder die Lage des jungen Mädchens zu vergegenwärtigen, dem er durch vielleicht sehr schwere Wochen seine Großmut und die Kräfte seiner väterlichen Liebe entzogen hatte. Mit der Klarheit des Blitzes und der Eindrucksfähigkeit des Donners erkannte er urplötzlich in anklagender Deutlichkeit, was er bisher immer als dumpf beunruhigendes Gefühl verdrossen beiseite geschoben hatte: die Einsamkeit, die Linde in diesem Haus und in dieser Gesellschaft erduldet haben mußte, und vielleicht ein nie wieder gut zu machendes Unrecht, das sie still und bescheiden bis in diese Minute ertrug. Zwar im nächsten Moment wurde das natürliche Empfinden schon wieder heftig bestritten von seiner verletzten männlichen und priesterlichen Eitelkeit und von den Schuldbeweisen, die sich in seiner Vorstellung gegen Linde nachgerade zu einem festen System von Tatsachen aufgebaut hatten, aber nun forderte ihn die Pflicht, und schon trat er bei dem Küster ein, um Geläut und Geleit zu befehlen. Indem er darauf die widerspruchsvolle und gar nicht göttlich gefaßte Brust mit den symbolischen Gewändern bedeckte, wandelte ihn wieder als ein tiefer Verdruß die Unentschiedenheit seines geistlichen Zustandes an, und ganz seltsam überkam ihn eine Sehnsucht nach Lindes einfacher Gottes- und Lebensfrömmigkeit. Indessen sah er, daß

auch dies nur ein Symbol sei, daß die Wahrheit viel tiefer und schwieriger liege, und er rüstete ebenso ratlos als eigensinnig, mit der Sterbenden die letzte Unterhaltung zu führen, denn angesichts des Todes und der letzten Dinge mußten sich nach seiner Meinung die geheimsten Türen auftun.

Der Küster schwatzte vieles über das Gewitter und wo es eingeschlagen habe, welche alten Leute sich an ähnliche Anormalitäten erinnerten, und daß es einen Nachwinter bedeute; er hörte nur mit halbem Ohr. Als dann die Glocke vom Turm erklang, und er mit dem Allerheiligsten den Gang antrat, war er immer noch nicht im höchsten Wesen gefaßt, aber doch lebte er wieder in den Gewalten und Bedeutungen, mit denen ihn die Kirche versehen hatte, und die von seiner persönlichen Würdigkeit oder Unwürdigkeit nicht beeinflußt werden konnten. Sie waren mehr als das Menschliche, das ihnen als Träger diente; aber sie waren niemals mehr als die lebendige Seele des Priesters, wenn sie ihnen in Gott geweckt ein persönliches und geheimnisvolles Leben verlieh. Inzwischen kämpfte sein eigenes abseits, und so näherte sich durch den leise nachhaltenden Schneefall einem einsamen kranken Mädchen ein einsames Allerheiligstes. Auch das Glöckchen in der Hand des Begleiters tönte mit einem verirrten und verlassenen Klang über den Domplatz, auf den mit wenigen erleuchteten Fenstern die Bürgerhäuser, und hoch im Schneetreiben dunkelnd die alten, strengen Türme herabsahen. Doch indem er dann in sein Haus trat und die Treppe hinanstieg, versank ihm auch die letzte Selbstheit. Die Schwägerin, die rasch und erschreckt aus einer Tür trat, und ihm mit großen Augen entgegensah, bemerkte er kaum. Bereits kam ihm mit schweren Drohungen aus Lindes Zimmer die fremde Atmosphäre des Todes entgegen, jenes besondere weite Schweigen, das jeden Zweifel eifig durchdringt und Kaiser ist, wo es auftritt.

Er kannte diese Atmosphäre von vielen hundert Sterbegängen,

doch war es das erstemal, daß er einem so nahen Anverwandten beim Austritt aus der Welt helfen sollte — sein Vater war sehr früh und seine Mutter überraschend in der Ferne ohne ihn gestorben —, und um sein Herz schwoll eine Bangigkeit auf, wie er sie bisher noch nie empfunden hatte. Der Klang seiner Schritte droben auf der Diele, und der Ton des Glöckchens erschienen ihm wie Todesurteile für die Kranke, und der Duft des Weihrauchs, den die Zugluft in blassen Streifen durch den Korridor wehte, legte sich ihm schwer und ahnungsvoll auf die Seele. Als er die stille, dunkle Tür erblickte, hinter der er das junge Leben mit dem Tode ringen wußte, schien es ihm auf einen Moment ganz unmöglich, in dieser Bedeutung und mit diesem Auftrag durch sie einzutreten. Indessen erklang das Glöckchen des Begleiters wieder, und sie öffnete sich so bereitwillig und demütig vor ihm, daß er abermals erschrak, und er die alte Person, die ehrfürchtig daneben in die Knie sank, sekundenlang bestürzt ansah.

Mit dem nächsten Blick fiel ihm das traurige Bild der jungen Kranken in die Augen, die im blütenweiß bezogenen Bett sehr blaß dalag und eben mit einer überraschten Bewegung das Gesicht nach ihm wandte. Sie schien voll bei Bewußtsein und sogar wieder Herrin ihrer Glieder, denn beinahe zugleich richtete sie sich hastig in die Höhe, um mit einer aufgestützten Hand sitzend ihm entgegenzusehen; die andere tastete blind und unbewußt und mit unruhigen Bewegungen an dem gekräuselten Besatz ihres Nachthemdes auf und ab, und in ihren Augen malte sich das ganze furchtbare Grauen, das ihre Jugend vor dem nahenden Aufzug empfinden mußte. So erwartete sie bis auf die irrende Hand bewegungslos das Zeichen, dessen Begleiterscheinungen durch ihr Gehör, ihr Gesicht und bereits auch durch ihren Geruch erschütternd auf ihre Seele einstürmten, dieselbe Seele, die sich eben still und dankbar zum Weiterleben aufgerafft hatte. Sie vergaß, sich zu bekreuzigen, und alles erschien

ihr wie ein grandioser, heiliger, aber vernichtender Traum, der sie mit überlegener Schnelligkeit gefangen nahm und sie ganz in seine überirdische Stimmung schlug, indem er ihre weltliche zerstörte. Von einem Lichtreiz getroffen wandte sie flüchtig die Augen zur Seite und bemerkte in dem Weihrauchnebel, der bereits das Zimmer zu erfüllen begann, brennende Kerzen. Noch einmal schimmerte ihr Stübchen mit allen vertrauten Gegenständen irdisch auf; dann verblaßte es und versank. Die kniende Gestalt an der Tür erhob sich schattenhaft und schwankte still schluchzend hinaus, die Tür hinter sich zuziehend, und während sich Linde zitternd in ihr Kissen zurücklegte, verlor sie auch sich selber aus dem Gefühl, wuchs der fromm schauerliche Auftritt des Todes von allen Seiten riesengroß neben ihr auf, mit den endgültigen Gebärden des Domgewölbes über ihrem versunkenen Leben zusammenschlagend.

Die Anschauung eines hochgewölbten Domraumes hielt ihr Geist als einzig faßbaren Begriff lange fest und suchte ihn zu betrachten und mit sich selber in Beziehung zu bringen. Bekannt und zugleich beklemmend fremd schimmerten die Lichter, wallte und duftete der Weihrauch und schwebte die sprechende Stimme des Dechanten in dem weiten Raum. Er sprach Worte und Rhythmen, die ihre Ohren noch nie vernommen hatten, in einem Klang, der ihren ertrinkenden Lebensfunken immer wieder kämpfend aufzucken machte. Ihr Kopf war ganz klar und fieberfrei, nur befangen fand sie sich und voll ungewohnter Erscheinungen. Einmal hörte sie das Sterbeglöckchen vom Turm klingen. Dann bellte irgendwo ein Hund, und sie dachte flüchtig an Bob. Darauf herrschte wieder nur die einsame, tiefe Stimme des Dechanten und der Tonfall seiner Sterbebegrüßung. Linde hörte ihm zu wie durch Ewigkeiten, obwohl es bloß nach Minuten dauerte, treu und still, und in seiner neuerwachten väterlichen Innerlichkeit sich heimlich von ihrer Panik sammelnd. Die Stimme war voll Sorge, Liebe und Schmerz, und

was Linde davon nicht sofort klar zum Erlebnis zu bringen vermochte, das zog ihr doch hoffend in die verstörten Herzkammern, wohin sich ihr armes Erdengefühl erkaltet geflüchtet hatte; dort bewirkte es wieder einige geheime Regung. Indem begann auch ihr Blick schüchtern aus seinem Grab nach seinem Blick aufzusteigen, glühte aber an dem allerheiligsten Zeichen geängstigt auf und flüchtete sich zu den frommen Lichtern, um auch von dort neuerschreckt abzuirren und wieder in Grauen und in eine Betäubung zu versinken, die nahe an Bewußtlosigkeit grenzte.

Aber auch in diesem Zustand verharrte sie nicht lange. Sie erwachte wieder an seiner Stimme, die jetzt aus großer menschlicher Nähe dringend ihr Gehör suchte, während sie seine Hand auf ihrer fühlte und aufblickend sich dicht unter seinen ernst bewegten Augen fand. Eine Zeitlang sah und hörte sie nur, ohne zu verstehen. Endlich begriff sie, daß er von ihrem Leben und Tod und von ihrer unsterblichen Seele sprach. Er gebrauchte zarte und doch zugleich mächtige Ausdrücke für das, was er fühlte und wollte, Ausdrücke, wie sie sie von ihm lange nicht mehr vernommen hatte, und aus denen eine Anteilnahme an ihrem Dasein leuchtete, die sie vollständig erloschen glaubte. Dann schien er zu Geschehnissen vordringen zu wollen, von denen sie zuerst das Gefühl hatte, daß sie ein ganzes Leben zurück lägen, und daß sie ihr nie wieder ganz lebendig werden würden. Aber unversehens wurden sie's dennoch, und je näher er nun nach ihrem Geheimnis griff, desto lebhafter kam ihr wieder in aller Schwäche zum Bewußtsein, daß es eins war. Und dann begann ihr zum erstenmal seit der Erkenntnis ihrer Vergänglichkeit die sichere Überlegenheit ihres geistigen Besitzes und des kühnen, unabhängigen Sinnes klar zu werden, in welchem sie jenen unter allen Rückschlägen weiter verwaltete. Daraus trat deutlich wie ein Erzengel eine gewisse scheue, heilige Feindschaft gegen die rohe Unruhe der Welt hervor. Eine fromme Abneigung gegen die

grobe Wirkung ihrer Organe warf sie vollends in sich selber zurück und gab ihr in großer Bescheidenheit doch eine Stellung jener äußerlichen Welt gegenüber, die sie für alle Vorstöße, auch die des Dechanten, beinahe unerreichbar machten.

„Mein Kind! Mein Kind!" schloß der Dechant ergriffen: „Der davon zieht, der leistet nicht das schwerste Stück sondern das leichteste, wenn er mit offenen Händen zieht. Bekenne und heilige deine Sünden; sie sind die Stufen, auf denen wir zur Unseligkeit oder zur ewigen Seligkeit steigen. Laß keine Bettler und Gläubiger unbefriedigt hinter dir. Mache deinen Frieden mit Gott und uns, und dann fahre in des ganzen Himmels Wohlgefallen! Unsre Sehnsucht nach deiner Erleuchtung wird dich begleiten!"

Er schwieg beinahe erschöpft von der Kraftanstrengung, die ihn in diesem Fall die Ausübung seines Amtes und das stumme Ringen seiner fordernden Seele mit ihrer abwehrenden kostete. Er sah alt und eingefallen aus, und um seinen Mund prägten sich sehr tiefe Züge des Mannesleids aus. Seine Hand auf der ihren lag heiß und zitterte leise. Sein ganzes Leben stand in seinen Augen, aber da es von dem ihren abhängig war, so fand Linde es nicht königlich, wie es seiner Sendung entsprochen hätte; heute schien es ihr in große kämpfende Teile zerrissen. Was sie für ihn empfand, das war vor allem Mitleid, aber während sie für ihn litt, stieg ihr auch alles Leiden auf, das er ihr geschaffen hatte, und erschüttert wenn auch mit schwacher Stimme und zitterndem Herzen brach sie aus: „Ich gehe mit ganz leeren Händen von euch. Ich habe euch nichts genommen. So laßt mich in Frieden gehen. Ich liebe euch. Ich werde vor Gottes Thron für euch beten! Habe ich denn nicht alles weggeschenkt? Ich werde es vielleicht im Himmel zurückbekommen. Gott muß zwischen uns allen richten."

Mit einem Schluchzen der Schwäche brach sie ab, und auch der Dechant vermochte nicht gleich wieder zu sprechen. Endlich sagte

er erschüttert: „Nicht allein Gott wird uns richten, sondern er wird jedes durch das andere richten. Hast du alles weggegeben, so wirst du alles wieder empfangen. Bist du aber auch von der Sünde der Unkeuschheit frei, die du damals abgeleugnet hast?"

„Ich bin es," sagte sie sofort mit leichter Stimme, aber so bestimmt, daß er wieder auf einen Moment verstummte.

„Ich muß dir glauben, wenn auch dieser Glaube mich zu deinem Schuldner macht. Gott helfe mir abzahlen; es ist eine hohe Summe, wie ich fürchte. Aber warum hast du nicht deine redliche Beichte durch die Kommunion bestätigt? Du hättest mich vor viel Unrecht bewahren können!"

Über ihr blasses Gesicht ging ein zartes und himmlisch freundliches Lächeln. Sie wollte sagen: „Kein Unrecht!" aber eine Herzschwäche befiel sie, und statt dessen sagte sie mit wegsinkendem Blick und dem vorletzten Funken der verlöschenden Kraft:

„Ich — will jetzt kommunizieren!"

Er empfing die Willenserklärung wie ein Urteil, während die kühle Klarheit dieser wenigen Worte sich ihm augenblicklich mitteilte; sie traf ihn als eine Aufwallung des Schrecks, nicht als ein Gefühl der Befreiung. Seiner nicht wieder gutzumachenden Schuld tief und schmerzvoll bewußt, faßte er erneut nach ihrer erkaltenden Hand, und während er sich in der weiten Welt hoffnungslos vereinsamen sah, bat er mit rauher Stimme vor Leid und Reue: „Wir sind sterbliche Menschen und wissen nichts trotz aller Eitelkeit. Du bist jetzt mehr als wir alle. Verzeih uns, was wir dir angetan haben! Wir haben die christliche Demut und Liebe ganz vergessen, und so hat uns der Friede Gottes vergessen!"

Das vorige Lächeln kehrte noch einmal in ihr Gesicht zurück, aber blasser und müder, um nach den ersten Worten gleich zu verlöschen.

„Ich habe — nichts zu verzeihen!" sagte sie kaum hörbar. „Verzeiht mir. Ich muß — sterben. Gott sei uns allen gnädig!"

Mit einem erstickenden Laut der Klage verstummte sie. Darauf begann sie zu beten, um nicht in seiner Kümmernis unterzugehen, und er eilte, ihr die letzte Wegzehrung zu reichen. Sie empfing seine Worte und Handlungen in hoher Schwäche, aber in voller Gegenwart des reisefertigen Geistes, und während er aus der Finsternis ihrer Todesversunkenheit den ersten Stern ihrer Ewigkeit schon aufglänzen sah, gab er ihr den Leib des Herrn auf den Weg zur Herrlichkeit des Herrn mit. Heftig, ja herrisch gegen sein Weinen ankämpfend, schritt er zur letzten Ölung. Er bekreuzigte sie und salbte ihr mit dem heiligen Chrisma Augen, Ohren, Nase, Mund und Hände, jene Augen, die eine Zeitlang an der Wohlgestalt des Soldaten so freundliches Gefallen fanden, die Ohren, die einst so innig beglückt seinen Liebesreden lauschten, den Mund, der unter seinen Küssen seine fromme Kühle in ebenso frommes irdisches Feuer wandelte, die Hände, die eine Nacht lang gläubig seine beseligende Gegenwart hielten, und die Nase, mit der sie seine Düfte und erschauernd ihre eigenen atmete. So an Haupt und Händen entsündigt hieß er sie ergriffen ziehen. Voller Liebe betete er, daß sie mit ebenso geheiligtem und reinem Herzen sich von der trüben Anziehungskraft der Erde zu lösen vermöge, denn über ihr Herz, das fühlte er nach wie vor unbeirrbar, besaß er keine Macht mehr.

So hatte er alles in allem wohl einen Blick in den dunklen Spiegel getan, aber seine Seele blieb unerleuchtet. So heimatlos wie zuvor, nur mit schwererer Schuld beladen, verließ er die Kranke. Die Kerzen brannten unruhig und trübe. Draußen kniete schluchzend die Magd. Das Glöckchen des Begleiters läutete ihm suchend voraus. Und noch lange lag auf seinem Weg hinter ihm der leere und erkaltete Duft des Weihrauchs.

Noch während der Dechant das Haus verließ, trat die Tante aus der Türe des Salons, wo sie die heilige Handlung abgewartet hatte. Sie hatte vorhin das Glöckchen des Küsters für die Hausglocke gehalten und war aufgestanden, um nachzusehen, warum die Magd nicht öffne. Plötzlich dem Sterbemirakel gegenüber zu stehen, war für ihre Nerven nicht sehr angenehm gewesen, und mit leicht verzogenen Lippen hatte sie sich in den Salon zurückgezogen, wo ihr wenig gut zumute war. Jetzt stieg sie rascher als sonst die Stufen nach dem oberen Stockwerk hinauf. Befremdet und leise widerwillig atmete sie den Weihrauch ein, der alle Räume des Hauses erfüllte. Als sie die Tür zu Lindes Zimmer öffnete, fand sie die Magd darin. Brigitt sah ihr entgegen mit einer Miene und einem Blick, die sie jetzt nicht gewagt hätte, zu mißachten. Aber ihr stand auch nicht der Sinn danach. In diesem Moment war nichts mehr vom Dienstboten an dem alten Mädchen. Brigitts Haltung zeigte die natürliche Größe und Unerbittlichkeit des Menschen, der gerade ein ungeheures Leid in der tiefsten Erschütterung der Ehrfurcht erlebt. Frau Klinger stand eine Weile prüfend und erwägend in der Tür. Nur mit Selbstüberwindung vermochte sie ihren Blick nach dem Bett zu zwingen, das von Weihrauchwolken wie von Engelscharen umwallt war. Dann trat sie ein und nahm mit vorgeschobenem Kinn und unruhig denkend auf dem Stuhl neben der Tür Platz; der erhobenen Nase widersprach durchaus der aufgestörte Blick und die scharfe Falte zwischen den dichten Augenbrauen.

Der Tante fehlte beinahe jede ursprüngliche Seelenwitterung, und auf diesem Gebiet war sie ganz hilflos. Aber es fehlte ihr nicht an einem gewissen Polizeischarfsinn. Diese Wendung war ihr nicht nur überraschend und Lindes wegen bedauerlich sondern auch unwill-

kommen. Sie drohte, ihre Entwicklungsarbeit an den Männern ernstlich zu stören. Ihr Liebesbedürfnis war eigentlich gar nicht sehr stark. Die Liebe gehörte ihr im Grund zur Gattung der Gemütskrankheiten wie auch Aufwallungen der Vaterlandsliebe und der Religiosität. Viel wesentlicher war ihr Ehrgeiz. Wenn nun das Mädchen gerade jetzt in dieser kritischen Spanne das Zeitliche segnete und vor den Augen der Männer in die Verklärung des Himmels einging, so entstand daraus zunächst ein Gemütsverhältnis, das sich jeder Kontrolle entzog. Besonders den „noch nicht durch Verstand vernichteten unreifen Gefühlsabhängigkeiten" des „trotz allem poetisch veranlagten" jungen Menschen sah sie eine sehnsuchtsvolle und leidenschaftliche Schwenkung dem entschwindenden Schatten nach voraus. „Wie kann man nur so in der Luft schweben!" wunderte sie sich unfroh. Heimlich erregt und bereits auf der ersten Stufe einer trüben Lebensverdrossenheit saß sie pessimistisch grübelnd da und fühlte eine Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Person in sich aufsteigen, deren Richtung ihr noch ganz unbekannt war. Brigitt kniete an Lindes Bett und betete, während um sie her bereits eine allgemeine gefährliche Öde lag. Nichts hatte mehr einen Sinn, wohin sie auch denken mochte. Das Sterben dieses jungen Mädchens machte alles wertlos. Das verstand sie nicht. Sie fühlte sich ausgeschlossen, ja, ausgestoßen, und eine ganz seltsame Angst begann sich in ihr zu reden. Sollte sie nicht alles aufgeben und sofort morgen ihren Koffer packen, um wieder nur sich selber zu leben? Aber konnte sie mit guter Art aus einem Sterbehaus davon laufen? Und dann: war nicht doch etwas von der strengen Süße in sie übergegangen: für andere da zu sein, für Lebewesen sorgen zu müssen, die sich schließlich nach allem Widerstand doch auf einen verließen? Die zweite Möglichkeit war vielleicht, dennoch allen die Spitze zu bieten und sich auf den Vorsprung der Überlebenden zu verlassen. Aber sie hatte keinen Mut mehr. Sie war aufgestört, erschreckt, mit

sich selber uneins. Diese Katholiken und Kleinstädter hatten es gut, sie brauchten nur zu tun, was die Kirche ihnen vorschrieb, und was alle andern Kleinstädter taten.

Gedankenvoll und mit Nerven, die beinahe zum Zerreißen gespannt waren, erschien sie endlich zum Nachtessen. Dort versah sie der Dechant, der sonst wenig redselig war, mit der Nachricht, daß er von Heinz einen Brief bekommen habe, worin er schrieb, daß er verwundet sei und, sobald der Arzt ihm die Reise freigebe, auf Urlaub kommen werde. Was für eine Verwundung es war, schien nicht gesagt zu sein, und was darüber hinaus noch wirklich gesagt war, das verschwieg der Dechant. Heinz hatte noch geschrieben, daß er beabsichtige, sich mit Frau Malva Klinger zu verloben und auch gleich kriegstrauen zu lassen, wenn er alles so finde, wie es den Anschein habe. Er für seinen Teil glaube nicht mehr an Ideale, und man werde ihn auch nicht so rasch wieder glauben machen. Die schönsten Worte trögen am meisten, und es sei nirgends eine größere Leere als hinter hingebenden Blicken. Man werde ihn in Zukunft sich an das Reale halten sehen. „Als ob er sich bisher an viel anderes gehalten hätte!" dachte der Dechant unwillig betroffen. Im übrigen glaubte er jetzt, durch den Brief im Übermaß belehrt, mit sich im reinen zu sein über die Verteilung von Schuld und Unschuld an diesem Platz. Er beantwortete ihre Frage nach dem Lazarett, aus welchem Heinz geschrieben habe, ausweichend und zerstreut, überhörte ihre Bitte um den Brief, und nachdem er noch eine Weile in zunehmender Scham, ohne zu essen, mit seinem neuen Widerwillen gegen diese Frau gekämpft hatte, erhob er sich und überließ ihr den Tisch. –

Der Kranken fiel gegen alles Erwarten nach den Schrecken der heutigen Schneedämmerung und nach dieser leise bewegten Nacht, die sie doch ohne besondere Ereignisse verbrachte, ein stiller, milder Frühlingstag zu, in dem sogar die ersten Amselrufe erklangen trotz

der Prophetie des Küsters von einem Nachwinter. Sie genoß ihn und noch einen folgenden; aber der dritte fand sie verblaßt und schon sehr fern. Die Nachricht von Heinz erfuhr sie durch Brigitt; sie gab keine Zeichen von Erregung. Vielleicht daß sie ihr eine leise Steigerung des Fiebers verursachte, aber es war nicht mehr quälend. Ein gestaltenloser reiner Zustand hielt sie jetzt umfangen. Ob sie Heinz erwartete oder nur noch ihren baldigen Hingang, konnte niemand mit Sicherheit von ihr sagen.

Die große Änderung im Verhältnis des Dechanten zu ihr zeigte sich zunächst in dem Zustand, daß er sich mit Brigitt in die Wachen bei ihr teilte. Er übernahm außer den Stunden des Vormittags die erste Nachthälfte bis um ein oder zwei Uhr, Brigitt versah sie die übrige Zeit. Die Tante hatten sie ohne viel Worte ausgeschaltet, und dem Hauswesen überwiesen, und die wenigen, die der Dechant aus dem Anlaß zu ihr zu reden hatte, waren kühl und merklich fremd. Die Anordnung bildete unausgesprochen eine erste Wiederverständigung zwischen der alten treuen Seele und ihrem Herrn, wenn auch der neue Verkehr auf dieser schwebenden Brücke zunächst noch recht sparsam und vorsichtig hinüber und herüber ging. So stand das Leben in dem nun sehr stillen Pfarrhaus unter dem Zeichen der Sammlung und Erwartung.

Also der Arzt glaubte immer noch nicht an den Ernst der Lage. Am nächsten Vormittag, während sie die Kranke in guter Hut wußte, machte Brigitt einen Gang nach dem Dom, wo sie an demselben Fleck, auf dem Linde damals vor der Beichte gekniet hatte, lange um deren Genesung oder seligen Hingang betete. Auf dem Heimweg stieß sie mit dem Kreisphysikus zusammen, der auch zum Pfarrhaus wollte. Er fragte nach den Ereignissen der Nacht und der Temperatur und fand alles in Ordnung. Am Krankenbett verstärkte sich ihm dieser vorteilhafte Eindruck noch. Obendrein bekam er endlich einmal den Dechanten selber zu fassen, von dem

es ihn schon lange verdroß, daß er seiner medizinischen Person so wenig Ehre antat. Also benützte er die Gelegenheit, dessen geistlichen Hochmut mit einem scharfsinnig und launig zusammengefaßten Vortrag über die ganze Krankheitsgeschichte zu bekämpfen, zumal diese Krankheitsgeschichte jetzt „lächerlich deutlich wie ein aufgeschlagenes Kinderbilderbuch" vor seinen Augen dalag. Diesem Natürchen habe er nämlich wirklich mit List und Geduld seine letzten Geheimnisse abgeluchst, richtig abgeluchst. Ach du lieber Gott, der Arzt, der sich nicht mit der Geschicklichkeit eines Marders zwischen dem Tod und dem Patienten hinzuschleichen wisse, der solle sich um einen Lehrstuhl an der Universität bewerben. Er gehöre nicht zu jenen Angstdoktoren, die sich von jedem Schwindsüchtchen oder Karzinömchen ins Bockshorn jagen ließen. Was sei denn dabei, wenn jemand nun wirklich einen kleinen Magenkrebs habe? Es gebe wirklich schlimmere Dinge. Neulich sei doch ein Junge zu ihm gekommen, der sei in eine Sense gefallen und habe sein Gedärmchen in der Hand vor sich her getragen. Eine außerordentlich einfache Sache. Er habe ihn auf einen Stuhl sitzen und warten heißen, bis er, der Arzt, mit seinem Kaffee zustande gekommen sei, denn an der Tatsache habe er ja auch nichts mehr ändern können. Das sei die Natur. Er wünsche sich nur einmal den Dechanten unter die Finger zu bekommen mit einer ordentlichen Pneumonie oder dergleichen, da sollte er einmal den wahren Arzt kennen lernen. Dies Natürchen da, das sei ja zum Lachen. Gucke so vergnügt und schlau aus seinen Kissen heraus und besinne sich gerade auf neue Finten und Hasensprünge. Nur nicht verblüffen lassen. Oberster Grundsatz: Glaube nichts, bevor du's siehst. Die Theologie lehre das Gegenteil, dafür sei sie auch die Theologie. „Nur so weiter, du kleines heiliges Satänchen. Liegst jetzt ordentlich fest auf dem Rücken. Hat dir schon lange einmal gefehlt, damit du deine Wirtschaft wieder sanierst. Hast verteufelt schlecht hausgehalten. Hut ab vor der Natur.

Vor einem Vierteljahr kommst du mir nicht aus dem Bett heraus. Sie kann jetzt ein bißchen gehacktes rohes Fleisch kriegen. Auch Zwieback, damit sie die Zähnchen nicht verliert. Hab' lange nicht einen solchen witzigen Fall gehabt. Der reine Humor. Na, Gott befohlen. Morgen wieder. Habe die Ehre."

Mit diesen Worten hob er sich auf, griff zu Stock und Hut, die er auf Lindes Bettdecke gelegt hatte, und verabschiedete sich vom Dechanten. Der hatte zu dem ganzen vergnügten Vortrag sehr wenig gesagt und endlich überhaupt nicht mehr hingehört, und der Kreisphysikus verließ das Haus, im großen ganzen doch etwas unbefriedigt von dem Eindruck, den er auf den Geistlichen gemacht hatte.

In der Seele des Dechanten war ein geheimes Kommen und Gehen von Erscheinungen, ein Wirken und Weben aus längst vergangenen Lebensepochen, die nicht seine schlechtesten gewesen waren, ein Aufblühen und Verblassen einstiger Stimmungen und einstiger Träume, und allem Knüpfen und Lösen hielt er stand, ohne etwas vorenthalten oder beiseite bringen zu wollen. So viel Ehrlichkeit und Würde war lange nicht mehr in ihm enthalten gewesen, aber wenn er glaubte, nun bald den Gipfel zu erreichen oder — der Tod verändert ja alle Richtungen — im Abgrund zu versinken, weil er sich schon so viel einsichtiger und weiser vorkam, als er vorher gewesen war, so befand er sich immer noch in keiner andern Gegend des Weltplanes als in seiner alten wohleingerichteten Lehre, in der er groß und schon ein bißchen grau geworden war. Auch wenn er in seiner versunkenen Stimmung den Prediger Salomo vornahm und den Text zu der Vergänglichkeitsmusik, die in ihm klang, aufschlug, so brachte ihn auch diese Lektüre nicht weiter, als morgenländische Gehirne Tausende von Jahren vor ihm gewesen waren.

Er las beim Schein der Krankenlampe: „Was hat der Mensch mehr von aller Mühe, die er sich macht unter der Sonne? Ein

Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde bleibet ewiglich." Erstens, dachte er, irrt sich der Prediger in der Voraussetzung, da die Erde eben nicht ewiglich bleiben wird, und mit diesem wirksamen Kontrast fällt seine ganze Erkenntnis in sich zusammen, zumal der Mensch von seiner Mühe wirklich etwas zu haben scheint. Er hat seine Sicherheit, sein zeitliches Wohlergehen, sein Haus, seine Kinder, seine Freuden und die materiellen und geistigen Erfolge seiner Persönlichkeit. Er weigerte sich schon, dem morgenländischen Prediger bis zum nihilistischen Ziel seiner Philosophie zu folgen, weil er das durch das Gewissen gesteigerte Tun des christlichen Menschen höher einschätzen mußte. Teilte dieser seine Endlichkeit und Beschränktheit auch mit jenem, so habe er doch das Ewigkeitsziel über ihn hinaus. Dennoch fühlte er mit beunruhigender Bestimmtheit, daß ihn das große „Eitel" an einer Stelle traf, wo auch er ihm nicht zu entrinnen vermochte, wo er standhalten und zusehen mußte, daß ganze gepflegte Hühnerhöfe seiner übersinnlichen Begriffe vom Marder der Vergänglichkeit abgewürgt wurden, und es waren sehr wertgehaltene Exemplare darunter.

Aber das war noch nicht alles. Denn indem er weiter las, ging ihm das unheimliche Licht auf, daß auch das große Eitel des Predigers und aller Menschen, die sich persönlich denkend mit dem Leben befaßten, voreilig und ungeordnet, wie es war, selber zu den Eitelkeiten gehörte. Denn was geschah nun mit der weiteren Erkenntnis? „Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß sie selbst wieder aufgehe. Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing. Was ist es, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne." Das war schließlich auch nichts anderes als der Versuch eines alterseitlen Mannes, das Leben der andern jugendstarken zu verneinen, und Recht zu behalten. Nein, dachte er, auch die

Weisheit des Alters ist eine Eitelkeit. Die Begründung, daß alles schon dagewesen ist, reicht nicht aus, das Leben zu verneinen. „Vielleicht gibt es aber doch ein grandioses, heiliges Aber, das sich gegen das Leben richtet. Wo finde ich es?" Möglicherweise, grübelte er weiter, war es in den nachfolgenden Wegleitungen zur rechten, aus Weisheit stammenden Glückseligkeit enthalten. Aber wohin er blickte, fand er nichts als zerbrechliche Denkform, Filigranwerk der menschlichen Erfahrung, erlernbare Anweisungen, die der Selbstsüchtige und der Erkaltete ebenso befolgen konnte wie der Erweckte und Ergriffene, um genau zu demselben Ziel zu kommen, von dem der Prediger als letzten Schluß der Weisheit sprach: zur Herstellung der irdischen Glückseligkeit und zur Bewahrung vor Fallen und Schädigungen. Auch diese letzte „Weisheit" erschien ihm eitel, denn sie war ihm ebenso vergänglich und nur um vieles weniger geheimnisvoll als die Mühe des Menschen, die er hat unter der Sonne, das Wehen des Windes und das Ereignen der Zeit.

Bedrückt und verwirrt schloß er endlich das berühmte Buch, um dann bloß wieder dem so kühnen als stillen Weben der Auflösung in der bekannten Gestalt zuzusehen, auf das überirdische Sausen der Stille zu hören, die ihn umgab, und auf das Schweigen der unermeßlichen Einsamkeit, in welcher er sein und das Leben aller Menschen nun irren und suchen sah. Nachdem er so begriffen hatte, was das hieß, allein sein und auch die letzte Eitelkeit des Gedankens vernichtet wissen, gab es nichts mehr, was er nicht willens war, mit zu opfern, und dem allgemeinen Untergang des Irdischen, der sich in ihm ereignete, nachzustoßen, unbekümmert darum, was weiter aus ihm wurde, und mit der großartigen Gebärde des in Bescheidung still Verzweifelnden. Er verzichtete auch auf die Hoffnung, daß ihm seine Bescheidenheit schließlich doch noch einen schlechten Freiplatz im Theater der Allmacht

einbringen werde, von dem aus er auf den Zehen stehend der Weltkatastrophe oder der Verklärung der fünf Sinne als kleiner Zuschauer beiwohnen könne, in seinem Teil immerhin das Ganze mit dem Leben überstehend.

In diesen Tagen des innerlichen Wandels bekam der Dechant einen Besuch, der ihm sonst nicht wenig geschmeichelt und ihn in seiner letzten Absicht vielleicht sehr erregt hätte. Ein Beamter der Berliner Museumsverwaltung sprach ganz unangemeldet bei ihm vor, um mit ihm über die Dinge zu reden, die seinen Kirchenbau betrafen, und sich seine kleine Sammlung zeigen zu lassen. Es war ein mittelgroßer, magerer Herr in den vierziger Jahren, mit einer Physiognomie, der etwas Spitzmäusiges anhaftete, mit einer großen Brille aus dunklem Glas auf der Nase, mit englisch geschnittenem Schnurrbärtchen und schneiderhaft mit Bändern eingefaßtem dunklem englischem Jackett. Er begann sofort zunftgerechte und zweckmäßige Fragen zu stellen, die der Dechant etwas verwundert beantwortete, und forschte sich in kurzer Zeit durch die ganze Geschichte der Renovation und der Ausgrabungen durch. Worum der Dechant lange ahnend und in gewissenhafter Sorge gestrichen war wie der Jüngling um den Gegenstand seiner Wünsche, da packte der Herr ohne falsche Scheu zu, und es fiel weder eine Verneigung vor dem Allerheiligsten noch ein Achtungsbeweis für die geistliche Behörde ab, beides Dinge, die auch wirklich nicht in sein Fach schlugen. Wenn es nun dem Dechanten darauf angekommen wäre, gegen den Erzbischof einen Wunsch oder ein Interesse auf Umwegen über die weltliche Macht durchzudrücken, so hätte er die beste Gelegenheit dazu besessen, aber zunächst dachte er gar nicht daran.

Inzwischen führte er den kunstbewanderten Herrn in seinem kleinen Museum herum, und es zeigte sich, daß der Besucher alles mit treffenden und manchmal entzückten Ausdrücken an den richtigen

Ort heimzuweisen wußte. Dies Kreuz gehörte jener Werkstatt, und jener Pokal wies die und die orientalischen oder maurisch-spanischen Einflüsse auf, Beziehungen, die dem Dechanten natürlich genau bekannt waren, und die er längst für seine Person festgestellt hatte — er widersprach dem findigen Mann sogar in einer Sache und behielt Recht — aber sie schienen ihm lange nicht so wichtig, höchstens daß ihm vor der weltfertigen Gelehrsamkeit des andern wind und weh wurde. Denn darin hatte er vor dem Erzbischof keineswegs geflunkert, daß ihm jedes Kreuz eine Erfahrung des christlichen Gedankens bedeutete, und in einer gotischen Monstranz erlebte er zuerst und zuletzt das Gottesgefühl, das sich darin zum Ausdruck gebracht hatte. Das war der Zug, den der feine Herr aus Berlin bald als das dilettantische Leitgefühl seiner kunstgeschichtlichen Tätigkeit erkannt haben würde, wenn nicht der Dechant verdrossen meistens den Mund gehalten hätte.

„Es zeigt sich doch immer wieder," sagte der Herr mit der dunklen Brille, indem er sich eifrig schnaubte: „Alles ist Auge. Die Leute hatten damals unstreitig mehr Auge als wir."

„Goethe meinte: Alles ist Gefühl!" erwiderte der Dechant gelangweilt. „Man müßte also sagen, daß die Leute von damals mehr Gefühl hatten."

„Ganz richtig," stimmte der Herr zu. „Gefühl des Auges. Augengefühl. Augenkultur. Eine Kunst weckt die andere. Die Anschauung einer edlen Monstranz erregt im Musiker die melodiöse Linie; die neue Messe ist da. Der Maler wird zu neuen Bildern und Glasfenstern angeregt, der plastisch begabte Mensch zu Skulpturen. Und alles zusammen erregt dann jenes unbestimmt gehobene Lebensgefühl, das man früher Religion nannte. Heute heißt es Kultur. Bei unsern Nachbarn nennt man's Zivilisation. Aber am Anfang steht das Gerät."

Der Dechant stand halb ungeduldig, halb schwermütig da, weil

er an seine Sterbende dachte. „Im Anfang war das Wort," sagte er, für den andern unnötig gewichtig, so daß der ihn überrascht anblickte. „Sie können nicht glauben, daß am Anfang der Religion das Gerät stand, wenn Sie dann noch einen einzigen vernünftigen Gedanken in Ihrer Kunstgelehrsamkeit weiter denken wollen. Das ist derselbe Widersinn, den uns die Naturwissenschaft auftischt, wenn sie sagt: Am Anfang des Lebens ist die Urzelle, der Urkeim. Was wissen wir nun? Woher kommt der Urkeim? Das nennen sie exakte Forschung, und solche Knabenhaftigkeiten hoffen sie dann an Stelle der alten religiösen Mythen zu setzen. Herr, am Anfang der Kunst und auch des Geräts war das Gott-Raum-Gefühl. Es war am Anfang alles menschlichen Tuns, der Kultur, der Zivilisation, und wessen Sie sonst wollen. Ich wollte Ihnen das nicht sagen, weil Sie's vielleicht doch nicht begreifen. Wenn Sie nun den Dom sehen wollen —"

„Aber natürlich!" erklärte der Kunstbeamte mit gewinnender Miene und ganz ungetrübt, indem er den großen Mann — der Dechant überragte ihn um mehr als einen Kopf — interessiert betrachtete. „Sie geben da sehr bedenkenswerte Erklärungen und Zusammenhänge. Sie haben einen Standpunkt. Sehen Sie, auch daran fehlt es dem modernen Kunstbetrieb, am Standpunkt. Auch der Architektur. Sie verstehen sich auszudrücken und Ihre Vorstellungen an den Mann zu bringen. Leute wie Sie braucht man heutzutage, weil sie als Anreger in unsrer schon etwas ausgeleierten Zeit unerläßlich sind. Sie besitzen Urkraft; das ist heute ein rarer Stoff. Kommen Sie zu uns. Es dürfte nicht schwer halten, Ihnen einen Lehrstuhl zum Beispiel an einer katholischen Universität zu verschaffen. Allein schon Ihr Einfluß auf die Kirchenkunst müßte sehr beträchtlich sein. Ich kann Ihnen ja nun sagen, daß ich — ganz unverbindlich — sondieren darf, was Sie zu einem derartigen Vorschlag zu sagen hätten. Ich für meinen Teil, der ich nun die Ehre

habe, Sie persönlich zu kennen, kann Ihnen dazu nur aufrichtig raten. Überlegen Sie sich die Sache; Sie brauchen nicht sofort zu antworten. Inzwischen gehen wir zum Dom. Wohnt nicht gegenwärtig Ihre Verwandte, Frau Professor Klinger, bei Ihnen? Eine talentvolle und hochgebildete Dame. Sie ist an dem Antrag nicht ganz unbeteiligt, obwohl natürlich die Möglichkeit dazu Ihr Verdienst gegeben hat, ohne das auch in Preußen nichts ist. Aber ein Anstoß muß überall sein.

Indem der Dechant den Kunsthistoriker zum Dom begleitete, ging es ihm seltsam. Immerzu sah er einen Menschen in seinem Alter und von seinem Aussehen auf dem Katheder stehen und bedeutende, anfeuernde Vorlesungen halten, während eine große und stets wachsende Zahl von jungen Männern zu ihm aufsah. Oder er sah den Menschen Bücher schreiben, die von Hand zu Hand gingen, deren Geist sich betrachtend und hinweisend am Rand des göttlichen Erscheinungsfeldes bewegte. Ihre Materie, von der Geschichte herausgereicht, zeigte an, daß dort drin der Sternnebel der Ewigkeit Gestalten zeugend, geformte Meteore der Kunst ins gemeine Leben hinaus schleuderte, die in der Reibung der sündigen Atmosphäre noch einmal aufglühten und dann wunderbar kristallisierten. Da stand er draußen und zeugte draußen weltlich, während drinnen brausend der Orkan des lebendigen Gottes in sich selber schaffend mitriß, was sich den Wirbeln seiner Unendlichkeit überließ. Aber schon wurde er unruhig. Warum zeugte er anstatt mit dem erstorbenen Meteor nicht mit der schleudernden Kraft selber? Warum nicht des Schöpfers unmittelbar teilhaftig sein, durch den Glauben Mitverfüger über seine Allmacht und Liebe? Lehrer und gefeierter Professor — gut. Aber wenn er nun am Ende seines Weges dastand mit einem großen Herzen voll gewaltiger Hinneigung und einer Seele voll unbesieglicher Aufstrebung, angetan mit dem Gewand eines Kirchenfürsten und mit dem schwersten Ernst des Lebens?

Dieser Traum überfiel ihn gerade, während er mit seinem Begleiter den Dom betrat. Als er vor dem Allerheiligsten vorbeigehend mit dem Zeichen des Kreuzes sich tief verneigte, fühlte er eine seltsame Überlegenheit gegenüber dem verständigen klugen Mann, der nichts sah und nichts fühlte und darum auch nichts zu verehren hatte. Wieder gehörte ihm der ganze heilige Dom mit seiner Geschichte und Tradition, aber indem sein Blick die strengen Formen und die ernsten Räume durchflog, erinnerte er sich an das sterbende junge Leben und wurden seine Augen wieder trüb. Eine Stimme raunte ihm zu: „Es ist alles eitel!" Der Kunsthistoriker begann wieder zu plätschern und verbreitete in kurzer Zeit außerordentlich viel Nüchternheit um sich, sodaß ihm der Dom zu einem aufgetürmten Steinhaufen wurde, und das ganze geweihte Wesen zu einer Rumpelkammer. Damit schien ihm freilich nichts anderes daraus geworden, als was nach seiner Meinung die neugeschichtliche Aufklärung schon längst aus dem Leben und dem Weltplan gemacht hatte. Indem der Dechant diese Gleichung stellte, entsank ihm auch die letzte Vorstellung irgend einer ihn erwartenden Größe. Bitter seufzend wandte er sich von dem großstädtischen Klügling ab.

Aber er konnte unter den Bettlern immer noch den König spielen, wenn er die Professur annahm. War auch dies eine Eitelkeit, so war es doch eine bescheidene, auf wirklichen Verdiensten begründete. Nun hatte der feine Herr wieder viel Aussichten bei dem zweifelvollen Geistlichen. Aber wieder fiel es diesem auf, diesmal beim Austritt aus dem Dom, welche Bedeutung ihm in seinen eigenen Augen die Ehrfurchtbezeigung vor dem höchsten Zeichen verlieh, ohne daß er sie gesucht hätte. Es überdrang ihn aus jener Gegend her und durchwehte ihn ein Strom mystischer Wirkung, der ihn solange verwandelte, als er ihn empfand, ja, es gereichte ihm zur ahnungsvollen Beruhigung, zu fühlen, daß er selber einen Einfluß darauf hatte, wie lange diese Durchdringung und die Ver-

wandlung dauern sollten. Draußen wurde noch der stille, kindlich fromme Vorbau besprochen und kunsthistorisch eingeschätzt. Darauf führte der Dechant seinen Gast ins Haus und ließ die Tante benachrichtigen, daß Besuch da sei.

Frau Klinger erschien. Der Dechant wurde stumm und steif Zeuge einer wortreichen Begrüßung, an der nach seiner Überzeugung kein Zug echt, kein Wort wirklich, und alles genau so dreist und hohl war, als ob man sich auf einem großstädtischen Parkett besungen hätte. „Diese Leute," dachte er grimmig, „bringen ihre Atmosphäre überall hin wie das amerikanische Stinktier." Der Museumsmensch erklärte den Grund seiner Anwesenheit, und die Dame nahm ihn mit aufrichtiger Genugtuung entgegen. Indessen war sie geschickt genug, viel mehr des Dechanten Verdienste herauszustreichen als die ihren, und der Kunstwissende half ihr eifrig, weil er ihren Einfluß jedenfalls für die nächst absehbare Zeit noch keineswegs entbehren konnte. Ebenso nötig brauchte er ihre Geldmittel für seine Spezialsammlungen, mit denen er einmal seinen Aufstieg zu den höchsten Staffeln zu unterlegen hoffte. Und sie hatte als leise alternde Frau mehr als je ein Interesse daran, sich solche Karriere machende Männer zu verbinden, um im Kurs zu bleiben. Einem endgültigen Alleinsein konnte sie nur mit Grauen entgegen sehen.

Während der Dechant nach Linde sehen ging, erzählte Frau Klinger dem großstädtischen Freund die Geschichte des unglücklichen jungen Mädchens, das sie solange in dieser Stadt festhalte. In diesem Moment glaubte sie selber fest daran. Der Freund hörte die Erzählung gerührt an, obwohl sie ihm, das hätte er beschwören können, ziemlich gleichgültig war: ein Fall, der bei Malva immerhin nicht zutraf. Zu ihrer leisen Verwunderung machte er ihr gleich darauf Lobsprüche über ihr frisches und jugendliches Aussehen bei allen Nachtwachen und Gefühlserregungen und verbreitete sich,

als der Dechant ernst und innerlich erregt wieder eingetreten war, unaufhaltsam noch des näheren über ihre elastische Natur und ihre schöne Aufopferung. Der Dechant sollte sich auch dazu äußern, aber er schwieg. Der Frau war es bei diesem Gespräch auch nicht wohl, und sie brachte die Kunst wieder aufs Tapet, womit ein entzücktes Geplauder anhob über dies Gemälde und jene „pikante" Kleinplastik, Rembrandt, französische und moderne Impression, alte englische Frauenbildnisse, „schmalbrüstige, spitzgiebelige deutsche Gotik" und lebenslustiges Pariser Rokoko, die neuesten Museumsleistungen, Raumgestaltungen, Umgruppierungen, Wert und nähere Umstände von Neuerwerbungen u. s. f. Dann sprang die Unterhaltung auf das vielbesuchte Gebiet der Personalchronik über, wobei weniger, was den Dechanten noch interessiert hätte, die Rede war, von den paar echten Künstlern und öffentlichen Charakteren, aus deren Haltung etwas zu gewinnen gewesen wäre, als von den gesellschaftlichen Modesäuglingen des Tages, ihren interessanten Gehversuchen, ihrem prophetischen Gestammel, ihren Ammen und Gespielinnen, ihren neuesten Verdauungsstörungen und nächsthin zu erwartenden Revolutionsversuchen.

So viel oberflächliches Geschwätz und konventionellen Tratsch und Klatsch hatte er in seinem Leben nicht gehört, und er mußte an die Ankündigung denken: „Wahrlich, ihr sollt Rechenschaft ablegen von jedem Wort, das aus eurem Munde gehet!" Indem er aber alles summierte, dachte er, daß dann das jüngste Gericht sehr lange dauern könne und die Seligen noch weithin auf ihre Seligkeit zu warten hätten. An den Gesprächen beteiligte er sich schließlich gar nicht. Er saß meistens stumm und über sich wie ein Berg brütend da und wartete auf die Entfernung des Gastes. Schließlich brachte er ihn mit einer Kriegslist noch auf eine Stunde vor dem Essen ins Freie. Er sagte ihm, daß ein Trödeljude einen sehr schönen alten Schrank, ein wahres Museumsstück, aufgetrieben und bei sich stehen

habe; ob er's nicht ansehen wolle. Der Kunstmaulwurf wollte und fuhr sofort aus dem Haus, begleitet von seiner Freundin. Auf den Gassen hoben sie miteinander ein lautes und bedeutendes Auslegen der alten Motive und Ornamente an den Bürgerhäusern an, der Abwechslung von gotischen mit Ideen der Renaissance, dem echten hessischen Fachwerkbau, wie er war, und wie er sein müsse, und weissagten so gelehrt und gewaltig, daß die guten Leute wunderliche Gesichter aus den Fenstern machten. Den Schrank fand man dann originell aber nicht stilrein, da eine Zierleiste zuviel daran war und der Beschlag aus einer andern Epoche stammte. Mit aller Wichtigtuerei hatte man aber Zeit versäumt, und schließlich fand der behende Herr kaum noch so viel, geschwind im Pfarrhaus einen Bissen hinunterzuschlingen, sich daran den Hals zu verbrennen, und dann zum Bahnhof zu laufen, um eben gleichzeitig mit dem Zug dort anzukommen. Über den Hauptantrag hatte man nicht mehr weiter gesprochen; der Dechant wollte in einigen Tagen Bescheid schreiben.

Bald darauf trat dieser wieder seine Nachtwache an. Bei Linde hatte sich seit der großen lebensgefährlichen Veränderung nichts weiter gewandelt. Sie lag still, manchmal schlummernd, manchmal traumhaft denkend, nie lange mit offenen Augen wie wartend da, auf ganze Strecken beinahe erfüllt, wenigstens schien es dem Dechanten so, ohne Worte und auch meist ohne Regung, und auf Fragen oder Mitteilungen gab sie selten ein Zeichen des Verständnisses. Aber in jener Nacht, nach ein Uhr — der Dechant saß eben mit seinem Leben tief versunken über dem Evangelium, das mit großer Erkenntnis beginnt: „Im Anfang war das Wort!" — regte sich die Kranke, und als der Dechant aufsah, begegnete er ihrem dunklen Fieberblick, in dem doch soviel gesammelte Klarheit lag, und neuerlich immer mehr Wissen um die fortgeschrittenen Dinge des Lebens und des Todes zum Ausdruck kam. Jetzt wand sich darin eine irdische Frage aus den überirdischen Verstrickungen los, die ihm zu verraten schien, wohin immer noch ihre Gedanken sich wendeten, wenn das Bewußtsein auf fliehende Augenblicke nach der Erde zurück aufklärte.

„Wann will Heinz kommen?" begehrte sie zu wissen. „Hat er darüber geschrieben?"

Der Dechant wußte es nicht. „Er wird gewiß kommen, sobald er kann, Kindchen," versuchte er zu trösten, indem er ihre weiße Hand streichelte. Daß er ihm telegraphiert hatte, er solle seine Reise beschleunigen, wenn er Linde noch lebend treffen wolle, mußte er verschweigen, aber sie dachte es sich. „Er ist möglicherweise etwas schwieriger verwundet, als wir wissen, vielleicht an einem Fuß."

Sie sagte nichts dazu und lag wieder eine längere Weile mit geschlossenen Augen, so daß er nicht wußte, ob sie schlief oder nur

dachte. „Ist Tante Malva hier?" fragte sie darauf, ohne den Kopf zu wenden oder die Augen zu öffnen.

Der Dechant verneinte. „Soll sie kommen?"

Sie bewegte leise verneinend den Kopf. Und wieder nach einigen Momenten Zögerns tastete sie still nach seiner Hand. „Seid gut zu ihr," sagte sie leise. „Sie hat niemand. — Heinz wird auch nicht bei ihr bleiben, wenn er sie wieder sieht."

Etwa zehn Minuten oder eine Viertelstunde verharrte sie so mit ihrer heißen hinfälligen Hand in seiner kühlen, erdensicheren. Seine Gedanken bewegten sich um Erinnerungen, die ihm aus dem sozusagen unterirdischen Verhältnis zwischen den beiden Frauen neuerlich immer deutlicher und schärfer bezeichnend entgegenkamen. Er begann mit schwerem Herzen zu ahnen, daß dies Verhältnis für Linde ein Verhängnis gewesen sei, obwohl er auch jetzt keine eigentliche Schuld auf seiten der Frau zu entdecken vermochte. Schuld fand er nur bei sich und bei Heinz, und diese Gerechtigkeit bedeutete vielleicht sein bitterstes Leiden. Linde schlug die Augen wieder auf und wandte ihm das schmale Krankengesicht zu.

„Wenn Heinz kommt, so frage ihn nach dem Hohenlied," sagte sie plötzlich ganz klar. „Er weiß von allem. Wir haben es miteinander weggeschafft. — Und sage ihm, er soll — nie wieder helfen, jemand Unrecht zu tun. Er kann nie wissen, wer es zu büßen bekommt, — was hinter einem Menschen steht. Seine Jugendgespielin läßt ihm das sagen."

Ermüdet von der Anstrengung des Sprechens legte sie sich in ihre Kissen zurück und regte sich diese Nacht nicht wieder. Als bald darauf Brigitt kam, um den Dechanten abzulösen, — es ging gegen zwei Uhr —, nahm sie keine Notiz davon, und auf seine Frage, ob sie trinken wolle, gab sie keine Antwort. Der Dechant verließ sie wie vom Donner gerührt, obwohl ihre Stimme nicht viel stärker geklungen hatte als das entfernte Zirpen einer Grille, und nach-

dem er die erste Nachthälfte bei ihr verwacht hatte, verbrachte er auch die zweite schlaflos.

Es war noch nicht hell, als er unfähig, länger liegen zu bleiben, sich erhob. Der Südwind herrschte noch in der Luft. Die Sterne zitterten und schwankten; der Himmel schien ganz in warme Luftströme aufgelöst, und über den Türmen des Domes stand unsicher die dünne Sichel des abnehmenden Mondes. In der Luft rauschte es wie von großen feuchten Flügeln; die Vögel, zu denen sie gehörten, sangen wunderbar durch den enteisten Raum für Liebende und Sterbende und für Menschen mit frisch aufgestörten, unbewachten Herzen. Jetzt begann auch die Glocke zur Frühmesse zu läuten. Ihr folgte der Dechant, den es zu gesicherten Gegenständen des Lebens zog. Zur Verwunderung des Vikars erschien er aus dem Dunkel des weiten Raumes ernst und suchend im schwachen Lichtschein der Morgenhandlung, und von allen seinen Gläubigen war er der hungrigste und letzte. Der Kruzifixus blickte gewaltig und auffordernd auf ihn herab. Die Kerzen flackerten belebt und erwartend. In den Fenstern webte der erste Tagesschein. Die Bilder darin standen noch schlafend, aber einige Farben träumten morgendlich. Nachdem der Dechant lange einsam in einer Bank gesessen hatte, verließ er tief gesammelt den hohen Bau, ohne ein einziges Mal an die Altertumsschätze zu denken, die unter dem Chor begraben lagen.

Den Kaffee trank er früh und allein auf seinem Zimmer. Der Magd gab er den Auftrag, die Frau Professor zu ihm zu bitten, wenn sie gefrühstückt habe. Inzwischen vertiefte er sich wieder in das abgründige Eingangswort des Evangeliums. Wie so viele vor ihm und wenige mit ihm fühlte er, daß sich in dem kleinen Satz der reifste Gedanke des gottwissenden Menschen darstellte. Es handelt sich bekanntlich um jene menschliche Kühnheit, die aus dem Bewußtsein des diesseitigen Lebens zum jenseitigen einmal durchgebrochen und unvernichtet zurückgekehrt ist, beladen mit der Erkenntnis des

menschwissenden Gottes, die ihm dort als Gottes tiefste entgegengetreten war. Gleich neben diesem Wort steht für alle Zeiten der Deutungsversuch des Dichters: „Im Anfang war die Tat!" und der Dechant bedachte auch diese hochsinnige Unternehmung. Aber er kam immer wieder auf denselben Schluß zurück, daß sie nichts erreichen konnte als die ausgeleerte Form des größten Gedankens. Je länger er die Umwertung betrachtete, und er betrachtete sie schon seit seiner Jugend, desto fragwürdiger kam sie ihm vor. „Denn," so dachte er weiter, „es ist schon im Ursachenzusammenhang unmöglich, daß im Anfang die Tat war. Nie ist eine Tat der Anfang. Vorher ist schon die Idee. Sie aber sehen jetzt nichts mehr als ihre ‚Tat'. Der Weg abwärts ist beschritten. Die ursprünglich hohe Tat wird zum Tun, das Tun zum Handeln und zum Handel, und schließlich besteht die Tat in der Tonnenzahl der Ausfuhr. Sobald sich das weltliche Denken, auch das erleuchtete, eines göttlichen Gedankens bemächtigt, geschieht es auf weltliche Art, und führt es zur Verderbnis des Gedankeninhalts, der unbürgerlich und unfaßbar ist."

„Nein," sagte er laut, indem er feierlich die Hand auf den tiefen Text legte, „so ist es: Am Anfang war und bleibt das Wesen, durch das alle Dinge gemacht und also getan sind. Und das Wesen war bei Gott, und Gott ist das Wesen. Die Tat geht ihren Weg und kommt zu ihrem Ende. Aber Gott, der das Wesen ist, das Unendliche, der Abgrund aller Ursachen: sie gehen keinen Weg und kommen auch zu keinem Ende. Sie sind in unvergänglicher Wesenhaftigkeit sie selber, stürzen aus sich selber schaffend in die Seele des ehrfürchtigen Menschen, und aus der Seele geschaffen in Gott zurück, der der Anfang ist. Und wollt ihr dann das Tat nennen, so soll es mir recht sein."

Es ging ihm übrigens seltsam. Während er diese Vorstellungen und Begriffe empfand und im erregten Geist hervorbrachte, stand in schweigender Bedeutung die hohe Gestalt des Erzbischofs über

ihm und sah nicht ungnädig auf ihn her. Er selber war nicht groß und nicht klein, nur bereit und offen, und seine größte Größe bestand in seiner Möglichkeit, die er dunkel als grenzenlos empfand. Aber wieder erinnerte er sich des sterbenden Lebens in seinem Haus und seiner ungelösten Fragen, und der Bruch ging hart und unversöhnlich durch seine Schöpfung. Denn wenn das Leben im Wesen alles bedeutete, wie ging es dann zu, daß ein ausgedorrter Teilsinn das Leben in Frage stellte. Hatte nicht eine Halbleiche aus der großen Welt ein gottseliges Kind mit aller Liebe und Frömmigkeit zur Strecke gebracht? Da stand er wieder an genau so, als ob er die greisenhafte Weisheit von der Eitelkeit alles Tuns betrachtete und nicht den sprudelnden Quell des ewigen Wesens selber.

Im rechten Augenblick trat daher das störende Gestirn seines Himmels bei ihm ein. Während sie die Tür auftat, und er aus einer andern Welt gerissen nach ihr blickte, gab es eine Sekunde, in der er sich ungeheuer alt, verstaubt und reisemüde vorkam gegenüber dieser gepflegten und aufs beste gekleideten Erscheinung, die immer nach einem frischen Parfüm duftete und sich niemals in einem Schmutz zu wälzen schien.

„Nun," meinte sie nach der Begrüßung, seine verwühlte und übernächtigte Miene übersehend, mit blassem Lächeln, denn ihr ging es selber nicht zum besten: „Du willst mir wohl mitteilen, daß du dich entschlossen hast, den Ruf an die Universität anzunehmen?" Dabei ließ sie sich uneingeladen in seinem Polsterstuhl nieder, zwar nicht ganz so geschmeidig wie sonst, doch mit der Selbstverständlichkeit, die sie sich als seine Hauskatze angewöhnt hatte. Er beobachtete diese Anstalt mit einer unruhigen Art von Zorn.

„Das hätte ich dir wohl auch im Vorbeigehen mitteilen können, ohne dich zu einer so ungewohnten Zeit in mein Zimmer zu bitten," erwiderte er langsam, ihre Erscheinung mit einer neuen Art von Verständnis ins Auge fassend. „Heute haben wir ein Geschäft mit-

einander, das weiter führen wird. — Erinnere dich bitte an eine bestimmte Reihe von Vorgängen, die sich in meinem Haus ereignet haben. Es handelt sich um Dinge, die mit deiner Person zusammenhängen. Du führtest damals aus, daß dir mein Haus etwas wie ein Zufluchtsort vor der Welt sei, in dem du eine neue Innerlichkeit schaffen oder erwerben wolltest. Nun, dein Wandel widerspricht einer solchen Auslegung in wesentlichen Stücken. Du hast wieder Zerfall und Unheil um dich verbreitet. Tat man damals vielleicht ohne Willen dir unrecht, so hast du das Unrecht nicht zehnfach, sondern hundertfach bewußt vergolten mit Handlungen, die von einem Gast Vergehen darstellen, wenn sie" — seine Stimme wurde rauh und brüchig — „nichts Schlimmeres sind. Ich überlasse es Gott, zu urteilen, inwieweit die Tragödie, die bei uns in diesen Tagen vor sich geht, mit dir als dunkler Heldin zu schaffen hat. Ich werde nicht richten, um so weniger, als ich mich durch Unwachsamkeit in die Schuld mit verwirrt fühle. Aber eines ist eine unerbittliche Notwendigkeit: unsre Wege müssen sich scheiden, und das gar bald. Packe deine Koffer und klage nicht über Bruch des Gastrechts; du hast's lange gebrochen. Aber die letzten Stunden und Handlungen wollen wir rein und unangefochten begehen. Du hast einen feindlichen Geist. Hüte dich künftig vor den Kindern Gottes."

Er wandte sich von ihr ab, weil er Mühe hatte, ihren Anblick zu ertragen, und wartete auf ihr Gehen. Aber so weit war sie noch nicht. Sie gehörte zwar nicht zu den Menschen, die sich sehr leidenschaftlich für andere einsetzen, aber zu diesem Haus und zu seinen Insassen hatte sie irgend eine seltsame Zuneigung gefaßt, so daß ihr eine Rede wie die eben gehörte für diesmal wirklich weh tat. Nachdem der Dechant mit Anstrengung geendet hatte, betrachtete sie ihn eine Weile heimlich erschreckt mit einem leicht verzerrten Zug um die dünnen Lippen.

„Das — sind ja allerdings sehr interessante Eröffnungen,"

sagte sie darauf. „Hoffentlich verfährst du mit deinen Gemeindeangehörigen juristischer. Bei einer Anklage gibt man im allgemeinen Gelegenheit zur Verantwortung und unternimmt nichts ohne Beweise. Du aber springst mit einem herrischen Saltomortale gleich ins Urteil hinein, und ich habe also den Platz zu räumen. — Ich werde dir in diesem Charakterfehler nicht zum zweitenmal helfen, sondern die Überlegenheit behaupten und hier bleiben. Ausgenommen den Fall, daß du Beweise gegen mich aufbringst. Nun, den kann ich abwarten. Nachher wirst du froh sein, daß ich dich vor der Wiederholung einer peinlichen Unedelmütigkeit bewahrt habe."

Der Dechant hatte sich mit einer Röte im Gesicht etwas hastig nach ihr umgedreht; doch faßte er sich, und ruhig erwiderte er: „Die Beweise sind mit Heinz auf dem Weg hierher. Ich werde sie dir nachschicken."

Sie besann sich einen Augenblick, indem sie erwägend auf ihre nervös wippende Schuhspitze blickte. „Es ist doch seltsam," sagte sie dann langsam, „daß du nicht wenigstens von einer Partei Nachrichten besitzest. Wozu habt ihr nun die Beichte? Oder beichtet Linde beim Vikar? Das wäre beinahe pikant. Und die Magd?" Und als er sie nur verständnislos ansah, fuhr sie noch kühler fort: „Ich habe mit Heinz, um die widerliche Sache offen auszusprechen, nichts zu tun gehabt, was man nicht wissen dürfte. Dagegen stelle ich mit Verwunderung fest, daß man den Leuten einen schönen Tod vorsterben und als halbe Heilige gelten kann, alles mit einer Beichtsünde, einer ganz derben Verschweigung im Gewissen. Da liegt sie weiß und fromm mit ihrem Mädchengeheimnis, und ist sicher absolviert und womöglich selig gesprochen. Nun so höre. In jener Nacht — du weißt, welche — wollte ich mich in Heinzens Zimmer über gewisse Beobachtungen persönlich überzeugen. Es war ungefähr um ein Uhr. Als ich durch die Tür trat, fand ich das Zimmer

leer und das Bett unberührt. Bei mir war er nicht, sonst hätte ich mir den Gang erspart. Wenn er nicht bei Linde war, so steckte er bei dir oder gar bei Brigitt. Seine Oberkleider lagen über dem Stuhl; zwei Uniformen hatte er nicht mit, wie du dich vielleicht noch erinnerst. Du sagst, daß der Beweis auf dem Weg sei; ich sehe ihm mit Ruhe entgegen, so wenig angenehm es einem reifen Menschen sein kann, sich mit solchen Widerlichkeiten befassen zu müssen. Indessen, du willst es. Warten wir also ab."

Sie erkannte beinahe augenblicklich, daß sie sich nicht im Mittel, denn es beruhte ja auf Wahrheit, aber in der Anwendung vergriffen habe. Einem noch so schweren Anfall von Zorn oder Entrüstung hätte sie ruhig standgehalten, aber als er nun sein gutes, männliches Gesicht voll Widerwillen von ihr wandte und mit trüber Schwere unter dem menschlichen Schmerz, den er erlitt, stumm ans Fenster trat, zunächst offenkundig unfähig, sich zu einer weiteren Antwort zu bewegen, erbleichte sie noch etwas tiefer. Eine hastige Bestürzung durchfuhr sie, die ungefähr besagte: „Es ist eigentlich weit mit dir gekommen, Malva!" Ihr von Jugend auf unfrisches Herz tat ein paar rasche, nervöse Schläge, während ihr literarisch geladenes Hirn umsonst bemüht war, neue Auskunftsmittel zu schaffen. Indessen tat der Dechant einen beschwerten Atemzug und begann wieder zu sprechen.

„Das ist ganz genau so, wie damals Linde sagte. Wer jemand nach dem Ganzen steht, der kann auch noch ein Buch gestohlen haben; es liegt nichts daran. Er kann das erlegte Wild auch noch verleumden; es wiegt kaum mehr. — Malva, wir sind hier so von Kummer niedergedrückt und vom Schicksalsgefühl durchdrungen, daß einzelne Bösartigkeiten bei uns keinen Eindruck mehr machen. Ich wollte, daß du das begriffst, damit du dir besser dientest. Was uns angeht, so haben wir nicht nötig, Heinzens Zurückkunft abzuwarten. In dem Brief, worin er sie in Aussicht stellte, schrieb er von

gewissen Verlobungs- und Heiratsplänen, an denen — nicht Linde beteiligt ist. Willst du mehr Beweise? Die arme Kranke hat, ich weiß nicht auf welchem Weg und will es nicht wissen, auch von diesen abgeschmackten Aussichten erfahren; es war nicht möglich, daß sie wenigstens in Frieden starb. Nun tun wir das Ganze mit einemmal ab. Und so geh mit Gott!"

Endlich erkannte sie, daß sie diesem Manne gegenüber, der nichts mehr verlangte, wozu sie ihm verhelfen konnte, den Einfluß verloren habe, und erhob sich mit leise zitternden Knien.

„Ich kann mir ja nicht denken, daß wir schon miteinander fertig wären," sagte sie bitter blickend. „Du bist jetzt erregt und von einseitigen Gefühlen hingenommen. Nachher wirst du auch deine Zukunft wieder entdecken; dann werden wir weiter reden. Linde habe ich nicht die Nachricht hinterbracht, ich kannte sie nämlich bis auf diesen Moment selber nicht. Sie ist sehr interessant. Nun, wir werden sehen." Mit einem verfallenen und vereinsamten Zug um den Mund schob sie sich hinaus. Es schien, als ob sie nicht mehr Herrin ihrer Gelenke sei. Die Mitteilung von Heinzens Absicht, die sie sonst vielleicht als Sieg gefeiert hätte, brannte ihr nun wie Galle im Eingeweide, und mit letzter Kraftanstrengung erreichte sie ihr Zimmer.

Darauf übernahm der Dechant wieder die Wache bei der Sterbenden. Die Morgensonne lag gnadenreich und hoffnungsvoll in ihren Fenstern, indessen der Föhn von außen daran rüttelte, und die Amsel im Garten kühnlicher zu singen anhob. Er trat ans Fenster und sah sie ganz oben auf dem Bergamottenbaum sitzen, in dem ihn Linde im Herbst mit der Nachricht von der Ankunft des Leutnants überrascht hatte. Er erinnerte sich Bobs, der eifrig vorausgelaufen war, und der ganzen hellen Stunde, seufzte tief auf und wandte sich ab, wieder der Kranken zu. Brigitt hatte gebeten, sie wegen des Frühstücks zu rufen, wenn Linde erwacht sei; bisher war

es noch nicht geschehen. Vor Sorge kam sie selber wieder sehen und fand sie im gleichen Zustand, den sie während ihrer ganzen Wache gezeigt hatte. Sie lag da mit geschlossenen Augen kaum atmend in ihren Kissen; nur daß sie jetzt durch den geöffneten Mund atmete. Auf Brigitts bange Frage, ob das nun wohl zum Guten oder zum Schlimmen sei, hatte er keine Antwort. Er selber machte sich auf das Ende gefaßt, und sie sah ihm wohl an, was er dachte. Indessen sagte er unvermittelt zu ihr: „Geh nun einmal sehen. Frau Professor will abreisen. Vielleicht kannst du ihr packen helfen, und dann laß ruhig die Hausarbeit dafür liegen." Einem überraschten und forschenden Blick der alten Seele wich er aus, doch kannte sie seine Gesichter gut genug, um zu merken, was der Auftrag zu bedeuten habe, und ihr Herz schwoll ihr in allem Leid hoch auf vor Dankgefühl, unter dem einen bittern Verlust wenigstens ihren Herrn zurückkehren zu sehen. Sie nickte zwei-, dreimal zustimmend, nahm ihm erregt und ehrfürchtig ein Stäubchen von der Sutane und lief dann plötzlich davon.

Gleich darauf kam der Arzt, um zu sehen und zu hören. Auf den neuesten Bericht machte er ein etwas dummes Gesicht, fand dann, daß man die Kranke wegen der Nahrungsaufnahme wecken müsse, da sie sonst zu schwach würde, und beendete den angestellten Versuch mit der Erkenntnis, daß sie bewußtlos sei. Er schüttelte den Kopf, murmelte etwas von geheimnisvollem Patienten, und begann sich dann unvermittelt und beinahe bitter über Lindes Verstocktheit zu beklagen. Nach seiner Meinung müsse sie unbedingt Schmerzen und Krämpfe haben, der Henker möge wissen, warum sie sie verleugne. „Als ob es sich um ein Liebesgeheimnis handle und nicht um eine Krankheit! Was man ihr nicht auf den Kopf beweisen kann, das ist nicht aus ihr herauszubringen; da muß man schon ein Zauberer und Prophet sein, um ein richtiges Krankheitsbild zu bekommen. Wenn mich einer fragt, was mit dem Frauenzimmer los sei, so kann

ich nur sagen, daß ich keine Ahnung habe. Na, man soll sich mal aufs Schlimmste gefaßt machen und das Beste tun, das rate ich immer bei bedenklichen Krisen. Der Teufel möge es wissen, wiederholte er ärgerlich: gerade als ob die Krankheit eine Kapitalanlage wäre, aus der sie Zinsen zöge, oder ein gutes Geschäft, von dem sie die Konkurrenz fernhalten wolle. Dann verschrieb er im Zorn etwas, was kein Mensch lesen konnte, und fuhr ab. Draußen hörte ihn der Dechant noch zu Brigitt etwas von Nahrung einflößen sagen: „Aber vorsichtig, in ganz kleinen Quantitäten, damit nichts in die Luftröhre kommt." Gleich darauf trat sie selber ein. Sie war bei Frau Malva gewesen und hatte sie im Bett gefunden. Die gnädige Frau fühle sich nicht wohl, hoffe aber, am Nachmittag wieder aufzustehen.

Dazu sagte der Dechant nichts. Er nahm an, daß ihr die heutige Aussprache auf die Nerven gefallen sei, und fand, daß es jetzt auf einen halben Tag auch nicht mehr ankomme. Aber sie stand auch im Verlauf des Nachmittags nicht auf; am Abend meldete das Thermometer sogar Fieber, und in der Nacht überfiel sie ein so heftiges Erbrechen, daß sie etwas blutigen Schaum mit erbrach. Dabei blieb sie fürs erste. Ächzend und an allen Gliedern zitternd würgte sie Schleim und Blutblasen hervor. Dazwischen ruhte sie erschöpft und erschreckt in ihren Kissen. Als der Kreisphysikus am andern Morgen kam, sprach er von möglicher Infektion im Verlauf der aufopfernden Pflege, von Überanstrengung und einigen andern Dingen, glaubte aber übrigens doch nur an influenzöse Basis und verschrieb Diät und Ruhe.

Im Lauf des Vormittags traf dann ein Telegramm von Heinz und mit dem Abendzug er selber ein, etwas abgemagert und blaß und mit dem Arm in der Schlinge.

Des Leutnants Schicksale, soweit sie nicht aus den Briefen schon sichtbar wurden, bestanden seit jener Engländernacht äußerlich in den nervenzerrüttenden oder abstumpfenden Ereignissen des Schützengrabenkrieges und in periodischen dumpfen oder ausschweifenden Abwechslungen während der Zeiten der Reservestellung in den Dörfern und Städten hinter der Front. Mit Engländern hatte er's nach jenem letzten, furchtbaren Kampf nicht mehr zu tun bekommen; beim nächsten Vormarsch war sein Truppenteil gegen Bretagner und dann der Reihe nach gegen Turkos, Zuaven, Senegalneger, Marokkaner und Südfranzosen eingesetzt worden. In der letzten Zeit lag er einem Pariser Regiment gegenüber, das nach allgemeiner Bestätigung sehr mutig arbeitete; es war ein gefährlicher Gegner, der die größte Wachsamkeit und Aufopferung nötig machte, Fähigkeiten, an denen es andrerseits wieder im deutschen Truppenteil nicht mangelte. Die frischen Mannschaften, mit denen die damals beinahe aufgeriebenen Kompagnien neu aufgefüllt wurden, brachten nicht nur die kriegerischen Eigenschaften ihrer Stämme mit, sondern übernahmen auch besinnungslos den besonderen Geist des Regiments, und so fanden die Pariser viel saure Arbeit, aber wenig Feste. Es gab genug junge Kräfte, die tatenlustig Heinzens frühere kühne Regsamkeit aufgriffen, und die jetzt ebenso von sich reden machten, wie ehedem von ihm geredet worden war. Er seinerseits ließ es in dem selbstbestimmten Umfang seiner Tätigkeit an keiner Aufmerksamkeit fehlen. Dazu fand man ihn als „alten Krieger" im Besitz beider Eisernen Kreuze und von Orden, die sich infolge jener Kämpfe noch um einen vermehrt hatten, und wußte obendrein, daß er aus den gleichen Ursachen sehr früh zum Oberleutnant aufgerückt war. So besaß er bei den Jungen durchaus das Ansehen

einer Respektsperson, und da er einen ziemlichen Befehlsbereich — neuerlich, solange der Hauptmann beurlaubt war, einen Kompagnieabschnitt — unter sich hatte, so verlangte auch niemand heldenhafte Ausfahrten; man war es zufrieden, daß er die Verteidigung umsichtig und furchtlos führte und die Heldengänge den Jungen überließ. Seine Kameraden kannten ihn als vorsichtig, immer etwas zurückhaltend und stets um eine Spur lieber zum Abwarten geneigt als zum Zugreifen, und bei den Vorgesetzten hatte er die Geltung eines etwas schwerblütigen und pessimistischen, aber talentvollen und durchaus verläßlichen Offiziers, bei dem eine Truppe gut aufgehoben war und um den man sich weiter keine Sorge zu machen brauchte.

Über die Dinge in der Heimat war er nur leidlich unterrichtet. Seine Liebste war verstummt wie ein aufgeschreckter Vogel, und die andere Korrespondentin schien im Gegensatz zu ihrer früheren Mitteilsamkeit einem zerrissen zweifelhaften Lakonismus zu verfallen; über Hausereignisse schrieb sie auch nicht mehr andeutungsweise, ja, sie schien sich überhaupt nur noch mit seiner Zukunft zu beschäftigen. Einen Einfluß irgend welcher Art auf die Entwicklungen hatte er längst nicht mehr; sie beeinflußten ihn. Er begriff, ohne es ändern zu können, daß er sein Schicksal aus der Hand verloren hatte und in einer manchmal beunruhigenden Weise geschoben und Zielen zugestoßen wurde, über die er sich, in aller Arbeit und Inanspruchgenommenheit durch seinen neuen Dienst nicht genügend Rechenschaft geben konnte. Er vermochte naturgemäß nur noch zu sehen, was man ihm zeigte. Je mehr die alte Freundin sich zurückzog, rückte umsomehr die neue in den Vordergrund, und dachte er, sich gegen jene verstimmend, an die neue und an ihre Kapitalien und Beziehungen. Etwas mußte ja nach dem Krieg mit ihm geschehen. Da ihm ganz die geistige Freiheit abging, darüber nachzudenken, so war er auf lange Strecken zufrieden, daß jemand anders für ihn

dachte, während er kämpfte. Trieb ihn nicht schon in der Nacht ein Alarm aus seinem Unterstand, so erhob er sich morgens mit schweren Gliedern und dumpfem Kopf von seinem Lager, erinnerte sich an den herrschenden Zustand und seine Obliegenheiten, und dann begann wieder die krachende und feuerspeiende und so eintönige als gefahrvolle Mühle des Tages. Abends spät sank er müde und ohne jeden Gedanken hin und schlief sofort ein. Die wenigen Ruhepausen waren mit Essen oder mit denselben ewig gleichen Gesprächen und Witzen ausgefüllt, die ebenso ewig gleich von einer Meldung, einem Befehl, einem höheren Besuch zur Inspizierung oder einer feindlichen Unternehmung unterbrochen wurden. Das übrige war für ihn rauchen, warten, handeln, in Untätigkeit zurücksinken, sich wieder aufraffen, um sich über dies oder jenes Ereignis Rechenschaft zu geben, einen zweckmäßigen Entschluß zu fassen, das Nötige anordnen, und dann von neuem warten, brüten, gleichgültige Worte wechseln, Verwundete vorbeitragen sehen, Munition anfordern, die Abgänge melden, Diensttagebuch führen, das Wasser aus den Gräben schaffen lassen, den Schlamm durch die Einführung von Steinen und Brettern bekämpfen, in nassen Kleidern frieren, gelegentlich hungern, und immer weiter warten, warten, warten!

Zum Lesen hatte er weder Zeit noch, wenn sich wirklich eine Stunde dafür fand, Lust. Was im Reich geistig gedacht und geschaffen wurde, erfuhr er nicht. Die kulturpolitischen Gespräche seiner jungen Offiziere oder gebildeten Mannschaften blieben ihm gleichgültig, und er nahm kaum Anteil daran. Oft durch viele Tage unterlag er einem gleichmäßigen seelischen Druck, einer geistigen Verödung, die ihn stumpf leiden machte, ohne daß er durch das Bewußtsein darüber Herr wurde. Der Zustand ließ nach, verstärkte sich, ging und kam wieder, und Heinz handelte dabei auf weite Strecken wie eine aufgezogene Maschine. Halb bewußtlos ging er mit Denkformen um, wandte Erfahrungen anderer Leute an, und wenn er

doch einmal ins Bewußtsein seiner Lage auftauchte, so geschah es mit einer Regung der Ungeduld über ihre Unübersichtlichkeit; dann tat er irgend etwas, nur um damit für diesmal wieder fertig zu sein, und zwar immer das Nächstliegende. Auf diese Weise war jene Vollmachterteilung an Frau Malva zustande gekommen, die dann Linde zur Auflösung der Verlobung veranlaßte. Er nahm auch dies Ereignis dumpf und bedrückt wie ein Gefangener zur Kenntnis und antwortete automatisch. Die spätere philosophisch tröstende Verweisung seiner künftigen Braut auf die Zukunft brachte ihn wieder halb zum Bewußtsein; sie reizte ihn zu einer brieflichen Mißhandlung, von der ihm kein guter Nachgeschmack blieb. In der Folge nahm er sich vor, überhaupt nicht mehr zu schreiben. Vielleicht hatte er nicht genug Zeit gehabt, sich von den Schrecken jenes Kampfes mit den Engländern zu erholen, und war in einem unwiederhergestellten körperlichen Zustand in neue Schrecken gegangen. Sein Vorsatz, künftig nur das Unerläßliche zu tun, deutet nach dieser Richtung; daß dabei immer noch so viel Tüchtiges und Ganzes herauskam, spricht nur für den Wert und die Gesamtanlage seiner Natur.

Inzwischen kam seine Verwundung, und damit hatte es einen sehr einfachen Zusammenhang. Während er damals trotz, oder, wie die Verhältnisse lagen, wegen seines unbegrenzten Heldentums unverwundet geblieben war, ereilte ihn diesmal wegen seines begrenzten das französische Bajonett. Die gegenüberliegenden Franzosen, leidenschaftliche Sucher der großen und Genies der kleinen Vorteile, hatten neuerlich angefangen, sich mit vermehrtem Eifer auf diese zu werfen, um jenen schrittweise näher zu rücken. Tag und Nacht arbeiteten die Mineure, und das Gefühl der Unsicherheit nahm außerordentlich überhand. Kaum war hier ein Minengang abgefangen, so meldeten die Horchposten das verräterische scharrende Geräusch an einer andern Stelle. Heldenhafte und erbitterte Kämpfe spielten sich unterirdisch ab, auf die keine Sonne und kein Stern

blickte und bei denen der Ringer auf Leben und Tod auch das Bewußtsein entbehren mußte, wenigstens in Gemeinschaft von Kameraden zu bluten; sein Minenstollen wurde zugleich sein Grab. In der Luft kreisten zu jeder Tageszeit die behenden Fahrzeuge des genialsten Dämons, den die Hölle hervorgebracht hat, machten photographische Aufnahmen, warfen Bomben, verfolgten und wurden verfolgt. Und unaufhörlich sprangen von der Erde die schwarzen Fontänen der Granateinschläge auf. In diesen Einschlägen verwickelte sich Heinzens Schicksal.

Den Parisern kam es darauf an, sich näher an den deutschen Schützengraben heranzuarbeiten, um beim nächsten Sturm einen kürzeren Sprung zu haben. Ob der Schuß bei der schweren Artillerie bestellt war oder nicht, jedenfalls schlug eines Nachmittags eine großkalibrige Granate genau in der Mitte zwischen beiden Linien in den Boden und warf einen ungeheuren Trichter aus. Der Staub und der Rauch der Explosion lag noch in der Luft, da sah man schon einen Trupp Franzosen in voller Schnelligkeit herzulaufen, um sich in den Trichter zu werfen und den herwärtigen Rand zu besetzen. Sie hatten auch gleich ein Maschinengewehr mit, das in unglaublicher Schnelligkeit aufgestellt und schußbereit gemacht wurde; schon drohte die Mündung gegen die deutsche Linie, bereit, augenblicklich Blei und Stahl zu speien, sobald sich aus dem diesseitigen Graben etwas regte. Die kurze kriegerische Entfaltung hatte im deutschen Schützengraben allgemein imponiert, aber es dachte niemand daran, daß die verwegenen Burschen längere Zeit lebend in dem Loch würden bleiben können, und eine Empfindung wie Bedauern klang aus den wenigen wortkargen Bemerkungen, die dazu gemacht wurden. Wie man sie heraustreiben oder sie mit Nägeln des Todes festnageln sollte, darüber machte man sich weiter keine Gedanken; das war Sache der Gefechtsleitung.

Die Gefechtsleitung war in diesem Fall Heinz. Er beobachtete

mit düsterm Blick und starkem Unlustgefühl den ganzen erfinderischen Vorgang und war sich auch nicht über seine Tragweite im unklaren. Sein Graben bildete den Flankenteil einer vorspringenden Feldbastion; was ihm geschah, das geschah der ganzen Stellung, und es war nicht gut, daß die Franzosen in dem Trichter saßen. Er ließ die kühnen Männer unter gesammeltes Feuer nehmen, richtete sein Maschinengewehr auf sie und verschoß ziemlich viel Munition, obwohl er sparen sollte, ohne etwas Sichtbares auszurichten. Das feindliche Maschinengewehr vollends schwieg sich tückisch aus; es wartete eine andre Gelegenheit ab, um seine kostbare und abgezählte Munition an den Mann oder die Männer zu bringen. Einige Soldaten und Unteroffiziere, die schon an andern Plätzen erfahren hatten, was Krieg ist, erwarteten nun einen Aufruf von Freiwilligen, um das Nest auszuheben und selber zu besetzen, aber es kam kein Aufruf.

Dieser Zustand blieb etwa eine halbe Stunde so im Unentschiedenen schweben, als in einiger Entfernung von der ersten eine zweite schwere Granate einschlug und zwar vor dem linken Flügel der Kompagnie, wo die Stellung an einen Steinbruch stieß. Die Leute eröffneten ungeheißen ein eifriges Feuer in den Pulverrauch hinein, aber als der Erdregen sich niedergeschlagen hatte, saß ein Trupp Franzosen auch im neuen Trichter; diese hatten sogar zwei Maschinengewehre mit. Auf dem Weg dazu lagen einige Tote und Schwerverwundete, aber das Loch schien dennoch stark besetzt zu sein; sie hatten also mit Abgang von vornherein gerechnet. Es erhob sich für die nächste Zeit wieder eine wütende Schießerei, an der sich aber die Männer in den Erdlöchern nur mit wenigen günstigen Schüssen beteiligten. Auch diese Maschinengewehre schwiegen und warteten. Nach einiger Zeit sah man am Auffliegen der Erde, daß zuerst in einem, dann auch im andern Trichter geschaufelt wurde und zwar in der Richtung gegeneinander.

Heinz beobachtete und wartete, er wußte nicht worauf. Schließlich stellte er das Feuer ab, um für die größern Vorgänge, die sich aus diesen kleinen entwickeln mußten, die Munitionsbestände zu sparen, gerade wie die Männer in den Trichtern, obwohl er fühlte, daß ihm ein andres Verfahren zugute kam. Es ist nie ganz aufgeklärt worden, aus welchen Beweggründen an diesem unglücklichen Tag Heinz handelte oder nicht handelte. Was er dumpf und von seiner Unbeweglichkeit gepeinigt erwartete, das geschah. Mit tollkühner Genauigkeit placierte die französische schwere Artillerie einen dritten Treffer zwischen die ersten beiden, worauf sich alles programmgemäß wiederholte, nur daß diesmal bei den Deutschen kein Schuß losging, zur großen Verblüffung der Pariser. Auch hier bemerkte man nach der Klärung der Luft eine Gruppe Schützen, und schon arbeitende Pioniere nebst einem Maschinengewehr. Der Grund, warum diesmal niemand geschossen hatte, lag nur darin, daß nun die meisten vermuteten, Heinz habe es auf eine mehr summarische Aktion abgesehen und wollte dafür vielleicht die Nacht abwarten; möglicherweise hatte man für den Zweck Verstärkungen zu gewärtigen. So war man denn im deutschen Graben getrost und rüstete sich auf die Dunkelheit, und den kecken Parisern wollte niemand weiter gram sein, zumal man sie am andern Morgen gefangen wegzuführen gedachte, versteht sich, wer den Spaß mit dem Leben überdauerte.

Aber es gibt im Frieden wie im Feld eine Art von seelischer Wetterkunde, eine hellseherische Witterung von der Dichtigkeit der Flauheit einer moralischen Luft. Die Kommandanten des Gegengrabens fühlten flaue Luft von den Deutschen herüberwehen. Aus den Mitteilungen der Gefangenen ergab sich nachher für die deutsche Oberleitung etwa folgendes Entwicklungsbild. Den Parisern hatte das ganz unerwartete Verhalten der Deutschen lebhaft zu reden gegeben. Entweder, sagte man, seien sie schlecht kommandiert, und dann mußte man rasch zugreifen, oder sie planten eine eigene Unter-

nehmung, dann mußte man ihnen zuvorkommen. Schließlich wurden die Kommandanten einig, daß es heute an der Führung fehlen müsse; es sprachen für diese Auffassung eine gewisse Reihe kleiner aber belegender Tatsachen. Man verständigte sich mit der Brigade, und diese benachrichtigte die Artillerie, die plötzlich den deutschen Graben unter Präzisionsfeuer und nachher noch eine halbe Stunde unter Trommelfeuer setzte. Neue Schwärme kamen hinter diesem eisernen und feurigen Vorhang aus dem französischen Graben heraus, warfen sich zwischen die Trichter hin und gruben sich eilig oberflächlich ein. Kaum war der letzte Schuß der Artillerie gefallen, so schnellten sie mit koboldartiger Behendigkeit vom Boden auf und stürmten auf den deutschen Graben los.

Heinz hatte auch diese Entwicklung vorausgesehen, aber jetzt war es schon zu spät für irgendwelche Gegenbewegungen; seine Leute wären unter dem Feuer der vorgebrachten französischen Maschinengewehre nur dem offenen Tod ins Haus gelaufen, ohne das geringste auszurichten.

Den Parisern glückte es nun freilich nicht so schnell, wie sie gerechnet hatten. Die erste Sturmwelle, oder was davon nach vorne kam, mußte vor den Drahthindernissen Halt machen. Die Pariser taten es weiterfeuernd und mit erbitterter Zähigkeit in Erwartung der Unterstützung. Inzwischen hatten sich die Trichter und Zwischenstellungen neu angefüllt und wieder geleert, aber auch die zweite und dritte Welle kam nicht zum Ziel, doch bildete sich aus allem Getröpfel etwas wie eine allervorderste Angriffslinie dicht vor den deutschen Gewehren, und jetzt begannen auch die vier Maschinengewehre zu spielen, die von den tollkühnen Männern herausgeschafft und auf dem Feld frei aufgestellt worden waren.

Unter allem schweren Verdruß bemerkte Heinz den großen Unterschied zwischen dem damaligen englischen Angriff und dem heutigen französischen. Die Engländer führten ihren Krieg als sportliche

und brutale Einzelleistung, während die Franzosen als ausgemachte Gesellschaftsmenschen geschickt und fast dämonisch fein einander in die Hände arbeiteten und in der Mechanik einer gemeinsamen Unternehmung von keinem Volk der Erde übertroffen wurden. Es war ihm später nicht einmal möglich, alle Einzelvorgänge sich zu vergegenwärtigen, durch die sie ihn überrascht, unterlaufen, festgenagelt und gelähmt hatten, um dann mit einem wütenden Gesamtschwung den entscheidenden Vorstoß anzusetzen. Den ließ er freilich nicht untätig über sich ergehen, aber wieder war er auch nicht tätig genug. Er fragte zwar nicht danach, ob er sich aussetzte oder nicht, war da, war dort, schrie Anordnungen durch den höllischen Lärm der Handgranaten, schickte Leute auf entblößte Stellen, jagte Leichtverwundete auf ihre Posten zurück, schoß auch den einen oder andern eindringenden Franzosen mit seinem Revolver nieder und machte durchaus den Eindruck eines energischen, umsichtigen und aufopfernden Truppenführers. Aber als sein vorderstes Maschinengewehr, um das sich der Kampf schließlich zuspitzte, den letzten Mann verlor und nur noch allein starr geradeaus feuerte, bis das Band abgelaufen war, um dann plötzlich zu verstummen, sprang er nicht helfend ein, obwohl er der nächste dazu war und mit der Mechanik umzugehen wußte, sondern indem er den unheimlichen Vorgang irgendwie gespenstisch berührt beobachtete, sprach eine Stimme zu ihm: „Jetzt ist's um uns alle geschehen!" Eine solche unerträgliche Trübung kam über seinen Geist, daß er auf einen Moment daran dachte, sich das Leben zu nehmen. Er sah noch, wie ein junger Offizier im Stahlhelm elastisch neben dem Maschinengewehr in den Graben sprang, nach links und rechts je eine Handgranate schleuderte und dann mit schnell gezogenem Revolver auf ihn zulief. Aber gleichzeitig empfing Heinz einen Stoß hinten in die Schulter, der ihn vornüber zu Boden warf und ihm wahrscheinlich das Leben rettete. Wie sich nachher zeigte, stammte er von einem französischen Bajonett. Der Stich war

ihm über dem Schulterblatt in den Rücken und unter dem Schlüsselbein aus der Brust gedrungen. Was weiter geschah, wußte er nicht, weil er ohnmächtig wurde.

Die Pariser wurden nun trotz dieses Erfolges nicht warm in dem deutschen Graben. Sie hatten kaum Zeit, die unverwundeten Gefangenen und die marschfähigen Verwundeten wegzuführen, so setzte schon die Gegenaktion aus den flankierenden deutschen Nachbargräben ein; das Vorgelände wurde für französische Unterstützung durch Artilleriefeuer gesperrt und die fremde Besatzung von beiden Seiten Mann für Mann aufgerieben, bis sich die letzten sechs ergaben, auch schon reichlich blutend und mit glühenden leeren Gewehrläufen. Die aufgehenden Sterne fanden die Deutschen wieder im Besitz des Grabens, und Heinz zur ersten Not verbunden auf dem Weg zum Etappenlazarett. Seine Lunge war nicht verletzt, dagegen hatte er während der Rückeroberung des Grabens noch ein deutsches Gewehrgeschoß in den Oberarm bekommen mit dem zweiten glücklichen Umstand, daß der Knochen nicht getroffen war. Die Trübung seines Geistes hatte sich nicht gelichtet; sie war im Gegenteil noch schwerer und qualmiger geworden. Sie hielt auch die nächsten Tage an und machte ihn wortkarg und finster. Dazu erfüllte ihn eine unerklärliche Unruhe, die ihn im Schlaf schreien und aus wirren Träumen auffahren ließ und sich im Wachen als unaufhörlicher Drang äußerte, irgend etwas zu tun, anzuordnen, einzuschreiten, zur Ruhe zu bringen. Der Oberstabsarzt sagte lächelnd zu ihm, für ihn sei es auch Zeit gewesen, daß er einmal verwundet worden sei, aber etwas weniger hätte gereicht. Heinz verstand ihn nicht und maß den lächelnden Mann mit einem feindlichen Blick. Aber indem ihm mit fortschreitender Ablösung von der kriegerischen Spannung seine bürgerlichen Verhältnisse wieder näher traten, warf sich seine verdrossene Unruhe auf diese, und in der Meinung, sich Befreiung zu verschaffen, schrieb er jenen Brief an den Dechanten, worin er seine

bevorstehende Ankunft und die beabsichtigte Verlobung mit der Tante anzeigte. Daß beides zusammen eine Abgeschmacktheit ergeben mußte, fühlte er dunkel und geplagt, aber es war ihm unmöglich, sich der Zwangsvorstellung zu entziehen. Nur ahnungsweise war ihm bewußt, daß er mit dieser Roheit sich eigentlich selber mißhandeln wollte. Daß seine Seele an die Verlobung im letzten Grund nicht glaubte, blieb ihm verborgen.

Nach zwei Tagen bekam er die Depesche des Dechanten: „Wenn du Linde am Leben treffen willst, komm bald möglich." Sie bestürzte ihn kaum und bestätigte ihn nur, er wußte nicht, worin. Indessen machten sich die Ärzte ernsthaft Sorge um seinen Gemütszustand. Die Reiseerlaubnis zu einer Sterbenden bekam er daher nur mit Mühe und erst, als sie sahen, daß sie mit der Verweigerung die Sache noch schlimmer machten.

Jetzt war es die Woche vor Ostern. Am Donnerstag trat Heinz die Reise an.

Als Brigitt auf das Läuten der Glocke die Haustür aufmachte und Lindes gewesenen Geliebten draußen erblickte, brach sie, keines Wortes mächtig, augenblicklich in Tränen aus. Die Frage, ob Linde noch lebe, beantwortete sie mit einem heisern Krächzen und wiederholtem Kopfnicken. Darauf führte sie ihn blind und taub vor Leid zum Dechanten.

Auch dem Dechanten wurde das Sprechen zunächst sauer, als er so abgemagert und mit unreinem Blick den Freund seiner Linde vor sich stehen sah. „Grüß' dich Gott, Heinz," sagte er ernst. „Wie geht's dir? Bist du schwer verwundet? Setz dich; die Reise wird dich ermüdet haben. Kommst du im Zug aus dem Lazarett?"

Heinz gab in kurzen Worten Auskunft und fragte dann nach Linde, während sein Herz, nach langer Zeit zum erstenmal wieder, bei diesem Namen sich dumpf regte und in seinem düster verhängten Blick auf Sekunden etwas aufschimmerte wie ein vorbeischwebender Engelsflügel. Der Engel kehrte noch nicht ein. Aber die lebendige Regung des Herzens hielt an; es war ein erster Anstoß zur Auferstehung. Der Dechant allerdings wollte diesem heimgekehrten Sohn kein Kalb schlachten.

„Ich dachte, du würdest zuerst nach Tante Malva fragen," erwiderte er nicht ohne Bitterkeit. Und leidenschaftlicher, als der Soldat dumpf vor sich hinstarrend schwieg, fuhr er fort: „Sage mir doch, wie ist es möglich, daß eine Seele, die du geordnet und geheiligt hier forttrugst, in kurzer Zeit so unendlich verwildern und verrohen konnte? Oder warst du schon nicht mehr geheiligt, als du gingst? Was soll ich mit dieser Verlobungsvoranzeige? Ich habe deinen Brief nicht verstanden und werde ihn nie verstehen. Zuerst wollte ich dich dringend ersuchen, das frohe Ereignis geschmackvollerweise wo anders zu feiern, und das tue ich auch jetzt. Aber darüber

hinaus sage ich mir, daß es nötig sei, dich reden zu hören. So rede, sieh deine ehemalige Geliebte, schlafe einmal unter meinem Dach, wenn du kannst, und geh morgen wieder. Aber zuerst rede. Hast du dich schon in jener Nacht mit Tante Malva, deiner jetzigen Verlobten vergangen? Hat sie dich verführt, indem sie deine Sinnlichkeit ausnutzte? Und ist diese Verlobung eine physische Folge davon, wovor Gott sein möge? Ich bitte dich, sprich jetzt Wahrheit; unser ganzes Verhältnis hängt daran, und vielleicht deine ganze Zukunft."

Heinz hatte dem Dechanten eine Zeitlang mit einer halb geweckten Aufmerksamkeit ins Gesicht gesehen. Nun schaute er wieder düster vor sich hin und beschäftigte sich unruhig mit dem Eindruck von moralischer Entschiedenheit, den ihm der Geistliche machte, und mit der neuen Leidgröße, die von seinem Blick und von seinen Worten ausging. So hatte ihm sein Oheim vielleicht nur noch in seiner frühesten Jugend imponiert, und es gab ihm zu denken, daß nun zum erstenmal wieder sich dieser weite und bedeutungsvolle Abstand zwischen seiner eigenen sittlichen Alterslage und der des vorgerückten Mannes auftat. Indessen beantwortete er die gestellten Fragen beinahe mechanisch.

„Ich habe nichts mit Tante Malva zu tun gehabt," sagte er. „Unsre Beziehungen haben sich erst seither angeknüpft. Ist in jener Nacht etwas geschehen, so war sie jedenfalls nicht daran beteiligt."

„Es ist schon etwas, daß wenigstens d e i n e Beteiligung feststeht," bemerkte der Dechant mit großem Blick. „Wer kommt noch in Betracht?" Aber Heinz antwortete auf diese Frage nicht, und eine Zeitlang ging der Dechant denkend vor seinen Büchergestellen auf und ab. „Tante Malva machte mir einige Mitteilungen, die seltsam klingen," hob er darauf widerstrebend von neuem an. „Sie erzählt, daß ihr gewisse Vorgänge aufgefallen seien. In der Folge davon will sie sich nach deinem Zimmer begeben haben, um sich zu vergewissern, habe es leer und das Bett unberührt gefunden, wäh-

rend die Kleider über dem Stuhl lagen. Kann sie das nach der Wahrheit behauptet haben?"

Heinz erhob etwas überrascht das Gesicht. Irgendwie betroffen fühlte er sich kaum, dazu war er jetzt noch schwer zu bewegen. „Linde hat also nichts gebeichtet!" ging es ihm verwundert durch den Kopf; der Verwunderung folgte eine unbestimmte, hoch mit Trübsinn beschwerte vergrößerte Anschauung von ihrem Wesen. „Ich weiß nicht, was Tante Malva getan und gesehen hat," sagte er dann und wieder mit einem Anflug von Unlust. „Darüber muß sie sich selber verantworten." Von neuem ließ er grübelnd den Kopf sinken.

„Du mißverstehst mich, Heinz!" mahnte der Dechant eindringlich. „Wer sich jetzt verantworten muß, das bist du, und es handelt sich hier nicht um die Tante Malva sondern um deine Menschlichkeit, die bitterlich in Frage steht." Er stieß auf einen neuen Gedanken und ging ihm zögernd nach. „Warst du — jene Nacht in der Stadt?"

Heinz bedachte sich einen Moment, dann sagte er mit dem Ausdruck der Geplagtheit: „Ja, ich war in der Stadt. Ich — hielt das alles nicht aus, ich mußte mich betrinken. Das möchte ich am liebsten auch jetzt. Ich habe mich seither oft betrunken."

„Du wirst kaum ohne Kleider in der Stadt gewesen sein."

„Ich — hatte mir einen Zivilanzug verschafft. — Aber wollen wir das nicht lassen? Was soll dabei herauskommen? Kann ich jetzt Linde sehen?"

„Tante Malva ist ebenfalls krank," erwiderte der Dechant etwas erkältet. „Willst du nicht deine Verlobte zuerst begrüßen. Sie würde es übel vermerken, wenn du die andere vor ihr besuchtest."

Heinz erhob sich langsam mit einer müden Bewegung. „Ich bitte dich, Onkel, quäle mich jetzt nicht," sagte er etwas kahl. „Halte dich an keine Worte und an keine vergangenen Dinge.

Sieh auf das, was ich jetzt tue. Wenn du mich nicht hinführen willst, so gehe ich allein." Indessen blieb er unschlüssig stehen, weil ihm an diesem Wort etwas nicht in Ordnung schien.

Der Dechant übereilte sich auch nicht. „Du siehst offenbar selber ein," bemerkte er, „daß dies nicht die Tonart ist, in der du in diesem Haus und in dieser Stunde mit Erfolg auftreten kannst. Du wirst auch nicht mit Dingen, die du jetzt tust, andere so rasch wieder gutmachen können, die du früher getan hast. Wie es scheint, hast du im Feld draußen allmählich vergessen, daß du nicht beziehungslos in der sittlichen Welt stehst, und daß es noch Menschen gibt, die sich mit dir auseinanderzusetzen haben. Aber ich denke, daß dir vielleicht vor allem ein Augenmaß not tut. Es ist gut; komm denn sehen."

Mit diesen Worten ging er ihm an die Tür voraus, öffnete, ließ ihn an sich vorbei in den Korridor treten und führte ihn dann ins Sterbezimmer. Das erste, was Heinz in die Augen fiel, war die brennende Kerze vor dem Bild der Mutter Gottes, die Brigitt für die Kranke gestiftet hatte; eine Schwesterkerze brannte gleichzeitig in der Kirche neben dem Altar, um Gott durch die fromme Flamme an die Fürbitte zu erinnern, die Brigitt Tag und Nacht für die abscheidende Seele tat. Das Licht machte ihn auf den Schlag einsam und klagte ihn an. Hier war alles Liebe und Sorge um ein gekränktes junges Leben, während er kam, um zu sehen, was er angerichtet hatte. Mit schauernder Kühle berührte ihn die tiefe Verwandlung dieses Zimmers, worin er eine Nacht lang Liebender und Beglückter gewesen war, und indem er endlich der Sterbenden nähertrat, geschah es mit einer Beklommenheit, die er noch vor keiner Schlacht empfunden hatte. Mit einer geradezu bestürzenden Ahnung von den Gewalten, die nicht von dieser Welt waren und die an Bedeutung und Machtmitteln jede sinnliche Erscheinung unendlich drohend übertrafen, blieb er

zuerst halbwegs stehen. Nicht als ob an dem sterbenden jungen Mädchen irgend welche überirdischen Zeichen hervorgetreten wären. Es lag recht irdisch arm und abgezehrt auf seinem weißen Kissen, noch viel mehr bekümmernd als rührend in seiner Hinfälligkeit, die dunkelblonden Zöpfe verloren neben sich, die durchsichtigen Hände kalt und schon gestorben auf der Bettdecke, die Augen tief eingesunken und geschlossen, und den Mund kaum atmend offen, mit gesprungenen Lippen und scharfen Linien auf den Wangen hinunter, die sie alt und nachdenklich machten. Nur auf der Stirn und dem Scheitel war eine Heiligkeit beisammen, die auch einen fremden Betrachter überrascht hätte, und die immer wieder wie lockend die Blicke des Soldaten auf sich zog, wenn ihm das Anschauen der andern Zeichen gar zu grausam die Kehle zusammenschnürte.

Als er sich — zuletzt selbstvergessen in ihrer nächsten Nähe — bis unter die Haarwurzeln mit dieser jammervollen Wirklichkeit erfüllt hatte, ohne noch den Sinn für das Geheimnis darin finden zu können, wandte er sich seufzend ab und verließ sehr still und tief in sich versunken mit dem Dechanten den Raum; erst beim Gehen bemerkte er, daß Brigitt auch da war. Er nickte ihr ernst und stumm zu.

Den Rest des Abends verbrachten die Männer ziemlich schweigsam miteinander zuerst bei Tisch und dann wieder an Lindes Bett. Zwei- oder dreimal tat der Dechant eine Frage, erkundigte sich jetzt ausführlicher nach seiner Verwundung, nach dem Stand der Dinge draußen im Felde und vermutete dann, er werde müde sein und schlafen wollen. Die Fragen beantwortete Heinz, die letzte Bemerkung nicht, und der Dechant wartete auch nicht darauf. Von den nächsten Angelegenheiten war nicht mehr die Rede; die gleiche Scheu hielt den Dechanten ab, davon zu sprechen, und den Soldaten, danach zu fragen. Nur einmal, nach einem langen Schwei-

gen, brach Heinz die Stille, indem er sich mit einer Stimme, die ihm selber fern und fremd klang, erkundigte: „Hat — Linde nichts für mich — hinterlassen?" Den Oheim vermochte er dabei nicht anzusehen. Er blickte starr und in unbeweglichem Leiden auf die Sterbende.

Er mußte sich etwas mit der Auskunft gedulden. „Da du dich danach erkundigst," sagte der Dechant endlich, und Heinz hörte, wie widerwillig der gebeugte Mann antwortete: „Sie läßt dir sagen, du sollst nie wieder einem andern Menschen Unrecht tun, und du wirst auch nicht bei Malva bleiben. — Aber vielleicht irrt sie sich darin," setzte er kalt hinzu. „Die Umstände sind verschieden, unter denen die Menschen ein Glück finden." Nicht fähig, die Nähe dieses unglückseligen jungen Menschen länger auszuhalten, stand er auf und trat ans Fenster, wo er lange stand und in die Nacht hinaussah.

Auch diese Bewegung verstand Heinz. Nach einer weiteren halben Stunde erhob er sich ebenfalls. „Ich will jetzt zu Bett gehen," sagte er mit einem letzten Blick auf die ehemalige Geliebte. „Wenn — etwas Besonderes geschieht, so klopfe mir bitte. Gute Nacht."

„Gute Nacht," erwiderte, nicht nur körperlich abgewendet, der Dechant, und Heinz ging tiefer vereinsamt hinaus.

Er legte sich angekleidet aufs Bett, ohne zu schlafen, doch auch ohne viel zu denken; dafür war es bei ihm immer noch nicht Zeit. Seine wenigen Gedanken waren seltsamerweise bei seiner Mutter, an die ihn einige Züge in Lindes Gesicht erinnert hatten, seine Stimme bei dieser, seine Gefühle tief unter ihm in seinen Wurzeln, und sein Bewußtsein schwebte unbeheimatet und ohne Auftrag über seinem stillstehenden Leben im Leeren. Seine Wunden schmerzten, und eigentlich hätte er frisch verbunden werden müssen. Sein Herz klopfte schwer und wie unter einer Last von Steinen. Ab und zu suchte sich ein Gesicht aus seinem Dunkel zu lösen,

aber es kam nicht aus einer gewissen schmerzlichen Gleichgültigkeit frei, die es festhielt, und sank trauernd zurück. So vergingen ihm die Viertelstunden; er hörte sie wehend im Föhn vom benachbarten Turm schlagen.

Aber aus dieser unnatürlichen Ruhe löste sich in der Tiefe eine zuckende Willensregung, ein dunkles scheues Wirkliches, das peinigte und sich aus der Unbewußtheit schmerzend ins Bewußtsein hindurch bohrte. Etwas stand ihm noch bevor! Ein Letztes mußte noch getan sein, wenn alles getan und gelitten, wenn alles erfüllt sein sollte. Beschmutzt und erniedrigt, wie er sich fühlte, sah er sich vor der Notwendigkeit, noch einmal mit vollem Wissen in den Bannkreis jener fremden Macht zu treten, die ihn verdorben und beinahe vernichtet hatte, indem sie seine niedern Instinkte entfesselte. Das alles wäre ihm aber nicht geschehen, wie er sich ganz ehrlich sagte, wenn er keine niedern Instinkte besessen hätte, und in dieser Gerechtigkeit lag unter aller Niederlage bereits ein Fortschritt, wenn er sie auch nicht als solchen empfand; zunächst sah er nur ein neues Leiden und Urteil darin. Es war zwar dieselbe männliche Ehrlichkeit, die ihm den Wahlspruch eingab: „Jetzt los davon oder ganz in den Schmutz!" Aber an der Ausdeutung des Gefühls war sein jüngster Fatalismus noch zu großen Teilen tätig, und sie bewies seine kindlich rohe Ungeübtheit im Umgang mit sittlichen Forderungen. Unruhig, voll düsterer Vorgefühle und freudlos kahler Erwartungen erhob er sich endlich, richtete den zerschossenen Arm in die Binde ein und verließ nach einem letzten grübelnden Aufenthalt am Fenster das Zimmer.

Er war sicher, daß die schlaflose Frau ihn erwartete. Er fand ihre Tür offen und sie bei einem Nachtlicht wachend im Lehnstuhl neben dem geheizten Ofen mit einem Buch in der Hand, ohne zu lesen. Da saß die verwöhnte vielvermögende Weltdame blaß, verfallen, alt, mit ungewöhnlich großen, vor Furcht geweiteten Augen, deren

Blick ihm verschärft und spähend entgegenflog, um auf einen Moment sich klammernd an ihn zu halten und dann enttäuscht und fremd vor ihm abzugleiten. Heinz stand wortlos im Zimmer und sah sie an mit einem Ausdruck, als ob er daran zweifle, daß das wirklich der elegante und gefährliche Schöngeist sei, der ihm aus der Ferne so zu schaffen gemacht hatte. Eine Zeitlang herrschte vollkommene Stille, bis ihr sein Blick peinlich wurde, und sie den ihren, der ruhelos zwischen den Dingen in der Stube hin- und herging, nach einem Stuhl wandte, auf den sie mit der schmalen Hand deutete: „Setz dich, Heinz."

Er gehorchte, während sich in ihm eine unsägliche Befremdung über sich, sie, die Menschen und das ganze Leben ausbreitete. Lust, Gier, Besitz, Geltung, so dünkte ihn — was war das alles gegen ein reines Bewußtsein von sich selber und das Gefühl der Einheit mit jenen treuen und redlichen Seelentrieben, aus denen die Menschheit ihre eigentliche Schönheit und ihren tiefsten Wert gewinnt.

„Ich bin krank," sagte die Frau wie erklärend. „Es wird aber vorübergehen."

Er nickte, unfähig, ein Wort zu sprechen. Was sich jetzt am Anblick ihres Zusammenbruchs in ihm erregte, das war die schwere Empfindung des Mitschuldigen, die ihn ergriff und erschütterte, ihn, den in aller Schuld beinahe Erfrorenen. Hier endlich brach das Eis seiner Erstarrung. Der warme lebenspendende Quell der Erkenntnis wurde frei. In der Tiefe bewegt kam sein winterliches Leben wieder in Fluß sich stoßend und brechend zwischen Eisschollen, Schmutz und entsetzlichen Versteinerungen, aber doch wieder bewegt, doch wieder einem irdischen Vorgang ähnlich.

„Ich — dachte nicht, daß wir uns — unter solchen Umständen wiedersehen würden," brachte er endlich stockend heraus, verstummte aber sofort, weil ihm wie eine Faust das Schluchzen nach der Kehle fuhr. Dazu quälten ihn seine Verletzungen, und er brauchte

sein ganzes männliches Schamgefühl, um vor ihr seine äußere Fassung zu behaupten.

Sie hörte alles, auch das, was er nicht sagte. Zuerst saß sie noch eine Zeitlang mit zusammengepreßten Lippen und unruhig denkend, während sie wieder den Blick zwischen den Gegenständen ihres Zimmers umherstreifen ließ. Endlich begann sie zu reden.

„Nun, mein Freund, soweit hätten wir's also gebracht," sagte sie, ihm das kranke Gesicht flüchtig zuwendend, um dann wieder unbehaglich dahin und dorthin zu blicken, als ob sie etwas suchte. „Du hättest früher kommen müssen, wenn dein Besuch für mich irgend einen Wert haben sollte. Was willst du hier bei mir, nachdem du zuerst dort warst? Und was hat es für einen Sinn, daß du dich wie ein Glückbringer ausführlich hier im Haus annonciertest, nachdem doch nun jeder, auch sie, seinen Fußtritt von dir besitzt? Was ist der Sinn oder Geschmack davon, daß du dem Dechanten deine bevorstehende Verlobung mit mir anzeigst, mich im Dunkeln läßt und in einer Reise zur Buße fährst! Du bist ein seltsamer und unberechenbarer Mensch! — Nun, mache dir nur keine Gedanken darüber, und vor allem erspare dir alle Gewissensbisse meinetwegen. Ich habe keine Lust, mich auch noch an dir aufzureiben. Morgen werde ich dies unheimliche Haus verlassen, halb Spital, halb Irrenanstalt, halb Leichenhalle. Wie steht es im Krankenzimmer?" Er sagte, was er wußte. „Das Kind tut mir leid," fuhr sie mit blicklosen Augen zu sprechen fort. „Und wie unheimlich ist das alles. — Einen Augenblick sah es aus, als ob sie mich infiziert hätte. Ich hatte einen ganz rätselhaften Magenanfall. Das Volk würde sagen, sie wollte mich nachholen. Man erliegt aber übersinnlichen Ansteckungen nicht so rasch." — Sie verstummte unter einem Kälteschauer und schwieg eine Weile innerlich zitternd ohne ein Mittel, sich gegen ihr Leiden zu wehren, und hilflos Auge in Auge mit ihrer Altersangst. — „Was sonst?" fuhr

sie dann dünn und skeptisch fort, wie bisher ruhelos das Zimmer absuchend. „Jetzt sitzt dir das Schluchzen in der Kehle, und du bist ganz Reue und Todesgefühl. In vier Wochen könnte ich wieder auf dich zu rechnen anfangen, aber du bist mir zu kostspielig. Ich bin schließlich doch nicht mehr jung genug, um mir einen solchen Sport zu leisten. Das Seelenleben wirst du dir doch nie abgewöhnen, und daran wird deine Weltmannschaft immer wieder scheitern. – Weißt du eigentlich, warum ich überhaupt in dies Haus kam, trotz allem, was geschehen war? Ich bin auf Jugend hungrig, und Linde schrieb mir in jenem Brief, daß du auch da seist. Von dir hatte ich aber schon eine ganz bestimmte Witterung; die Aussicht reizte mich. – Ich glaube, ich habe dich wirklich in meiner Art geliebt. Ich habe Hoffnungen und Träume auf dein Leben gebaut. Ich wollte dich kapitalisieren. Ich wollte dir das Außerordentliche sein, das dich zum freien Mann machte und dir eine große Karriere verschaffte. Ich verdanke dir eine der bittersten Erfahrungen meines Lebens; das ist auch etwas. Nun, es wird sich wieder ausheilen." Sie hüllte sich dichter in ihren Shawl, stocherte das Feuer auf und legte frisch ein. Er regte sich nicht, und sie schien es nicht zu bemerken. „Man wird hier in den nächsten Tagen deinen Glauben wiederherstellen," spöttelte sie fröstelnd und ernsthaft. „Du wirst erschüttert und ‚erweckt' ins neue Leben gehen. Ich werde in mein altes zurückkehren. Noch eines will ich dir sagen –. Aber hat es nicht geklopft? Es ist dir wohl unangenehm, wenn ich eintreten lasse? Obwohl wir ja nicht aussehen, als ob wir ungern gestört würden. Herein!"

Heinz hatte sich schon erhoben. „Linde wird sterben," sagte er tonlos. „Ich hatte gebeten, mich zu rufen." Aber er zögerte unter ihrem Blick, in welchem ein kaltes und zugleich unruhig fürchtendes Licht aufging. Dieser Blick widerlegte alle ihre vernünftig kühlen Ausführungen, und Heinz sah, daß auf seinem Grund das Grauen

vor dieser Sterbenacht lauerte. Er machte eine halb unbewußte Bewegung nach der Tür. „Ich muß gehen!" erklärte er. „Ich — kann dir auch nichts sagen. Da muß sich nun jedes selber weiter helfen." Indem klopfte es zum zweitenmal dringlicher, und er öffnete, immer noch den Blick auf ihrem fahlen, zuckenden Gesicht. Eine Weile wartete er, daß jemand eintrete oder spreche, um ihn aus diesem Bann zu befreien. Als sich nichts regte und er mit Unbehagen den kalten Luftzug empfand, der ihn von hinten bestrich, wandte er den Kopf herum und bemerkte, daß der Vorplatz leer war. „Es hat doch zum zweitenmal geklopft!" sagte er befremdet, während er wie fragend nach der Tante ins Zimmer hinein sah. Sie wurde unter seinem Blick bis auf die Lippen hinein grau. Unwillkürlich beugte sie sich vor, als ob sie einen Versuch machen wollte, ihn zurückzuhalten. Inzwischen kämpfte er einen letzten kurzen Kampf zwischen ihrer verzweifelnden Angst und dem Trieb, der ihn zum Sterbezimmer fortdrängte. Überwachsam verfolgte sie jede seiner kleinsten Regungen. Nach einem allerletzten Zaudern ergab er sich aufatmend dem Zug seines Herzens und ging, während er schon die erbitterte Stille, die er hinter sich im Halbdunkel ließ, körperlich als Furchtempfindung im Rücken spürte.

Als er aber mit schnellerem Schritt in das Sterbezimmer trat, fand er den Oheim vor Müdigkeit schlummernd im Lehnstuhl sitzen; er hatte den Platz überhaupt nicht verlassen und Heinz also auch nicht gerufen. Gleich darauf trat Brigitt ein, ebenfalls von einem Klopfen gerufen, beinahe aufgelöst vor Schreck, weil auch sie niemand vor ihrer Tür gefunden hatte, und sichtlich beruhigt darüber, Heinz bei Linde zu finden.

Linde verharrte noch in ihrer vorigen Lage, aber es war eine geheime Unruhe in sie gekommen. Ihre Lider zitterten, und die Augäpfel bewegten sich darunter. Der Mund schloß sich und öffnete sich wieder; die Qual ihres Gesichtsausdrucks und die Leidens-

linien neben der Nase herunter vertieften sich. Die Hände griffen auf der Bettdecke umher. Der Atem ging schneller. Der Todeskampf hatte eingesetzt. Der Puls, der manchmal kaum mehr zu bemerken gewesen war, regte sich nocheinmal. Sie wendete den Kopf nach der einen Seite und dann nach der andern, als ob sie einem Schmerz ausweichen wollte. Dazwischen stockte dann plötzlich der Atem wieder, während sich gleichzeitig die Brust aufbäumte, als ob sie schreien wollte. Gegen drei Uhr begann sie leise zu wimmern, und einigemal gab sie halbgesprochene Laute von sich, als ob sie um Erbarmen flehte. Dann ertönte ein langgezogener, jammervoller Schrei, der die Männer bis ins Blut erbleichen machte und die alte Magd fassungslos vor ihrem Bett niederwarf. Auch die einsame Frau vernahm ihn in ihrem Zimmer zu ihrem namenlosen Grauen.

Darauf geschah das Unerwartete. Plötzlich öffnete die Sterbende die Augen mit einem ganz vollen, bewußten Blick, mit dem sie nacheinander die Anwesenden ansah und schließlich nachdenkend und wie fragend an der Gestalt des Soldaten haften blieb. Ihn schüttelte das Elend bis ins Mark, aber er hielt ihr stand, um sie nicht zu verwirren, so gefährlich er selber verwirrt war. Es konnte niemand mit Bestimmtheit sagen, daß sie ihn erkannte, wenigstens gab sie es durch kein Zeichen kund. Mit diesem unverwandten, fragenden Blick sank sie nach einer Minute oder zweien wieder in ihre Bewußtlosigkeit unter, ebenso unerwartet, wie sie daraus aufgetaucht war.

Bald setzte der Todeskampf frisch ein. Sie wimmerte noch viel, bettelte um Erbarmen, schrie zu verschiedenen Malen, wenn auch nicht mehr so laut und so lange wie das erstemal, bäumte sich und warf sich so heftig, daß sie gehalten werden mußte, aber gegen fünf Uhr ließ die Kraft und damit der Kampf nach, und um halb sechs stieß sie den letzten Schrei aus, kurz darauf auch den

letzten Seufzer. Als die Frühglocke zu läuten begann, war alles geschehen.

Nachdem aber diese verklungen war und der Dechant dachte, man habe nun alles überstanden, taumelte Brigitt vom Schluchzen und Beten an Lindes Bett auf, erblickte den bleichen Soldaten, den Mittelsmann des ganzen Unglücks, und ihr altes Herz stieg ihr mächtig an gegen ihn. „Und du?" schrie und weinte sie ihn an. „Wie ist dir jetzt mit deinem schwarzen Herzen? Hast jetzt die zweite Nacht in ihrem Zimmer verbracht! Die dritte wartet auf dich in der Ewigkeit!" Mit diesen Worten wankte sie hinaus, um ihr schweres heutiges Tagewerk zu beginnen.

Der Dechant, von dem Wort tief betroffen, wandte einen Blick auf den jungen Menschen, dessen Miene und Haltung es grenzenlos bestätigten. Sie drückten in aller männlichen Erschütterung noch viel mehr aus, Gefühle und Regungen, die ihm den Soldaten zum erstenmal wieder menschlich näherbrachten, aber inzwischen brach ihm vor dem Geheimnis dieser wunderbaren Verstorbenen auch die letzte Stützmauer seiner katholischen Welt ein. Denn indem er bedachte, wie selbstherrlich Linde durch die Sterbesakramente in den Tod gegangen war, mußte er entweder den Glauben an ihre Frömmigkeit oder an das römische Gebäude seiner Gotteserkenntnis aufgeben. Inzwischen stürzte und barst es in seiner Seele, ohne daß er in der Geschwindigkeit wußte, was da unterging. Noch eben hatte er mystisch gewaltige Spekulationen angestellt über das Wesen, das im Anfang war und das bei Gott war. Nun entdeckte er, daß er in die Rechnung das Wesen des Menschen und seine Abgründe nicht eingestellt hatte, daß alles noch viel gewaltiger und mystischer, und daß auch jene berühmte Erkenntnis weder das letzte Wort über Gottes Wesen ist noch genug Raum enthält, um die Wesenhaftigkeit der menschlichen Seele zu fassen.

Heinz verbrachte seine Zeit im Pfarrhaus ernst und gesammelt bei ernsten und gesammelten Menschen, gepflegt von der alten Magd, die Wege außer dem Haus allein wandelnd, darunter mit Bitternis reich besetzt den zum Grab seiner ehemaligen Geliebten. Über allen männlich offenen und gefaßten Gesprächen mit dem Dechanten erschien das Hohelied Salomos wieder am Licht, heilten seine Verletzungen, reinigte sich seine Seele, und dann stand er noch einmal ein Jahr oder auch etwas mehr in Frankreich und war bis zum bittern Beschluß ein Held wie vorher, wenn auch ohne Zielfernrohr.

Die Tante hatte ihr weltläufiges Leben wieder aufgenommen. Das Kriegsende fand sie zunächst noch in einem Sanatorium. Dann siedelte sie nach ihrer kleinen Villa um und fand auch bald einige neue männliche Figuren, denen sie Gönnerin und Führerin sein kann. Obwohl sie nach wie vor auf ihren Rationalismus stolz ist, so hat sie doch genug von andern Mächten erfahren, um ihre Wunden zeitlebens nicht zu vergessen; hier und da denkt sie auch an das, was dabei wohllautete und Lieblichkeiten zeigte, aber es sind nicht ihre besten Stunden.

Die Geschichte des Domes ist inzwischen doch geworden, und der Erzbischof hat nichts gegen sie einzuwenden. Wenn sie erscheinen wird, so wird sie weniger ein kunsthistorisches als ein frommes Ereignis sein. Und ihren Verfasser wird sie nicht zum Mann einer Zunft gemacht haben aber zu einem Mann Gottes, der eben tief genug in die Abgründe des Lebens geblickt hat, um nicht an ein paar hinfälligen Lehrwidersprüchen zu scheitern. Sein Leitspruch ist jetzt: „Der Geist ist es, der lebendig macht!"



